

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich
herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder, Oliwia Murawska, Kathrin
Pallestrang, Magdalena Puchberger und Johann Verhovsek

Redaktion

ABHANDLUNGEN & ESSAYS

Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Magdalena Puchberger

BERICHTE & BESPRECHUNGEN

Magdalena Puchberger (Chronik/Berichte),
Kathrin Pallestrang (Rezensionen, Ausstellungsbesprechungen),
Johann Verhovsek (Rezensionen)

NEUERDINGS

Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger



Neue Serie Band LXXVIII

Gesamtserie Band 127

Wien 2024

im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gefördert durch

Land Burgenland

Land Kärnten

Land Niederösterreich

Land Steiermark

Land Tirol



Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Satz: Lisa Ifsits, Wien

Druck: Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Wien

AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2024

- 1 Editorial

Abhandlungen und Essays

- 5 ELISABETH LUGGAUER, Ethnografieren in europäischen (Semi-)Peripherien? Vom Re-Perspektivieren in Kontaktzonen
- 35 MARTIN ROHDE, Fedir Vovk/Fedor Volkov/Théodore Volkov – Eine europäische Biografie, ein europäischer Nachlass. Vom Russländischen Reich nach Frankreich und zurück
- 57 MARTIN ROHDE, Notfallsicherung kulturellen Erbes in Kyjiv, oder wie Kolleg*innen den ukrainischen Kulturschutz und Wissenschaftsbetrieb zu unterstützen versuchten. Ein Projektbericht
- 73 STEFANIE SAMIDA, Materialität und Digitalität: Addendum zur aktuellen musealen Debatte
- 83 BERNHARD FUCHS, Olaf Bockhorn: Volkskunde als Berufung 19. Februar 1942 – 16. Oktober 2023
- 191 CAMILLA GEISSELBRECHT UND FELIX GAILLINGER, Liebeshungrig, trunk- und mäännersüchtig. Pathologisierung weiblicher Sexualität im österreicherischen Giftmordfall: „Eine liebestolle Greisin will frei werden“ (1931)
- 223 THASSILO HAZOD, Die Arbeit an der Autonomie: Ökonomische Praktiken der Direktvermarktung landwirtschaftlicher Familienbetriebe in Oberösterreich
- 247 ROLF LINDNER, „I met my love by the gas works wall“. Wie das Imaginäre die gegenständliche Welt überlagert
- 261 KATJA BRUNN, Von Linz nach Wien und in die große weite Welt. Hertha Reisinger und die Prinzess-Keramik. Eine Objektrecherche

Berichte und Besprechungen

- 105 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2023 (MATTHIAS BEITL)
- 123 Bericht zu *ACT!VISM in Memory and Digital Ethnography*, Symposium und Workshop für Marion Hamm zum 60. Geburtstag, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Karl-Franzens-Universität Graz, 1. und 2. September 2023 (MEDINA VELIĆ UND HANNA WÄGER)

- 127 Bericht zum Workshop *Das gute Leben auf dem Land: zur Attraktivität ländlicher Lebens- und Arbeitsformen in Gegenwart und Geschichte*, Institut für Europäische Ethnologie an der Universität Wien, 16. und 17. November 2023 (THASSILO HAZOD)
- 130 Bericht zur Veranstaltung *Land und heute: Zwei Jahrzehnte Institut und Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes*, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes und Niederösterreichisches Landesarchiv, im St. Leopoldsaal des Niederösterreichischen Landhauses, St. Pölten, 23. bis 24. November 2023 (REINHARD BODNER)
- 141 Bericht zur Veranstaltung *Volkskundliche Sammlungen im Spannungsfeld historischer Identitätsbildungsprozesse und Zukunftssicherung*, Volkskundemuseum Graz, 5. und 6. Februar 2024 (ROCCO LEUZZI)
- 148 Wien im Postkartenformat – Nachlese zur Ausstellung *Großstadt im Kleinformat*. Die Wiener Ansichtskarte, 4. Mai bis 24. September 2023 im Wien Museum MUSA (RUDOLF JAWORSKI)
- 159 *#UNGELAUFEN. 501 historische Ansichtskarten*, Online-Ausstellung auf der Website der Universität Klagenfurt, <https://ausstellung.aau.at/> mit Katalog (FLORIAN GRUNDMÜLLER)
- 162 Helen Ahner: *Planetarien. Wunder der Technik – Techniken des Wunderns* (HANNAH KANZ)
- 165 Georg Fertig, Sandro Guzzi-Heeb (Hg.): *Genealogien. Zwischen populären Praktiken und akademischer Forschung* (= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raums/Rural History Yearbook, 2021) (MARIA RAID)
- 169 Jessica Richter: *Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (1880–1938)* (TABEA SÖREGI)
- 173 Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid (Hg.): *Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen* (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108) (PETER STRASSER)
- 283 Nachruf Leander Petzoldt (BERND RIEKEN)
- 290 Bericht zur Tagung *Rural Heritage. Vereinnahmungen und Instrumentalisierungen – Immaterielles Kulturerbe in ländlichen*

- Räumen*, Tagung der dgekw-Kommission für Kulturanalyse des Ländlichen, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 20.–22. März 2024 (JANA PAULINA LOBE)
- 296 Bericht über die 16. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil mit Begleitprogramm in Dresden von 9. bis 12. Mai 2024 (KATHRIN PALLESTRANG)
- 300 Bericht zur Jubiläumstagung *volkskundlich sammeln?*, Haus der Volkskulturen Salzburg, 20. September 2024, sowie Einblicke in die Ausstellung *Masken, Trachten, Kultobjekte. 100 Jahre volkskundlich sammeln* im Volkskunde Museum Monatsschlössl Hellbrunn von 4. Mai bis 1. November 2024 (MAGDALENA PUCHBERGER)
- 308 Klaus Schönberger und Horst Peter Groß (Hg.): *Heimat. Beiträge zu einem Ort, an dem noch nie jemand gewesen ist* (= Reihe „Klagenfurter Interdisziplinäres Kolleg“, Band 12) (SEBASTIAN GIETL)
Stephanie Schmidt: *Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit* (ANNA M. MONSBERGER)
- 315 Ulinka Rublack: *Die Geburt der Mode. Eine Kulturgeschichte der Renaissance* (MARIA RAID)
- 318 Tatiana Zachar Podolinská und Katarína Popelková: *Story of Cohesion. On the History of an Academic Institution* (= *Ethnological Studies* 57) (BARBARA TOBLER)
- 179 Eingelangte Literatur (MARLENE SCHÜTZE)
- 321 Eingelangte Literatur (MARLENE SCHÜTZE)
- 184 Internationale Zeitschriftenschau (MARLENE SCHÜTZE)
- 325 Internationale Zeitschriftenschau (MARLENE SCHÜTZE)
- 185 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 326 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 186 Impressum
- 327 Impressum

Editorial Heft 1/2024

Wie sehr – und mehr oder minder offensichtlich – sich Kontexte und weltpolitische Faktoren in die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde einschreiben, zeigt einmal mehr dieses Heft 1/2024. Mit der im Juni stattfindenden EU-Wahl schiebt sich zusehends das Thema Europa ins Blickfeld. Der Fokus EU verdeutlicht dabei eingeschränkte Perspektiven auf Europa, diverse Krisen und Kriege stellen unsere europäischen, als europäisch gedachten Alltagserfahrungen infrage. Sie provozieren über nunmehr wieder unsichere Grenzen ein politisches wie auch wissenschaftliches Nach- und Weiterdenken.

Intensiv tut dies Elisabeth Luggauer in ihrer peer-reviewten Abhandlung zu „Ethnografieren in europäischen (Semi-)Peripherien? Vom Re-Perspektivieren in Kontaktzonen“, in der sie – ausgehend von ihren Multispezies-Forschungen in Podgorica – Europa geografisch wie disziplinar-methodisch auslotet. Anhand empirischer Beispiele reflektiert Luggauer ihre europäisch-ethnologischen Erfahrungen von Eigen/Fremd, die veranlassen, eine bereits vieldiskutierte und zuweilen als abgeschlossen erachtete Fachdebatte zum Selbstverständnis der *Europäischen* Ethnologie neu aufzurollen, und damit den Feldbegriff, die Südosteuropaforschung und den Umgang mit dem südöstlichen Europa neu zu konzipieren.

Den Grenzen bzw. Rändern des europäischen Wissenschaftssystems geht Martin Rohde in seinem Essay zum ukrainischen Forscher Fedir Vovk und dessen Nachlass nach. Ebendieser Nachlass liegt im *Wissenschaftlichen Archiv des Instituts für Archäologie der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine* in Kyjiv, das durch den russischen Angriffskrieg seit zwei Jahren gefährdet ist. In einem weiteren Beitrag zur „Notfallsicherung kulturellen Erbes“ der Bestände des Archivs, beschreibt Rohde nicht zuletzt die schnelle und tatkräftige Unterstützung durch Kolleg*innen des Volkskundemuseum Wien für dieses Unterfangen. Der Autor war die maßgebliche treibende Kraft hinter dieser Initiative und berichtet eindrücklich über Bedingungen wissenschaftlicher, archivalischer und konservatorischer Arbeit in Kriegszeiten.

In gewisser Weise schreibt Bernhard Fuchs im Nachruf auf Olaf Bockhorn Fachgeschichte, wenn er dessen für die österreichische

Volkskunde über viele Jahrzehnte prägende Persönlichkeit facettenreich darstellt.

Dieses Heft gibt im Besprechungsteil nicht nur Einblicke in das weitere Fachumfeld an den Universitäten und Museen, sondern verweist auch auf den Verein für Volkskunde und das von ihm getragene Volkskundemuseum Wien. Beide Institutionen stehen vor großen Aufgaben und Veränderungen, wenn ab Herbst 2024 nun tatsächlich der Umbau des Hauses ansteht und zukunftsweisende und derzeit besonders zu stärkende demokratische/demokratiefördernde Zugänge und Konzepte erarbeitet und umgesetzt werden. Einen besonderen Anteil an den laufenden Vorbereitungs- wie auch Konzeptionsarbeiten hat die Planung und Umsetzung der Digitalisierung der Bestände des Museums (Objektsammlungen, Bibliothek, Archiv), die die Grundlage für die zukünftigen Forschungs-, Darstellungs- und Vermittlungsvorhaben schafft. Ebendieser angestrebten Weiterentwicklung von Digitalisierung zur Digitalität widmet sich Stefanie Samida in ihrem Text zum Verhältnis von Materialität und Digitalität.

Das alltagskulturelle Medium der Postkarte stößt derzeit an unterschiedlichen Standorten der Europäischen Ethnologie wieder auf Interesse. Als Medium der Kommunikation eignen sich die dargestellten bildlichen Inhalte wie die textlichen Botschaften ganz besonders für eine Zeitdiagnose von Konventionen über das Verhältnis zum Anderen. Als verschickte Botschaft ist die Postkarte ganz grundsätzlich auch ein grenzüberschreitendes Objekt. Es überwindet Grenzen ebenso wie es sie manifestiert. Gleich zwei Ausstellungsrezensionen setzen sich im Besprechungsteil mit dem Format Postkarten auseinander.

DAS TEAM DER ÖZV

Abhandlungen
und Essays



Ethnografieren in europäischen (Semi-)Peripherien? Vom Re-Perspektivieren in Kontaktzonen¹

Mit Multispezies-Beziehungen in der Stadt Podgorica denkend, spürt dieser Beitrag Aushandlungen von in der Volkskunde geprägten Ideen des Eigenen und Fremden in Konzepten des Europäischen der Europäischen Ethnologie_Empirischen Kulturwissenschaft_Kulturanthropologie nach. Aufbauend auf der Dezentrierung des modernistischen Natur/Kultur dichotomisierenden Denkens von Stadt hin zu einer Perspektive auf Städte als mehr-als-menschliche Verflechtungen wird die Kontaktzone als Denkfigur ethnografischer Forschung in innereuropäischen (post-)kolonialen Machtasymmetrien fruchtbar gemacht. Abschließend wird die Kontaktzone als Denkfigur für europäisch-ethnologische ethnografische Forschung vorgeschlagen, mit der eine Re-Akzentuierung der in die aus der Volkskunde hervorgegangenen Fächer eingeschriebenen Denkweisen des Eigenen und Fremden hin zu multiperspektivisch zwischen zentrierenden und peripherisierenden Dynamiken oszillierenden Ethnografien einhergeht.

Überraschungen und Einordnungen

Ein Pferd!?

Ein früher Abend im Februar 2016 in Podgorica in Montenegro zu Beginn einer längeren Feldforschung – meiner ersten nicht im Studienort Graz –

1 Für sehr produktive und hilfreiche Anregungen zu dieser und früheren Versionen dieses Textes danke ich besonders Alexandra Hammer, Arnika Peselmann, Isabella Kölz und Katrin Kremmler sowie den beiden anonymen Reviewer*innen.

auf den Spuren von *psi lotalice* oder *ulični psi*, also streunenden Hunden oder Straßenhunden. Wir, das sind Anna, mein*e damalige*r Partner*in und Studienkolleg*in, der Hund Ferdinand und ich, sind mit dem Auto vom westlichen Rand der Stadt, von der für wenige Tage gemieteten Airbnb-Wohnung zur Unterkunft für die nächsten Monate in einem vorstädtischen Viertel nahe dem alten Flughafen unterwegs. Wir fahren den vierspurigen Bulevar Josipa Broza Tita, einer der Bulevars, die den Stadtkern umfassen und von den umliegenden vorstädtischen Wohn- und Industrievierteln trennen, entlang. Es ist dunkel, der Bulevar ist stark befahren – in Geschwindigkeiten zwischen schleichend und rasend. Überholmanöver zu bemerken, aber auch selbst zu steuern braucht einiges an Aufmerksamkeit, wir versuchen außerdem zu erkennen, in welche der Seitenstraßen wir einbiegen sollten. Plötzlich sagt Anna vom Beifahrendensitz: „Da steht ein Pferd!“ – „Was?“ Und tatsächlich, am Rand des Bulevars zupft ein Pferd Gräser aus der schmalen Grünfläche zwischen der Fahrbahn und einem Gehsteig. Plötzlich fühlt sich alles noch viel hektischer an. Haben wir uns getäuscht? Wir versuchen zu wenden, halten schließlich bei der nächsten Möglichkeit an, weil wir uns „das“ aus der Nähe ansehen wollen. Doch da steht tatsächlich ein Pferd. Ob wir es berühren müssen, damit wir es glauben? Wir nähern uns mit einer Mischung aus Neugier und Vorsicht, weil Fluchttier und Bulevar und so. Die braune Stute scheint davon ziemlich unbeeindruckt. Sie steht weiter auf dem Gehsteig und zupft Grashalme aus dem Boden. Menschen gehen vorbei, Autos fahren vorbei. Anna und ich scheinen die einzigen zu sein, die dem Pferd Beachtung schenken. Wir wollen auch nicht zu nahe kommen, weil Fluchttier und Bulevar und so. Auch diese Sorge scheinen andere Passant*innen nicht zu teilen, sie schlängeln sich zwischen Pferd und Hauswand durch, Autos weichen auch nicht aus oder bremsen. Wir überlegen kurz, ob wir etwas „tun“ sollten, stellen fest, dass im Radio „zu Hause“ bestimmt viele aufgeregte Verkehrsfunk-Ansagen gesendet worden wären über ein Pferd auf einer Straße in einer Stadt. Wir stehen da nun schon eine Weile, irgendwie rechnen wir mit jemandem, der vorbeikommt, und das Pferd einfängt und zurück in seinen Stall bringt, oder mit der Feuerwehr oder Ähnlichem. Irgendwann wird es fast langweilig. Menschen gehen vorbei, Autos fahren vorbei, die Stute zupft Gras aus dem Grünstreifen, bewegt sich dabei langsam in eine Richtung entlang des Gehsteigs weiter. Irgendwann gehen wir dann auch zurück zum Auto und setzen unsere Fahrt auf der Suche nach der Unterkunft fort.

Die ethnografischen Unternehmungen, die mit dieser überraschenden Begegnung begannen, ereigneten sich im Rahmen eines Dissertationsprojektes zu den Fragen, wie menschliche und straßenhündliche Bewohnende der Stadt Podgorica miteinander – gedacht mit Donna Haraway – „naturkulturelle Kontaktzonen“ als „weltbildende Verstrickungen“ zwischen Lebewesen verschiedener Arten eingehen,² und wie in diesen Menschen-Hunde-Kontaktzonen gemeinsam städtischer Raum als Multispezies-Alltagsraum gestaltet wird.

In den Tagen nach dem Zusammentreffen mit dem Pferd auf dem Bulevar, ich hatte die Wohnung, nach der wir an diesem Abend gesucht hatten, in der Zwischenzeit bezogen, spazierten immer wieder Pferde an dieser Wohnung vorbei. Die Pferde grasten entlang der Straße, die eine große grün-braune Fläche am Stadtrand, den nord-westlichen Ausläufer des Weinbaugebietes Ćemovsko Polje, mit dem Bulevar verbindet. An diesen Szenen überraschte mich wiederum nicht nur die Präsenz von sich frei bewegenden Pferden in städtischem Raum, sondern auch die Selbstverständlichkeit mit der den spazierenden und grasenden Pferden begegnet wurde. Eingeeübt mit Straßenverkehr und anderen Stadtgehenden sind die Pferde, ebenso routiniert sind andere, etwa menschliche oder hündliche Stadtgehende mit den Pferden. Die Pferde gehören zu Rom*nja, Aschkali und Balkan-Ägypter*innen, die im Kosovokrieg als *displaced persons* nach Montenegro kamen. Im Stadtviertel Konik – nahe an meiner Wohnung – wurde zunächst ein Refugee Camp errichtet, in den letzten etwa zehn Jahren wird das Camp allmählich durch Wohnbauten ersetzt.³ Die Pferde werden hauptsächlich zum Ziehen von Fuhrwerken zwischen dem Wohnort am Stadtrand und anderen Teilen der Stadt benötigt. Ansonsten wandern sie grasend von den Unterkünften ihrer Halter*innen weg durch die angrenzenden Stadtviertel und mischen sich dabei auch unter Kühe und Schafe, die sich landwirtschaftlich gehalten über vorstädtische Grünflächen bewegen. Problematisiert werden die Pferde und Praktiken ihrer Haltung, und

2 Vgl. Donna Haraway: *When Species Meet*. Minneapolis 2008, S. 4 und 7.

3 Die Dynamiken um dieses Camp und die Lebenswelten der Bewohnenden zeichnet detailliert nach: Čarna Brković: *Everyday Life as a Homo Sacer*. *Enclave Urbanism in Podgorica, Montenegro*. In: *Südosteuropa* 66 (1), 2018, S. 10–26.



Abb. 1 Zwei Pferde grasend vor einem Wohnhaus in Podgorica,
Foto von Elisabeth Luggauer, 9. Februar 2016.

das meist in (Sozialen) Medien und oft zusammen mit rassistischen Zuschreibungen, wenn eines davon verletzt oder krank ist, oder die Tiere starker Hitze oder Regen ausgesetzt sind.

Allmählich wurde mir deutlich was mich – uns – an der ersten Begegnung mit einem dieser Pferde so befremdete: Die in mir – uns beiden – inkorporierte Logik städtischer Räume wurde in dieser Situation in zweifacher Weise durcheinandergeworfen, wir wurden sozusagen in zweifacher Weise überrascht. Zunächst (1) von der Anwesenheit eines Pferdes, nicht vor eine Kutsche gespannt oder im Rahmen anderer Inszenierungen, sondern eigenständig raumnehmend und raumnützend, und (2) dadurch, dass dieses eigenständig stadtgehende Pferd nur uns befremdete und wir uns nicht in einer Ausnahmesituation befanden, in der so etwas wie gemeinsames Krisenmanagement einsetzt.

In der Begegnungssituation selbst waren wir vor allem damit beschäftigt, das Pferd und die Normalität des Pferdes auf dem Bulevar irgendwohin *einzuordnen*. Einzuordnen bedeutete hier, diese Wahrnehmung in ein bekanntes Raster als fehl am Platz einzufächern und

aus vertrauten und eingeübten Mustern zu reagieren, wie etwa Sorge um das Wohlergehen des Pferdes zu empfinden, und das Eintreffen der Feuerwehr oder des Besitzenden zu erwarten. Dieses Raster hatte sich aus unseren (Reise-)Biografien und während des Studiums erlesenen und erprobten Anwendungsbeispielen soziologischer und europäisch-ethnologischer_kulturanthropologischer Stadtforschung zusammengebaut. Es bestand vor allem aus in der europäischen Moderne geprägten Städten, in der *Natur* – und damit auch Tiere – nur *gezähmt* und *beherrscht* vorgesehen ist und in nicht von Menschen kontrollierten Formen als deplatziert erscheint.

Dieser Text setzt an dem Moment der Überraschung durch ein Pferd und dem zunächst beinahe gescheiterten Auffangen und Umwandeln dieser Überraschung in einen Ausgangspunkt ethnografischer Forschung an. Daraus wirft der Aufsatz Fragen zu erkenntnistheoretischen Selbstverständlichkeiten der Europäischen Ethnologie_Empirischen Kulturwissenschaft_Kulturanthropologie auf: Was, wenn Überraschungen während Feldforschungen im vermeintlich kulturell ‚Eigenen‘ die eigenen Logiken zu sehr durcheinanderwerfen, als dass die eingeübte europäisch-ethnologische_kulturanthropologische_empirisch-kulturwissenschaftliche Brille des Fruchtbar-machens von Überraschungen im eigenen Alltag aufgesetzt werden kann? Und was, wenn es eigentlich eine andere Brille bräuchte, als jene, die geübt ist, Eigenes zu verfremden? Und: Bedeutet eine solch gravierende Überraschung und ein daher in der Begegnungssituation einsetzendes rasches Einordnen des Erlebnisses in bekannte Bedeutungssysteme, anstelle von einem Zulassen der Überraschung und dem Aufnehmen ihrer Spur, möglicherweise nicht nur, dass eine einzelne in der Europäischen Ethnologie sozialisierte Ethnografin nicht auf diese Überraschung vorbereitet war, sondern sowohl die Überraschung als auch das nicht Vorbereitetsein auf diese Überraschung zu einem gewissen Grad disziplin-systemisch bedingt sind? Die hier vorgenommenen Überlegungen und Re-Akzentuierungen ergeben sich aus Reflexionen von Feldforschungs- und Diskussionsmomenten im Rahmen eines Doktoratsprojektes, das sich in zweifacher Hinsicht an den Rändern des Forschungshorizontes der Europäischen Ethnologie bewegt: Denn es widmet sich Multispezies-ethnografisch Menschen-Hunde-Beziehungen in einer Stadt im südöstlichen Europa. Diese Momente sind hier zu drei Vignetten

verdichtet dargestellt, die zur gemeinsamen Deutung und Reflexion einladen sollen. Diese Vignetten werden schließlich in Bezug zu Literatur gesetzt, die die europäischen Bezüge des Faches Europäische Ethnologie_Empirische Kulturwissenschaft_Kulturanthropologie darlegen und diskutieren.

Multispezies und semiperiphere bzw. peripherisierte Alltags- und Forschungskontexte bilden den Boden, aus dem die Überlegungen dieses Textes gewachsen sind.

Anliegen dieses Beitrags ist es jedoch nicht, städtische Multispezies-Lebenswelten aufzufächern. Als ein perspektivischer Aufsatz nimmt dieser Text aber den kritisch-reflexiven und Grenzen dekonstruierenden Impetus der Multispezies-Forschung und der dekolonisierenden Forschung in und zu kulturellen Kontexten des südöstlichen Europa auf, um daraus gegenwärtige Bedeutungen und unter der Oberfläche wirkende Selbstverständlichkeiten der in der Volkskunde geprägten Konzepte von *Eigen* und *Fremd* in den Blick zu nehmen und in ihrer Übertragung in einen europäischen Horizont zu problematisieren.

Dazu stützt sich der Aufsatz auf die Kontaktzone, die zunächst im Kontext der Postcolonial Studies von der Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt als Konzept zur Deutung von Begegnungen in kolonisierenden Dynamiken geprägt wurde: „I use this term to refer to social spaces where cultures meet, clash, and grapple with each other, often in contexts of highly asymmetrical relations of power, such as colonialism, slavery, or their aftermaths as they are lived out in many parts of the world today.“⁴ Die Kontaktzone, so Pratt, bedeute ein Zusammenkommen von Subjekten, die zuvor geografisch, sprachlich oder kulturell voneinander getrennt waren, und birgt trotz der sie prägenden asymmetrischen Machtkonstellationen das Potenzial von (auch improvisierter) Interaktion mit oftmals unbekanntem oder offenem Ergebnis.⁵ Pratt denkt die Kontaktzone weiter als einen Raum der Kontrastierung verschiedener sozialer, kultureller, macht- und geopolitischer Hintergründe und als einen Rahmen des Aushandelns,

4 Vgl. Mary Louise Pratt: Arts of the Contact Zone. In: Profession 1991, S. 33–40, hier S. 34.

5 Vgl. Mary Louise Pratt: Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation. London, New York 2003 (Orig. 1992), S. 7.

gemeinsamen Reflektierens und Lernens in Kontexten universitärer Lehre und Ausbildung.⁶ Aus diesen Ansätzen Pratts wurde die Kontaktzone – auch oftmals unter Verlust ihres Impetus der Analyse komplexer und asymmetrischer Machtbeziehungen – zu einer Denkfigur für verschiedenste Kontexte von Zusammentreffen und Interaktion mobilisiert. Pratts Überlegungen aufnehmend macht die Biologin und Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway die Kontaktzone zu einer Denkfigur für stets von verschiedenen Sprachen und asymmetrischen Machtdynamiken durchzogene Multispezies-Alltage fruchtbar und prägte die Kontaktzone damit als wegbereitendes Konzept für Multispezies-Studien und mehr-als-menschliche Anthropologie.

Bei Haraway werden Kontaktzonen zu naturkulturellen und weltbildenden Verflechtungen, in welchen beteiligte Akteur*innen miteinander werden.⁷ Mein Aufsatz schließt an diese beiden perspektivischen und theoretischen Kontexte an, mobilisiert die Kontaktzone in einem konzeptuellen Dreischritt zu einer Denkfigur ethnografischer Forschung in Dynamiken innereuropäischer (post-)kolonialer Machtasymmetrien und schlägt sie schließlich als Rahmen der Re-Perspektivierung eingeübter Machtdynamiken vor. Die Kontaktzone wird dazu (1) als Figur der Dezentrierung des modernistischen Natur und Kultur dichotomisierenden Denkens von Stadt hin zu einer Perspektive auf Städte als historisch gewachsene Multispezies-Verflechtungen angewandt. Anschließend wird sie zurück in ihre anfänglichen theoretischen Kontexte als Denkfigur für soziale Begegnungen in hierarchisierten und kolonisierenden Dynamiken gebracht. Daraus wird die Kontaktzone (2) als perspektivischer Rahmen eines ethnografischen Projektes in eben solchen asymmetrischen, hierarchisierten und kolonisierenden Dynamiken zwischen Kontexten der Grazer Ethnografin und der Forschungspartner*innen in Podgorica beschrieben. Schließlich wird die Kontaktzone (3) als Denkfigur für ethnografische Forschung fruchtbar gemacht und daraus eine Re-Akzentuierung der in die Europäische Ethnologie und Empirische

6 Vgl. Pratt (wie Anm. 4), S. 39–40.

7 Vgl. Haraway (wie Anm. 2). Die Mobilisierung der Kontaktzone in unterschiedlichen, vor allem mehr als menschlichen, Forschungskontexten fächert beispielsweise kritisch auf: Helen Wilson: Contact Zones. Multi-species scholarship through Imperial Eyes. In: Environment and Planning E: Nature and Space 2 (4), 2019, S. 712–731.

Kulturwissenschaft europäischen Bezugs eingeschriebenen Denkweisen des *Eigenen* und *Fremden* hin zu multiperspektivisch zwischen zentrierenden und peripherisierenden Dynamiken oszillierenden Ethnografien vorgeschlagen.

Europa und das *Eigene*?

Ahmedabad und Podgorica, oder: Wo forscht die Europäische Ethnologie (nicht)?

Dem Feldforschungsaufenthalt in Podgorica von etwa acht Monaten, der von der oben beschriebenen überraschenden Begegnung eingeleitet wurde, war ein wenige Tage dauernder Besuch in der Stadt im Jahr zuvor vorausgegangen. Während dieser ersten Anwesenheit in der Stadt materialisierte sich auch das Forschungsinteresse dafür, wie städtischer Multispezies-Alltag mit streunenden Hunden gelebt wird.

Zwischen diesen Aufenthalten während der konzeptuellen Vorbereitung dieses Dissertationsprojektes, als sich lose Fäden zu ersten Forschungsinteressen verdichteten und in Seminaren, Kolloquien und Flurkonversationen zwischen Seminarräumen ausgetauscht wurden, arbeitete ein Studienkollege gerade an einem Masterarbeitsprojekt, das ihn zur Beforschung eines Uferbebauungsprojektes für längere Zeit in den Norden von Indien – wir, die Europäischen Ethnolog*innen, präzisierten selten die Stadt in der das Projekt genau stattfand – führte.

Rund um dieses Projekt wurde viel diskutiert, ob es denn in den Rahmen einer Europäischen Ethnologie passt, ob ‚wir‘ – die Europäischen Ethnolog*innen, also Ethnograf*innen, Anthropolog*innen, Kulturwissenschaftler*innen, die sich in Europa und mit Europäischem beschäftigen – in anderen als europäischen Kontexten forschen können, in Kontexten, die so ganz anders als die uns eigenen sind. Denn in diesem Projekt ging es nicht etwa um nach Indien ausgewanderte österreichische oder deutsche Rentner*innen, auch sind an dem Bauprojekt keine sozusagen hiesigen Stadtplaner*innen beteiligt. Weiters provozierte dieses Forschungsprojekt außerhalb des geografischen Europa die stets in der Luft liegende Frage nach der Fachbezeichnung zwischen – aus Grazer Kontexten sprechend – besonders Kulturanthropologie (in der Institutsbezeichnung enthalten) und Europäischer Ethnologie (Studiengangsbezeichnung) zu konkreteren Positionierungen. Ein Fachverständnis der Kulturanthropologie,

das über die von Ina-Maria Greverus vertretene Fachrichtung nach Graz kam, bietet Raum für ein solches Forschungsunterfangen, aber wie ist das im Falle der Europäischen Ethnologie?

Die Gestimmtheit rund um dieses Projekt war einerseits verhalten und kritisch und andererseits auch neugierig. Wie sei das denn sprachlich möglich? Die Verständigung zwischen dem Kollegen und den Forschungspartner*innen erfolgte auf Englisch und mit der Hilfe von Übersetzenden. Während dieses Thema in Zusammenhang mit den meisten anderen Abschlussarbeiten, die im deutschsprachigen Raum angesiedelt waren, nicht aufkam, wurde hier natürlich diskutiert, ob es denn nicht eigentlich notwendig wäre, die Sprache des Feldes zuerst zu lernen?

Bereits der erste Kurzbesuch in Podgorica ließ mich sehr verwirrt zurück. Wenn sich Kultur mit Stuart Hall als „gemeinsame Bedeutungen“⁸ verstehen lässt, dann fühlte ich mich während dieses Aufenthaltes in einem anderen, nicht von mir geteilten und wenig verstandenen Bedeutungshorizont. Ich war vor allem damit beschäftigt, Worte und Codes zu übersetzen und Bedeutungen irgendwie zu verstehen.

Als ich mit Blick auf die Parallelen zwischen dem kulturanthropologischen_europäisch-ethnologischen Projekt in Ahmedabad und meinem in Podgorica darauf hinwies, dass ich in Podgorica nicht in ausgelagerten eigenen Kontexten forsche, die Sprache (die ich damals gerade für dieses Projekt zu lernen begann) nur rudimentär verstehe, mir auch mit Englisch und Übersetzenden behelfen werde (müssen), überdies für mehrere Monate dort hinziehe und dazu mein eigenes soziales Umfeld verlasse, ging die Gestimmtheit dennoch in die Richtung, dass wir hier immer noch in europäischen, und damit ähnlichen und verstehbaren Kontexten unterwegs wären – selbst wenn zu Beginn alles verwirrend und neu und anders sein mag.

In diesen (Flur-)Konversationen ereignen sich Aushandlungen der Möglichkeiten und Grenzen einer intuitiven Verstehbarkeit von alltagskulturellen Praktiken, die sich in einem Rahmen vertrauter kultureller Codes ereignen kann. Diese Verstehbarkeit wird als Forschungsraum oder -horizont des Faches angenommen. Sie materialisierte sich in diesen Konversationen als eine biografische, sprachliche

8 Vgl. Stuart Hall: Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London 1997, S. 1.

oder räumliche Einbezogenheit, die sich über miteinander korrespondierende Sphären eines diffusen Räumlichen und eines diffusen Kulturellen ausdrückt. Dieses Räumlich-Kulturelle wurde wiederum über ein ‚Europa‘ oder ‚Europäisches‘ aufgespannt.

Der Versuch, diesem Strang der Verstehbarkeit innerhalb einer intuitiven, aber diffusen räumlich-kulturellen europäischen Rückbezüglichkeit als disziplinärer Horizont nachzufassen, führt zurück zu Utz Jeggles Überlegungen zum orientierungsstiftenden und dennoch wiederum diffusen volkskundlichen Konzept des *Eigenen* in seiner Relation zu einem *Fremden*.⁹ Jeggle stellt fest, dass Volkskundler*innen in Forschungen in den ihnen eigenen kulturellen Kontexten jene alles infrage stellenden Fremdheitserfahrungen, die außereuropäisch forschende Völkerkundler*innen erfahren, nicht erleben. Das „volkskundliche Problem“ hingegen sei, das „Fremde im Eigenen“ zu bemerken. Dieses Fremde der Volkskunde, sei im Unterschied zum Fremden der Ethnologie nicht einfach bei Eintritt in den Forschungsraum Vertrautheiten und Ordnungen aufwirbelnd plötzlich da, sondern müsse erst durch Forscher*innen selbst freigelegt und hergestellt werden.¹⁰ Dieses Eigene ist nicht auf Räumliches oder Sprachliches reduziert aber wird dennoch scheinbar als Schnittstelle daraus begriffen und zeigt sich als eine Art unmittelbarer Alltagshorizont der forschenden Volkskundler*in. Unter Rückgriff auf Literatur aus dem deutschsprachig gewachsenen Fach stellt dieser Text nun die Hypothese auf, dass dieses, für die Volkskunde identitätsstiftende Eigene mit der Aufdehnung des Faches zu einer Europäischen Ethnologie zu einem Horizont eines europäischen Eigenen mit aufgedehnt wurde.

Wie Jeggle erinnert auch Wolfgang Kaschuba in seiner *Einführung in die Europäische Ethnologie*, erstmals erschienen 1999, bisher zuletzt 2012, an die klassische jedoch überholte Unterscheidung zwischen Volks- und Völkerkunde „wonach sich die Volkskunde mit der ‚eigenen Kultur‘ beschäftige, die Völkerkunde hingegen mit

9 Vgl. Utz Jeggle: Das Fremde im Eigenen. Anmerkungen aus dem Blickwinkel eines Volkskundlers. In: Ders.: Das Fremde im Eigenen. Beiträge zu einer Anthropologie des Alltags. Tübingen 2014 (Orig. 1986), S. 39–54.

10 Ebd., S. 41.

„fremden Kulturen“.¹¹ Kaschuba hält fest, dass Wahrnehmungen von eigen und anders auch nicht über Nationales erklärbar seien und nennt als Forschungsbeispiele z.B. „Leben an der Grenze in Frankreich“, „Tourismus in Sizilien“, „Bauernleben in Irland“ oder „Aussteigerbiografien in Griechenland“.¹² In diesen Beispielen scheint es um die Erweiterung der deutschsprachigen Volkskunde zu einer deutschsprachigen Europäischen Ethnologie und damit auch um eine Erweiterung der möglichen Forschungsräume über deutschsprachige hinaus zu gehen. Aufgabe dieser Europäischen Ethnologie sei die „Beobachtung und Beforschung des Anderen in der Kultur“.¹³ In diesem Zusammenhang reflektiert Kaschuba schließlich über ein „Europäisches Denken?“ für das er festhält, dass darunter keineswegs eine eurozentrische Perspektive fixiert werden solle: „Der Blick darf also nicht an den Grenzen Europas enden, er muß im Gegenteil europäische Entwicklungen in globalen Zusammenhängen sehen, er muß vergleichen, und er muß vor allem die Blicke ‚von außen‘ auf Europa sensibel registrieren.“¹⁴

Europa ist hier Raum mit Grenzen und Ausschnitt eines Horizonts, den es nicht zu zentral zu setzen gilt, und zugleich gelte es mitzudenken, wie dieser Raum oder Horizontausschnitt von außen betrachtet wird. „Die Möglichkeiten und Fähigkeiten ethnologischen Forschens“, so Kaschuba weiter, „[können] sich in einem europäischen Horizontausschnitt besonders entfalten.“¹⁵ Diese spezifische ethnologische Entfaltungsmöglichkeit in einem europäischen Rahmen ergebe sich, so Kaschuba, aus einer für europäische Kontexte besonderen Reflexivität: „Spätestens seit der Renaissance folgt geschichtliches und gesellschaftliches Denken in Begriffen von Kultur, Politik, Religion einem Bild und Modell ‚europäischer Zivilisation‘. [...] In diesem europäischen Weltbild ist schon früh ein Leitmotiv enthalten, welches das ‚Nachdenken‘ über die eigene wie über andere Gesellschaften auf

11 Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2003, S. 106. – Hier zitiert aus der zu Beginn des Studiums erworbenen Ausgabe, die sich in den für diesen Text herangezogenen Passagen in den späteren Auflagen nicht verändert hat.

12 Ebd., S. 103.

13 Ebd., S. 107.

14 Ebd., S. 108–109.

15 Ebd., S. 109.

die Tagesordnung setzt. [...] Diese Form der ständigen gesellschaftlichen Selbstbeobachtung und Selbstthematisierung verkörpert ein europäisches Spezifikum, das sich in anderen Kontinenten und Kulturen offenbar nicht wiederfindet – jedenfalls nicht in solcher Ausprägung und Kontinuität.“¹⁶

Europa ist hier nun eine Art geistiger Haltung mit Alleinstellungsmerkmalen, zugleich ist Europa Kontinent, Kultur und historischer Raum: „Europa als diesen historischen Raum eines eingeübten Umgangs mit kulturellen ‚Weltbildern‘ ernst zu nehmen, es also weniger als eine ‚Kulturen-Landschaft‘ denn als großen Diskursraum ‚des Kulturellen‘ zu begreifen, es zugleich als zivilisationsgeschichtliche ‚Werkstatt des ethnologischen Blicks‘ und damit eines spezifischen kulturellen wie wissenschaftlichen Praxismusters zu verstehen, dies alles scheinen mir kultur- wie wissenschaftsgeschichtlich plausible Argumente für ein Wissenschaftskonzept ‚Europäische Ethnologie‘ zu sein.“¹⁷

Europa wird hier zu Kontinent, Geisteshaltung und Diskursraum mit historischer Fundierung und Gewordenheit in der Tradition der Renaissance zusammengezogen. Offen bleibt in Kaschubas Ausführungen, ob Europa nun ein Kontinent ist, aus dem sich ein Diskursraum entwickelt hat, oder ein Diskursraum, der sich physisch verräumlicht hat. Auch erscheinen in dieser Argumentation nur *eine* europäische Geschichte und nur *eine* europäische Zeitlichkeit, nämlich eine *der* Moderne. Entweder werden hier verschiedene europäische Geschichten, verschiedene Modernen und unterschiedliche Zeitlichkeiten zu einem Diskursraum zusammengezogen, oder Europa beschränkt sich in dieser Argumentation auf das westliche Europa, das die europäische Moderne¹⁸ hervorbrachte. Wenngleich es auch

16 Ebd.

17 Ebd., S. 110, Hervorhebung im Original.

18 Mit dieser Verwendung der Begriffskombination „europäische Moderne“ will ich auf verschiedene Kontexte von Moderne hinweisen: Einerseits folge ich Denkrichtungen, die unter Konzepten wie etwa *Multiple Modernities* darauf hinwiesen, dass Moderne vieles und nicht eines ist, sich in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich ereignet und so auch als multipel reflektiert werden muss, siehe z. B. Shmuel N. Eisenstadt: *Multiple Modernities*. In: *Daedalus* 129 (1), 2000, S. 1–29. Zugleich betonen aber Forschungspartner*innen und in ost- und südosteuropäischen Semi-Peripherien verortete Kolleg*innen die Spürbarkeit der

gilt, dieses klassische Einführungswerk auf die Problematik seiner Eurozentrismus zu prüfen und neu zu orientieren, dient es im vorliegenden Aufsatz vor allem dafür, zu hinterfragen, wie sehr sich dieses Fach – oftmals unbewusst – noch auf solche nach außen und nach innen gerichteten Eurozentrismen stützt.

Mit den Worten „[d]ie Volkskunde hat sich auf den Weg nach Europa gemacht“ attestiert Gisela Welz dem Fach anhand der steigenden Anzahl an Instituten mit der (Teil-)Bezeichnung Europäische Ethnologie eine Verbreiterung seines Wirkungsraums.¹⁹ Während sich Kaschuba auf ein auf die Renaissance rückbezogenes homogenes ‚Europäisches‘ bezieht, ruft Welz dazu auf, wachsam zu sein für in Europa bestehende und praktizierte „Trennungen und Spaltungen [...] die Gesellschaften hierarchisieren – in wohlhabende und arme, in fortschrittliche und rückständige, moderne und noch nicht moderne, Norden und Süden, in solche, die Hilfe benötigen, und solche, die sie geben oder verweigern können, also Differenzen zwischen den Gesellschaften, die europäische Definitionsmacht beanspruchen, und denen, die dies nicht vermögen.“ Eine Europäische Ethnologie solle derart „willkürliche Ausgrenzungen [...] dekonstruieren und ihnen ethnografisches, historisch informiertes Wissen entgegen [...] setzen.“²⁰ Welz' Ruf verhallte eher ungehört, und so bilanziert Friedemann Schmoll diese Aufdehnung der Volkskunde zu einer Europäischen Ethnologie als „Etikettenschwindel“, da sich das Fach weiterhin überwiegend im deutschsprachigen Raum bewege und sich auch fachgeschichtlich deutschsprachig erzähle.²¹ Brigitta Schmidt-Lauber identifiziert die Neuorientierung des Faches – im Unterschied zu Welz – nicht in einer räumlichen Erweiterung, sondern im Neudenken der

Dominanz oder Hegemonialität einer europäischen Moderne in ihren (wissenschaftlichen) Alltagen.

- 19 Gisela Welz: Ethnografien europäischer Modernen. In: Beate Binder, Silke Göttsch, Wolfgang Kaschuba u. a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster u. a. 2004, S. 19–31, hier S. 19.
- 20 Ebd., S. 20 f.
- 21 Friedemann Schmoll: Stimulanz Europa? Zur Neuformierung der deutschen Volkskunde nach 1945. In: Johannes Moser, Irene Götz, Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970 (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 43). Münster u. a. 2015, S. 39–51, hier S. 38.

Forschungsperspektiven als Kultur und Alltag. „Das ‚Europäische‘ im Namen“, so Schmidt-Lauber, sei „nicht als räumliche Spezifizierung zu verstehen [...] – etwa im Sinne der Area Studies und einer Zuständigkeit für jedwede Kulturen in europäischen Ländern vom Balkan bis nach Skandinavien –, sondern im Sinne eines nicht räumlich zu fixierenden geteilten Erfahrungs- und Denkhorizonts“.²² Als Arbeitsauftrag dieser Europäischen Ethnologie sieht sie damit nicht Kulturanalysen verschiedener kultureller Kontexte in Europa, sondern der „Ausgangspunkt der Europäischen Ethnologie sind lokale Alltagskulturen und Phänomene, die angesichts weiter, oft weltweiter Verflechtungen – Stichwort Globalisierung – als in überlokale Zusammenhänge eingebunden verstanden und betrachtet werden.“²³ Daraus ergibt sich, nochmals in den Worten Schmidt-Laubers, eine Bündelung „volkskundlich-ethnologischer Forschungen im gesellschaftlichen Nahraum“.²⁴ Als Ausgangspunkt eines solchen gesellschaftlichen Nahraums – eine Seite weiter spricht Schmidt-Lauber von einem „intensiven Blick von innen“ – lese ich die jeweilige eigene Alltagskultur der Ethnolog*in, die es dann überregional und global einzubinden gilt.²⁵ Europa erscheint in Schmidt-Laubers Argumentation als „geteilter“ – und somit auch singulärer – „Erfahrungs- und Denkhorizont“.

Timo Heimerdinger und Konrad Kuhn stellen 2020 in einem Rückblick auf die Fachgeschichte fest, dass für Europa im Namen der Europäischen Ethnologie „weniger stringente konzeptionelle Überlegungen ‚Europa‘ betreffend, als vielmehr komplexe Entwicklungen in der Neuordnung der akademischen Disziplinenlandschaft nach 1945 verantwortlich waren“.²⁶ Heimerdinger und Kuhn führen die Etablierung einer Kulturwissenschaft mit europäischem Fokus auf den Wunsch nach überregionaler Vernetzung zurück. Mit der Wahl von

22 Brigitta Schmidt-Lauber: Einleitung. In: Europäische Ethnologie 56 (2), 2012, S. 122–125, hier S. 124.

23 Ebd., S. 124.

24 Ebd., S. 124.

25 Ebd., S. 125.

26 Timo Heimerdinger, Konrad Kuhn: Europäische Ethnologie – Zur Produktivität der offenen Europakonzeption einer akademischen Disziplin. In: Andrea Brait, Stefan Ehrenpreis, Stella Lange (Hg.): Europakonzeptionen (= Europawissenschaftliche Reihe, 8). Baden-Baden, Innsbruck 2020, S. 169–190, hier S. 169.

Europa in der Fachbezeichnung sollte das Stereotyp der Volkskunde als national beschränkte Wissenschaft überwunden und eine Verbindung regionaler europäischer kulturanalytischer Forschungsformationen erreicht werden. Europa bezeichnen die beiden Autoren in diesen Bewegungen als „räumliche[n] und konzeptionelle[n] Bezugsrahmen“, der zu einem „europäisch geweiteten wissenschaftlichen Kommunikationsraum“ führen solle.²⁷ Heimerdinger und Kuhn sehen in der Annahme von Europa als disziplinäre Be- und Kennzeichnung ein grundsätzliches Potenzial der vergleichenden Forschung und stellen ein Nachdenken über Europa als in manche Forschungsbereiche eingeschrieben und diskursanregend fest – hier nennen sie besonders Mobilitäts-, Tourismus- und Europäisierungsforschung. Die beiden bilanzieren schließlich, dass Europa in der Europäischen Ethnologie keinesfalls territorial verstanden werde und (mit Absicht) nicht zu konkret definiert sei. Sie sehen in Europa den „Imperativ einer Forschungsperspektivierung, die die Elemente Transnationalität, Internationalität, Regionalität und Bezugnahme auf den Nahraum in einer als europäisch konzipierten Kulturgeschichte etc. integriert“²⁸ und schlagen abschließend vor, Europa als „produktive Chiffre für das Eigene jenseits des Nationalen“ zu betrachten.²⁹

Als ein Forschungsprojekt in diesem europäischen „Eigenen jenseits des Nationalen“ gedacht nahm auch das Projekt, aus dem dieser Text hervorgeht, seinen Ausgang. Die südösterreichische, als Europäische Ethnologin ausgebildete, Ethnografin machte sich in einen Forschungsraum im montenegrinischen Podgorica auf, in welchen sie nicht biografisch involviert ist, den sie für das betreffende Forschungsprojekt auch zum ersten Mal betritt, dessen (menschliche) Sprache sie gerade erlernte. Dort ereignete sich die überraschende Begegnung mit einem Pferd auf einem Bulevar und mit der Gelassenheit aller in diesen Begegnungsmoment eingebundenen Multispezies-Akteur*innen – abgesehen von den sozusagen von außen kommenden Forscher*innen. Diese Erfahrung zwischen Überraschung und Normalität irritierte gleich zu Beginn der Forschung die in der Ethnografin inkorporierte Logik des Städtischen. Wenn sich die

27 Ebd., S.170.

28 Ebd., S. 189.

29 Ebd., S. 189.

Ethnografin aber doch in einem irgendwie gemeinsamen und damit vertrauten Bedeutungshorizont befindet, wie kann sich dann eine solche Überraschung ereignen?

Mit der Volkskunde hat sich auch das zu disziplinären Gründungszeiten noch als regional, deutsch und wohl auch forschert*innenbezogen gedachte Eigene perspektivisch – erneut in den Worten von Gisela Welz ausgedrückt – „auf den Weg nach Europa gemacht“, wurde zur Annahme eines europäisch Eigenen aufgedehnt. Rolf Lindner reflektiert über die erfolgte Umbenennung der Volkskunde zu (u. a.) einer Ethnologie als eine eher strategische denn inhaltliche Entscheidung. Lindner mahnt ein, dass die Neubezeichnung als Ethnologie nicht mit einer Abwendung vom holistischen Verständnis von Kultur als Alltagskultur hin zur Perspektivierung von Kulturen der aus der Völkerkunde entstandenen Ethnologie einhergehen soll und zeigt auf, dass mit dieser – zumindest namentlichen – Zuordnung auch „Problemstellungen“ der Ethnologie wie etwa der „Dialektik von Zentrum (koloniales Mutterland) und Peripherie (Kolonien) als diskursiver Rahmen“ übernommen werden.³⁰ Lindner antwortet auf die Übernahme dieser Problemstellungen mit dem Programm einer – an Cultural Studies angelehnten – tief schürfenden und breit kontextualisierenden Kulturanalyse. Dieser Aufsatz holt diese Bemerkung Lindners, dass eine Benennung der ehemaligen Volkskunde als Ethnologie mit der Reflexion kolonialer Machtdynamiken einhergehen muss, zwanzig Jahre später nochmals auf den Tisch und zeigt auf, dass sich dieser Anspruch nicht nur auf die Bezeichnung „Ethnologie“, sondern auch (stärker als bisher) auf die Erweiterung ins „Europäische“ beziehen muss. Die Hinweise bzw. Aufrufe von Welz und Lindner zusammenziehend, stellt dieser Text in den Raum, dass eine Reflexion über Dimensionen, Spannbreite und Problematiken einer Ethnologie im oder des Europäischen nur in einzelnen Forschungsbereichen der europäisch-ethnologischen Fächerfamilie auch eingelöst wurde. Bedeutungen des Europäischen in seinen pluralen Bedeutungen, Geschichten und Alltagswelten, Verschiedenheiten, Hierarchien und Asymmetrien bearbeiten lediglich Europäisierungsforschung, Migrationsforschung und Forschungen in kulturellen Kontexten

30 Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (II), 2003, S. 177–188, hier S. 177.

des (süd-)östlichen Europa. Mitunter auch in diesen Fachkontexten, vor allem aber in der Breite der Disziplin wird ‚Europäisches‘ nicht nur kaum problematisiert, sondern oftmals – und wenn problematisiert, dennoch – als singulärer, nach innen einheitlicher und geteilter Horizont von Geschichte und Bedeutungen vorausgesetzt. Zu diesem Deutungshorizont werden historische, kulturelle und politische Kontexte des Mitteleuropäischen aufgespannt, damit aber wird Europa auf im mittleren Europa gefestigte kulturelle Dynamiken reduziert.

Jeggle stellte als ein Problem der Volkskunde fest, dass Fremdes durch die Nähe und (oftmals vermeintliche) Vertrautheit der Ethnolog*in zu Forschungsthemen und -gegenständen Gefahr laufe, verkannt zu werden und ohne sich überhaupt ausbilden zu können vorschnell in Forscher*innenlogiken eingebettet zu werden.³¹ Umgekehrt aber läuft Fremdes, das sich zwar als solches zeigt, dem aber von vornherein der Mantel des Eigenen übergestülpt wird, ebenso Gefahr verkannt zu werden. Angesichts der Pluralität von Europäischem beziehungsweise von als europäisch Vermutetem und Erwartetem, gilt es – so argumentiere ich hier – in den Fachkontexten einer Europäischen Ethnologie die Erwartung und Voraussetzung von Eigenem zugunsten der Vorbereitung auf Überraschtheit zu überdenken, und sich – je nach Forschungskontext – darauf einzustellen, bewusst aus Eigenem herauszutreten, zu beforschende kulturelle Kontexte für Ethnografierende vorerst fremd sein zu lassen, und sich diese Schritt für Schritt in dialogischem Austausch mit Forschungspartner*innen (unterschiedlicher Spezies) zu erschließen.

Dieses Vorbereitetsein auf aufrüttelnde Überraschungen beschränkt sich keineswegs auf die räumliche Versetzung von Forschenden. Vielmehr ist kritische Reflexion der Spannbreite und Brauchbarkeit eines gemeinsamen Deutungshorizontes, der in einer regional agierenden Kulturanalyse einst Sinn machte, in komplexen, globalisierten, kapitalisierten, hierarchisierten und kolonisierten Alltagsdynamiken ganz grundsätzlich angebracht. Im Beispiel dieses Beitrags geht es dennoch ganz konkret um Forschungszusammenhänge aus welchen sehr deutlich wird, wie eine Reflexion der – in den Worten Rolf Lindners – „Dialektik von Zentrum (koloniales

31 Vgl. Jeggle (wie Anm. 9).

Mutterland) und Peripherie (Kolonien) als diskursiver Rahmen³² auch in Forschungskontexten innerhalb Europas von Bedeutung und Notwendigkeit ist.

Auf ins Andere in der (Semi-)Peripherie?

Für das Forschungsprojekt aus dem sich dieser Text speist, machte ich mich aus meiner im deutschsprachigen Mitteleuropa zentralisierten Perspektive an die geografischen Ränder Europas bzw. dieses (vermeintlichen) gemeinsamen kulturellen Deutungshorizontes auf. Jurij Lotman versteht Kulturen als Semiosphären, die sich in Zentren und Peripherien denken lassen. Im Zentrum werden jene Codes produziert, die eine Semiosphäre dominieren. In den Peripherien – die an die Peripherien anderer Semiosphären grenzen – werden diese Codes im Dialog mit anderen Peripherien adaptiert, ausgehandelt und verändert. Als vermischte und veränderte Codes gelangen diese wieder zurück ins Zentrum. Während das Zentrum zwar nach Wahrung geltender Codes strebt, sind die Peripherien in Lotmans Kulturtheorie dynamische und chaotische Räume des Zusammentreffens von Verschiedenem und daher Momente kreativer Aushandlung. In diesem kultursemiotischen Modell können sich Zentren und Peripherien auch verschieben und ineinander umkehren.³³

Aus der – von der Europäischen Ethnologin eingeübten – Perspektivierung von Europa als gemeinsamem Deutungshorizont und aus dem Aufruf der Kritischen Europäisierungsforschung, Europa als ein politisches Projekt von seinen Rändern her zu re-perspektivieren, lässt sich das Forschungsprojekt zwischen Graz und Podgorica zunächst als eine solche kultursemiotische und politische Zentrum-Peripherie-Dynamik denken. Die Ethnologin gibt sich hier aus ihren eigenen, in der „hegemonialen Architektur Europas“³⁴

32 Lindner (wie Anm. 30), S. 177.

33 Vgl. Jurij M. Lotman: Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur. Frankfurt a. M. 2010 (Orig. 2000), bes. S. 163–202; ders.: Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik 12 (4), 1990, S. 287–305.

34 Regina Römhild: Reflexive Europäisierung. Tourismus, Migration und die Mediterranisierung Europas. In: Gisela Welz, Annina Lottermann (Hg.): Projekte der Europäisierung. Kulturanthropologische

zentralisierten, Kontexten in Peripherien. Dort erwartet sie sich veränderte und vermischte Codes und versucht diese erstmals in ihre eigenen zurückzuübersetzen – und ist dabei wenig eingestellt auf allzu große Überraschung. An dieser anzusetzen würde jedoch die Frage der einfachen Rückübersetzbarkeit von Codes in dieser vermeintlichen Peripherie provozieren.

Der konkrete Forschungsraum bildet aus der Perspektive der Grazer Ethnografin jedoch nicht nur eine kultursemiotische Peripherie. Das südöstliche Europa wird von mitteleuropäischen kulturellen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Kontexten seit Jahrhunderten kulturell, sozial, politisch und wirtschaftlich peripherisiert. In Aufarbeitungen der Prozesse innerhalb des Habsburgerreiches werden diese Machtdynamiken der Peripherisierung einerseits, des Bestrebens der Homogenisierung andererseits und insbesondere die territorialen Politiken in Bosnien und Herzegowina als kolonisierend verstanden.³⁵ Diese den Forschungskontext prägenden asymmetrischen, hierarchisierenden und kolonialen Dynamiken werden in der weltsystemanalytischen Einordnung des südöstlichen Europa als geopolitische Semi-Peripherie aufgefangen.³⁶ Ognjen Kojanić schlägt jedoch für post-jugoslawische Kontexte eine Rückbesinnung auf das Zentrum-Peripherie-Denken und verstärkte Dynamisierung dessen als von Räumlichem abgekoppelte und vor allem wirtschaftlich asymmetrische Relationen vor.³⁷

Auf der europäisch-ethnologischen Suche nach dem ‚Anderen in der eigenen europäischen Kultur‘ werden kulturelle Kontexte des Balkans dabei zunächst zu einem ‚Anderen im Eigenen‘, das es eigentlich erst zu verfremden und neu zu erschließen gilt. Diese Perspektivierung erinnert an alterisierende und abwertende Zuschreibungen

Forschungsperspektiven (= Kulturanthropologie Notizen, 78).
Frankfurt a. M. 2009, S. 261–267, hier S. 261.

- 35 Vgl. z. B. Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck u. a. 2003.
- 36 Vgl. Nicos P. Mouzelis: *Politics in the Semi-Periphery: Early Parliamentarianism and Late Industrialisation in the Balkans and Latin America*. Basingstoke 1986.
- 37 Vgl. Ognjen Kojanić: *Theory from the PeripherieS. What Can the Anthropology of Postsocialism Offer to European Anthropology?* In: *Anthropological Journal of European Cultures* 29 (II), 2020, S. 49–66.

‚des Balkans‘ und Jugoslawiens, die Maria Todorova als komplexe Prozesse der Imaginationen und Selbst-Orientalisierungen nachgezeichnet hat.³⁸ Möglicherweise ist das Unbehagen, dass diese Perspektivierung zu sehr an die historisch gewachsenen Prozesse der Peripherisierung und Exotisierung des südöstlichen Europa erinnert, auch ein Grund, besser nicht von einem ‚ganz Anderen‘ – und damit ‚Fremdem‘ – zu sprechen, sondern lieber die Folie des Eigenen über das südöstliche Europa zu legen und damit vermeintlich weniger alterisierend zu agieren?

Das Forschungsprojekt, aus dem heraus dieser Text geschrieben wurde, folgte zu seinem Beginn genau diesem Interesse: der Suche nach dem Anderen in den eigenen (stadt-)kulturellen Kontexten. Die westliche Stadt, in deren Logik – wie bereits bemerkt – sowohl ich als auch die Stadtforschung der Europäischen Ethnologie eingeflochten sind, entwickelte sich seit Industrialisierung und Moderne als ein Raum der Aufgeräumtheit, Beherrschung und Ornamentierung von ‚Natur‘. Aus Londoner, Pariser und New Yorker Kontexten heraus arbeitet Chris Pearson die besondere Rolle von Hunden in dieser modernistischen Neugestaltung der Stadt auf und zeichnet den Prozess der Vertreibung und Tötung der die Städte zahlreich bevölkernden streunenden Hunde (und anderer Tiere) nach.³⁹ Parallel zur Beseitigung der nun als „wild“ und „unzivilisiert“ kategorisierten streunenden Hunde gewann die Haltung von gezüchteten und in Rassen unterteilten Hunden als städtische Haustiere, an Bedeutung. Als neue Symbole stadtbürgerlicher Freizeitkultur wurden sie an Leinen durch – nun ebenso verstärkt angelegte – städtische Parks und gepflegte und gestutzte Grünanlagen spazieren geführt. Diese Formierung der Identifikation der modernen europäischen Stadt über Zähmung des Streunenden und Wilden zu einer bürgerlichen Freizeitgestaltung mit angeleinten Hunden in Parkanlagen beschreibt Pearson als „Dogopolis“ und hält fest, dass diese Dogopolis in imperialistischen, eurozentristischen, europäisierenden und kolonisierenden Dynamiken der Moderne auch weltweit als städtische Leitidee

38 Maria Todorova: *Imagining the Balkans*. Oxford, New York 2009 (Orig. 1997).

39 Vgl. Chris Pearson: *Dogopolis. How Dogs and Humans made Modern*. New York, London, and Paris. Chicago 2021.

angewandt wird. Cihangir Gündoğdu wiederum zeichnet nach, wie sich diese Transformationen in städtischen Menschen-Hunde-Beziehungen aus mitteleuropäischen Städten im Zuge von komplexen und wechselseitigen Europäisierungsprozessen ab Ende des 19. Jahrhunderts im Istanbul des späten Osmanischen Reiches ausbreiteten, städtische Neuaushandlungsprozesse anstießen, und wie diese Transformationen zwischen mitteleuropäischen Städten und dem zerfallenden Osmanischen Reich als Indikatoren für Moderne und Zivilisation zirkulierten und angewandt wurden.⁴⁰

Das hier dargestellte Forschungsprojekt nimmt seinen Ausgang in der biografischen und stadtforschenden Verortung in Wien und Graz, wo als Haustiere gehaltene Hunde, die sich ohne Leine durch die Stadt bewegen, ein öffentliches und politisches Ärgernis darstellen.⁴¹ Es folgt dem Interesse, wie es sich in anderen Stadtkontexten mit Hunden leben lässt, die keinem Menschen zuordenbar sind und als „streunend“ deklariert werden. Dieses Projekt nahm also zunächst Spuren dieser, in der modernistischen mitteleuropäischen Stadtidee zu einem Zentrum hegemonialisierten, Codes auf und will diese Codes aus dem Zentrum hinaus verfolgen. Ich begeben mich also perspektivisch und räumlich in kultursemiotisch und geopolitisch peripherisierte Kontexte. Von diesen peripherisierten Kontexten aus gilt es – wie von der Kritischen Europäisierungsforschung gefordert –, Europa zu dezentrieren und neu zu perspektivieren.⁴² Dazu, so Jens Adam, Manuela Bojadžijev, Michi Knecht, Paweł Lewicki, Nurhak Polat, Regina Römhild und Rika Spiekermann, soll ein „postkolonialer Blick [...] entschiedener als bisher auf die global verflochtene Gegenwart des Kontinents“ geworfen werden, der es

40 Vgl. Cihangir Gündoğdu: Dogs Feared and Dogs Loved. Human-Dog Relations in the Late Ottoman Empire. In: *Society & Animals* 2020, S. 1–22.

41 Vgl. Klara Löffler: À la longue. Mensch und Hund unterwegs in der Stadt. In: *bricolage*. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie 6, 2010, S. 204–224; Elisabeth Luggauer: Die Ordnung von Wildheit. Hunde in städtischen Räumen. In: *Tierstudien* 8, 2015, S. 104–114.

42 Vgl. Römhild (wie Anm. 34); Jens Adam, Manuela Bojadžijev, Michi Knecht u. a.: Europa dezentrieren: Programm und Perspektiven einer Anthropologie reflexiver Europäisierung. In: Dies. (Hg.): *Europa dezentrieren. Globale Verflechtungen neu denken*. Frankfurt a. M. 2019, S. 7–33.

vermag, „postkoloniale und reflexive anthropologische Perspektiven für eine kritische Analyse des gegenwärtigen Europas produktiv“ zu machen.⁴³ „Aus der Perspektive seiner Ränder und globalen Verflechtungen zeigt sich das politische Projekt Europa als spannungsreich und ambivalent, so dass sich die Rede von seiner Einheitlichkeit mehr und mehr als Trugbild erweist.“⁴⁴ Angeregt wird eine „reflexive Anthropologie der Europäisierung“, die sich Europäischem eben nicht von seiner (vermeintlichen) Einheitlichkeit, sondern von Verschiedenheiten und Hierarchien her annähert und es daher auch vermag, dem beiläufigen und unintendierten, nach innen gewandten Eurozentrismus auszuweichen, den die Aufdehnung kultureller Kontexte des mittleren Europa zu einem gemeinsamen Deutungshorizont mit sich brachte.⁴⁵ In diesen Dezentrierungen und Re-Perspektivierungen des Europäischen sind jedoch, bemerkt Katrin Kremmler, geopolitische und kulturelle Kontexte des (süd-)östlichen Europa (noch) wenig thematisiert und erscheinen eher als „flyover zone“ zwischen dem mitteleuropäischen berlinischen Zentrum und den Rändern des Kontinents.⁴⁶ Aus genau dieser Auslassung heraus beschreibt Kojanić Potenzial und Mehrwert sich verstärkt Konzepten der Anthropologie postsozialistischer Kontexte zuzuwenden – für die Anthropologie in und über Europa, die sich die Analyse komplexer Dynamiken von Relationen und Marginalisierungen zur Aufgabe macht.⁴⁷

Multiperspektivisches Ethnografieren in der Kontaktzone

Wo sind wir denn hier eigentlich?

Nach mehreren Wochen in Podgorica vertieften sich die sozialen Beziehungen mit menschlichen und tierlichen Forschungspartner*innen zu auch

43 Adam, Bojadžijev, Knecht u. a. (wie Anm. 42), S. 7 f.

44 Ebd., S. 12.

45 Ebd., S. 14 f.

46 Vgl. Katrin Kremmler: Decentering (Western) Europe: Rethinking Global Entanglements from the Eastern Semi-Periphery. Rezension von: Adam, Jens et al. (Hg.): Europa dezentrieren: Globale Verflechtungen neu denken. Frankfurt/New York 2019. In: *Intersections. East European Journal of Society and Politics* 6, 2020, S. 140–152.

47 Vgl. Kojanić (wie Anm. 37).

kollaborativen ethnografischen Praktiken. Erste situative Gespräche im Vorbeigehen wurden zu Go-Alongs, zu Interviews und Zusammenarbeiten in der Versorgung von Hunden. Anfängliche Frage-Antwort-Dynamiken lösten sich immer mehr in Kontextualisierungen verschiedener Wissenspraktiken und Perspektiven auf und wurden zu gemeinsamen Reflexionen über verschiedene Diskurse in die wir verwoben sind. So bemerkten wir in verschiedenen Multispezies-Verflechtungen unterschiedliche Wissensselbstverständlichkeiten, was denn Hunde und Pferde eigentlich sind, wie sie kulturell konstruiert sind und welche menschlichen Erwartungen daher an sie gestellt werden, auch darüber, wie Hunde, Pferde und Stadt zusammenkommen, wie Stadt überhaupt gedacht ist. Schließlich bemerkten wir auch, dass wir den Ort an dem wir zusammenkamen, Podgorica, ganz entscheidend anders verorten. Während ich mich an europäischen Rändern wähnte, verstanden sich Gesprächspartner*innen gar nicht als Teil dieses Europa. In Selbstverortungen bewegen sie sich sehr multiperspektivisch zwischen etwa Montenegrinisch oder Serbisch oder beidem, zwischen „Balkanci“, etwas Mediterranem, oder auch Türkischem, zwischen jugoslawischer Zufriedenheit und Reflexionen diktatorischer Strukturen oder postsozialistischer Prekarität und Freiheit hin und her erzählend, ihre Sprache sowohl als serbisch als auch als montenegrinisch – manchmal wechselnd innerhalb desselben Gespräches – benennend, und vielleicht auch zugleich versuchend, ihre eigene Rolle in ihrer albanischen Familie zu erklären. Genauso multiperspektivisch – oder perspektivenflexibel – muss auch die Ethnografin sein, um zu diesen pluralen Perspektiven, Verortungen und Identitätsstiftungen wiederum venezianische, mediterrane, osmanische, österreich-ungarische, jugoslawische, postsozialistische, serbische, montenegrinische, albanische und europäische Kontexte herzustellen sowie Erzählungen an das gesellschaftliche Kräftefeld von Geschlechter-, Klassen- und Race-Dynamiken um die spezifische erzählende Person herum rückkoppeln zu können.

Dieses Europa, dem sich nicht zugeordnet wurde, erscheint in Gesprächen als kulturelles, soziales, politisches und auch wirtschaftliches und beginne erst mit Slowenien. Deutschland wäre das, was dieses Europa besonders ausmache. Viele der Europabilder der Forschungspartner*innen kamen über mich und meine Handlungen zum Ausdruck. So wurde bemerkt, dass ich für „eine Europäerin“ überraschend viel Spaß verstünde und auch recht flexibel mit Zeit und Terminen sei, andererseits wäre aber schon auch gleich klar, einfach „so wie ich aussehe“, dass ich „aus Europa“ sei. Auch dieses viele Spazieren mit dem „Mischlingshund“: „sehr europäisch“.

In ethnografischen Forschungen gilt es stets von eigenen Perspektiven, Selbstverständlichkeiten und Logiken weg zu denken und in dialogischen und multiperspektivischen⁴⁸ Dynamiken jene der Forschungspartner*innen zu verstehen. So fügen sich im gemeinsamen Unterwegssein in städtischen Räumen und im gemeinsamen Denken und Reflektieren zwischen Ethnografin und Forschungspartner*innen neue Perspektiven auf städtische hündliche Raumnahmen – über angeleint und in Gärten lebend hinausgehend – sowie Ideen von Städten als mehr als menschliche Räume zusammen.

Sich mit Forschungspartner*innen mitzubewegen bringt aber nicht nur, dem Forschungsinteresse dieses Projektes folgend, Logiken des Stadtlebens mit streunenden Hunden zutage, sondern initiierte auch den Wechsel in der Ethnograf*innenperspektive auf *Eigenes*, *Fremdes* und europäische Ränder. Während ich mich an den Rändern Europas Fremdes im Eigenen ethnografierend wähnte, sehen sich menschliche Forschungspartner*innen in Podgorica außerhalb eines als kulturell, politisch und wirtschaftlich gedachten Europa. Das südöstliche Europa wird in historisch lange gewachsenen Machtdynamiken der Europäisierung vom hegemonialen mitteleuropäischen Zentrum, in jüngerer Zeit auch verkörpert durch die EU, in einer Zeitschleife des Aufholens und Anpassens gehalten, und damit ständig als anders und (noch) nicht zugehörig markiert.⁴⁹ Einerseits lässt sich diese Selbstverortung der Forschungspartner*innen als zu einer

48 Den Ausdruck der multiperspektivischen Ethnografie übernehme ich von Katharina Eisch-Angus, die eine multiperspektivische Ethnografie, in der sowohl die Forscherin pluriperspektivisch aufmerksam ist, zugleich anstrebt, verschiedene – und sich je nach Situation wandelnde – Interpretationen, Einordnungen und Positionierungen der Forschungspartner*innen aufzufangen, an George Marcus anknüpfend als *multi-sited* Ethnografie denkt und anregt. Katharina Eisch-Angus: Was forschen wir? Perspektiven kontextuellen Forschens zum östlichen Europa. Einfälle und Ausblicke einer Grenzgängerin. In: Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa 60, 2019, S. 33–57.

49 Klaus Roth arbeitet politische, wirtschaftliche und kulturelle Prozesse der Europäisierung im südöstlichen Europa bis ins Osmanische Reich auf. Klaus Roth: „Europäisierung“. Zur Geschichte eines wieder aktuellen Begriffes. In: Ders., Petăr Petrov, Katerina Gehl (Hg.): Fremdes Europa? Selbstbilder und Europa-Vorstellungen in Bulgarien (1850–1945). Münster 2007, S. 7–13. Austeritätspolitik gegenüber dem südöstlichen Europa analysiert „hegemonic temporalities“ aufzeigend Paul Stubbs: Slow, Slow, Quick, Slow. Power, Expertise and the Hegemonic

Selbst-Orientalisierung inkorporierte asymmetrische europäisierende Machtdynamiken lesen. Andererseits schwingt in dieser Selbstverortung auch oftmals eine bewusste und in die Zukunft gerichtete Abgrenzung von Europäischem mit, das für eine vorschnelle Standardisierung und Überregulierung steht. In diese Ambivalenzen der Europäisierung sind auch die Pferde in ihren Multispezies-Verflechtungen mit Rom*nja, Aschkali und Balkan Ägypter*innen in Podgoricas Stadtviertel Konik eingesponnen. Im Zuge der Beitrittsverhandlungen Montenegros zur EU wurde die Auflösung des Camps in Konik und damit eine Umstrukturierung der Lebensumstände der Bewohner*innen von Seiten der EU als eine der Prioritäten benannt. Čarna Brković zeichnet nach, wie durch diese Forderung das ehemalige Camp und dieser Ort im Stadtraum zu einem Maßstab für das „level of ‚Europeanization““ Montenegros wurde.⁵⁰

Die Perspektiven der Forschungspartner*innen auf die historischen, kulturellen und politischen Kontexte Podgoricas und auf die Relationen zwischen ihnen und der Ethnografin aufzunehmen, fordert den Zugang der Europäischen Ethnologie_Empirischen Kulturwissenschaft_Kulturanthropologie auf Europa als einen gemeinsamen Deutungshorizont über plurale historische, politische und kulturelle Kontexte aufspannbar heraus. Deutlich wird, dass es in einem Forschungskontext wie diesem nicht darum gehen kann, Fremdes im Eigenen zu verstehen, sondern viel eher darum, die kulturellen Codes im Forschungsraum als unvertraut und fremd zu bemerken und anzuerkennen und somit an allzu große ethnografische Überraschung nicht mit dem Versuch des Verstehens im Sinne einer Einordnung in vertraute Bedeutungsraster anzusetzen, sondern Überraschtheit und Uneinordenbarkeit vorerst auszuhalten. Hier wird europäisch-ethnologische ethnografische Feldforschung zu einem liminalen Zustand zwischen verschiedenen Bedeutungssystemen. Dieser Zustand ethnografischer Liminalität birgt zugleich das Potenzial der Entfaltung verschiedener und neuer Perspektiven. So erscheinen die Pferde nicht mehr in einer vorschnell übergestülpten modernistischen Stadtordnung als deplatziert. Sie können schließlich aus den

Temporalities of Austerity. In: Innovation. The European Journal of Social Science Research 31 (1), 2018, S. 25–39.

50 Brković (wie Anm. 3), S. 22.

Kontexten des Forschungsfeldes heraus in ihrer Verflechtung in die historisch gewachsene Logik Podgoricas gedeutet werden. Sie fügen sich in diese geübt und wie selbstverständlich wirkend ein, grasen auf Kinderspielplätzen, teilen sich Grünflächen mit Schafherden, bringen auf ihren Stadtgängen Autos zum Anhalten und Hupen, und nehmen von Menschen manchmal ein Schmunzeln, eine kurze Berührung oder ein Kopfschütteln mit, und von Hunden ein Knurren, Bellen oder auch Verjagen. Zugleich werden sie so wie Straßenhunde, wie Gündogdu für Istanbul darstellt, häufig zu Projektionsflächen, anhand derer eine von menschlichen Forschungspartner*innen als „europäisch“ bezeichnete Stadtordnung ausgehandelt wird. Dabei werden über die städtische Anwesenheit von Straßenhunden und Pferden, aber auch Schafen und Kühen, Selbstverortungen zwischen „Balkan“ und „Europa“, zwischen „Chaos“ und „moderner Stadt“ und zwischen „frei“ und „kontrolliert“ ausgedrückt, in welche(r) dann auch wir, die „Anthropologin aus Europa“ mit dem „Mischlingshund“, nach Perspektiven befragt und einbezogen werden. In diesen Verortungen und Perspektivierungen wird Europäisches ambivalent zwischen erstrebenswert und abzulehnend behandelt.

Ethnografische Feldforschung als von Machtasymmetrien geprägte Dynamiken wechselseitiger Multiperspektivität und Sinnstiftungen zu denken, verweist zurück auf Mary Louise Pratts Prägung der Kontaktzone als perspektivischen und analytischen Rahmen des Zusammenkommens in verschiedenen sprachlichen und kulturellen Kontexten und kolonisierenden Dynamiken, in welchen aber dennoch das Potenzial von Aushandlung und Neugestaltung angelegt sein kann.⁵¹ In diese Richtung wurde die Kontaktzone für ethnografische Kontexte bereits mehrfach fruchtbar gemacht. John Clarke, Dave Bainton, Noémi Lendvai und Paul Stubbs reflektieren inspiriert von der Kontaktzone über komplexe Dynamiken der Verabschiedung, des Übersetzens und Aushandelns von *policies* in den hierarchisierten Europäisierungsdynamiken im südöstlichen Europa.⁵² Ira Spieker, Sarah Kleinmann und Arnika Peselmann mobilisieren die Kontaktzone als Denkfigur für ethnografierende Begegnungen zwischen

51 Vgl. Pratt (wie Anm. 5); dieS. (wie Anm. 7).

52 Vgl. John Clarke, Dave Bainton, Noémi Lendvai u. a.: *Making Policy Move. Towards a Politics of Translation and Assemblage*. Bristol 2015.

westlichen und östlichen, zentrierten und peripherisierten Kontexten der Kulturarbeit und -politik im deutsch-tschechischen Grenzraum.⁵³

Das Wandern der Kontaktzone bis hin zu Multispezies-Dynamiken reflektierend, beschrieb Pratt selbst Konzepte wie dieses nicht als Lösungen, sondern als Werkzeuge, um anders und neu zu denken.⁵⁴ Dementsprechend geht es in meinem Beitrag auch weniger darum, aus Problematisierungen heraus konkrete Lösungen zu benennen, sondern zu Re-Akzentuierungen von vertraut und selbstverständlich Gewordenem anzuregen.

Clarke, Bainton, Lendvai und Stubbs wie auch Spieker, Kleinmann und Peselmann denken die Kontaktzone weniger vom raumbegrenzenden Wortteil der „Zone“ her, sondern eher an einer im „Kontakt“ angelegten Relationalität ansetzend. Diesen Zugang aufnehmend, stülpe ich die Kontaktzone ebenso nicht als starren Rahmen über Forschungsdynamiken zwischen Graz und Podgorica, sondern mache sie produktiv als Verflechtung sozialer Dynamiken in der sich multiperspektivische Re-akzentuierungen ethnografischer Forschung und Wissensproduktion in geopolitisch, wirtschaftlich, historischen, kulturellen und speziesbezogen hierarchisierten Relationen zwischen der Ethnografin und dem Forschungsfeld ereignen können. In diesen wechselseitigen Aushandlungen erscheint Podgorica schließlich nicht mehr nur aus der Perspektive mitteleuropäischer städtischer Kontexte als Beispiel einer europäischen Stadt, die irgendwie ein bisschen anders zu funktionieren scheint, sondern Podgorica wird in Dynamiken zwischen Ethnografin und anderen Forschungspartner*innen zu einer Art gemeinsamem neuen Zentrum, das aus der Sicht der Ethnografin in diesem (Kon-)Text aber dennoch das von Lotman bemerkte kreative peripherische Potenzial birgt. Hier liegt dieses Potenzial im Aufwirbeln jener in der Ethnografin zentrierten Codes und der daraus entstehen könnenden wechselseitigen Übersetzung zwischen Ethnografin und Multispezies-Forschungspartner*innen sowie der

53 Vgl. Sarah Kleinmann, Arnika Peselmann, Ira Spieker (Hg.): Kontaktzonen und Grenzregionen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 38). Leipzig 2019.

54 Mary Louise Pratt: Foreword. In: Kleinmann, Peselmann, Spieker (wie Anm. 53), S. 7–13, hier S. 7.

wechselseitigen Umdeutung und Neuschaffung von Codes. Ansätze und Praktiken der menschlichen und tierlichen Forschungspartner*innen selbst, wie auch die aus unseren oft verschiedenen Perspektiven entstandenen Re-Perspektivierungen aufzunehmen, wirft zunächst europäisch-modernistische Konzepte von Stadt durcheinander und bietet die historisch gewachsene Multispezies-Verflechtung⁵⁵ als Denkfigur des Städtischen an. Weiters wird so eine Perspektive auf kulturell-politisch-wirtschaftliches Europäisches als bis an die Grenzen des Kontinents reichender geteilter Bedeutungshorizont dezentriert. Somit wirft Denken mit Multispezies-Forschungspartner*innen in der Europäischen Ethnologie verfestigte Blicke auf Zentren, Peripherien und Europa durcheinander und eröffnet Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer Europäischen Ethnologie bzw. Empirischen Kulturwissenschaft europäischen Bezugs ethnografische Kulturanalysen mitunter als multiperspektivische (solche anderer Spezies in diesem Ansatz mitgedacht) Kontaktzonen zu denken. In diesen Kontaktzonen gilt es, *Eigen* und *Fremd*, oder *vertraut* und *neu*, *verständlich* und *unübersetzbar* nicht kontinental-räumlich vorzusetzen, sondern situativ zu bewerten und je nach Überraschungslage neu auszuhandeln.

In den Ansätzen Pratts und Haraways sind Kontaktzonen sich in hegemonialen (kolonisierenden und anthropozentrischen) Dynamiken ereignende Räume der Aushandlung in welchen die jeweiligen Machtdynamiken zwar nicht aufgelöst, aber dennoch überschritten oder unterwandert werden können, und sich ein sozialer Raum der Begegnung verschiedener Perspektiven und des gemeinsamen Schaffens von neuen Bedeutungen entwickeln kann. In der Fruchtbarmachung der Kontaktzone als Zugangsweise für (Multi-spezies)-Ethnografien wird aus dem postkolonialen Konzept eine Denkfigur dekolonisierender Multispezies-Anthropologie europäischer Kontexte und Problematisierungen. Ethnografie als eine solche Kontaktzone zu denken und zu reflektieren schließlich geht mit

55 „Verflechtung“ ist hier eine Übersetzung des von Tim Ingold geprägten Begriffes des „meshwork“. Sein Konzept von *meshwork* als Verflechtung und Verknotung von Linien verschiedenster Arten beschreibt Ingold an mehreren Stellen. Mein Denken von Stadt als „multispecies meshwork“ ist vor allem geprägt von den Darstellungen des „meshworks“ in Tim Ingold: *Lines. A Brief History*. Abingdon 2007.

der Erinnerung und weiteren Aufforderung einher, Fortschreibungen und Reproduktionen kolonisierender Strukturen in ethnografischer Forschung zu problematisieren und umzulenken. Dabei gilt es nicht nur *anthropos* zu dezentrieren, um Raum für andere als menschliche Perspektiven auf nicht nur Stadt zu geben, sondern auch den oftmals universell gedachten *anthropos* in seinen verschiedenen zentrierten und peripherisierten Handlungsmächten zu reflektieren und daraus wiederum das Zentrum-Peripherie-Gefälle der Wissensproduktion, aus welchem die Ethnografin als Datengenerierende und Wissen-schaffende hervorgeht, zu verstärktem Bewusstsein für multiperspektivische und kollaborative Dynamiken der Umdeutung, Neuper-spektivierung und überhaupt Neugestaltung von Wissen zu lenken.

Doing Ethnography in European (Semi-)Peripheries? Re-Perspectivizing in Contact Zones

Thinking with multispecies relations in the city of Podgorica, this article traces the negotiation of ideas of the 'familiar' and the 'strange' shaped in the discipline of Volkskunde in concepts of contemporary European Ethnology_Empirical Cultural Analysis_Cultural Anthropology. Building on the decentering of the modernist nature/culture dichotomizing thinking of the city towards a perspective on cities as more-than-human entanglements, the contact zone is made fruitful as a concept for ethnographic research in intra-European (post-)colonial power asymmetries. Finally, the contact zone is proposed as a figure of thought for European-ethnological ethnographic research. This entails a re-accentuation of the ways of thinking of the 'familiar' and the 'strange' inscribed in the subjects that emerged from Volkskunde towards multi-perspectival ethnographies oscillating between centering and peripheralizing dynamics.

Fedir Vovk/Fedor Volkov/Théodore Volkov – Eine europäische Biografie, ein europäischer Nachlass. Vom Russländischen Reich nach Frankreich und zurück¹

Einleitung

Ukrainische Wissenschaftler waren ein integraler Bestandteil der europäischen akademischen Welt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Sie schrieben in ihrer eigenen Sprache, vor der Gründung einer unabhängigen Ukraine mit oftmals geringer staatlicher Unterstützung, waren in den späteren ukrainischen Ländern politisch marginalisiert und in den lokalen Wissenschaftssystemen – im habsburgischen Galizien oder auch im Russländischen Reich, besonders vor der Revolution von 1905 – unterdrückt. Historische ukrainische Wissenschaftler scheinen aus heutiger Betrachtung deshalb häufig als Wissenschaftler zweiter Reihe auf, obwohl sie innerhalb ihrer Netzwerke elementare Beiträge zu wissenschaftlichen Diskursen und

- 1 Der Aufsatz ist ein Resultat des Projekts *Notfallsicherung kulturellen Erbes in Kyjiv*, durchgeführt in Kooperation mit dem Volkskundemuseum Wien, gefördert von der Erste Stiftung und dem Photoinstitut Bonartes. Im Detail zum Projekt siehe meinen weiteren Beitrag in diesem Heft (S. 57–72). Die hier genutzten Abbildungen und weitere Archivmaterialien finden sich auch auf der Website des Archivs (<https://vovk.archive.iananu.com/>). Fabian Baumann, Oleksandra Buzko, Dominika Czarnecka und Tamara Kucajeva haben mich bei der Arbeit an diesem Artikel unterstützt. Jagoda Wierzejska verdanke ich die Anregung, mich erneut mit Vovks Selbstidentifikation zu befassen. Außerdem baut der Beitrag auf meinen vorangegangenen Forschungen zu Vovk im Rahmen der Dissertation auf: Martin Rohde: *Nationale Wissenschaft zwischen zwei Imperien. Die Sevcenko-Gesellschaft der Wissenschaften, 1892–1918*. Göttingen 2022. <https://doi.org/10.14220/9783737013901>.

Entwicklungen leisteten. Das wohl eingängigste Beispiel für diese Problematik ist der Physiker Ivan Puluj, der die Puluj-Lampe erfand und damit einen elementaren – und später bereitwillig übersehenen – Beitrag zur Entwicklung der Röntgenstrahlen leistete.² Doch auch im Bereich der Anthropologie, Archäologie, Ethnografie, Ethnologie oder Volkskunde gibt es zahlreiche bedeutende ukrainische Wissenschaftler, die im Lauf der Zeit in Vergessenheit gerieten.

Zu diesen gehört Fedir (Chvedir³) Vovk (1847–1918), der in Österreich-Ungarn, Russland, Frankreich und der Schweiz in den Netzwerken der Disziplinen Anthropologie, Archäologie, Ethnologie und Volkskunde verkehrte. Vovks Biografie ist eine dezidiert europäische, verflochtene: Nach der Jugend im Russländischen Reich erlebte er die Emigration in Rumänien, in der Schweiz und in Paris, bis er aus dem Exil nach St. Petersburg zurückkehren konnte. Der vielsprachige Experte verbreitete ukrainische Inhalte in Europa, während er moderne wissenschaftliche Methoden in Frankreich erlernte und in der russischen und ukrainischen akademischen Community verbreitete. Während er häufig als ukrainischer ‚Gründervater‘ der Archäologie und Anthropologie betrachtet wird, seine späteren Arbeiten zur Ethnologie und Anthropologie ebenso wie seine Lehre in St. Petersburg verstärkt wahrgenommen werden,⁴ ist eine Auseinandersetzung mit seiner Zeit im Exil bisher vergleichsweise selten.⁵ Dabei bietet der reiche und überwiegend sehr gut erhaltene Nachlass Vovks zahlreiche ungenutzte Quellen, die seine Mobilität, sein Privatleben, seine

2 Roman Gajda, Roman Pljacko: Ivan Puluj. Žyttja i tvorčist'. L'viv 2019.

3 *Chvedir* ist eine historische Variante des Vornamens *Fedir*, die sich im 20. Jahrhundert durchgesetzt hat.

4 Zu Vovks Biografie im Allgemeinen vgl. Oksana O. Franko: Fedir Vovk. Včenyj i hromads'kyj dijač. Kyjiv 2000; zu Vovks Lehre in St. Petersburg vgl. I. L. Tichonov: F. K. Volkov v Sankt-Peterburge, in: *Archeolohija i davnja istorija Ukrajinjy* 9, 2012, S. 302–309; ders.: *Archeologija v Sankt-Peterburgskom universitete. Istoriografičeskie očerki*, St. Petersburg 2003.

5 Dazu Oleksandra Buz'ko, Martin Rohde: Spil'nota v zobražennjach. Archivni džerela do žyttjepysu Chvedora Vovka, in: *Archeolohija i davnja istorija Ukrajinjy* 4, 2023, S. 168–184. Nathalie Richard: Volkov in France. Cultural Transfers in Anthropology and Prehistoric Archaeology at the End of the 19th Century. In: *Archeolohija i davnja istorija Ukrajinjy* 9, 2012, S. 220–227.

Selbstidentifikation und seine Interaktionen mit dem französischen akademischen Milieu erhellen können.

In diesem Essay möchte ich auf die Auswirkungen von Vovks Erfahrungen im Exil auf zwei zentrale Felder hinweisen und dazu bislang nicht genutzte Materialien aus seinem Nachlass heranziehen. Meine zentralen Fragen lauten also: Inwiefern beeinflusste Vovks jahrzehntelange Involvierung in französischen akademischen Netzwerken seine Selbstidentifikation? Und wie beeinflusste die französische, stark vom Kolonialismus geprägte Wissenschaft Vovks ethnografische Sehgewohnheiten? Anthropologische, ethnologische und „rassenkundliche“ Ordnungspraktiken des 19. und 20. Jahrhunderts waren wesentlich vom europäischen Kolonialismus beeinflusst. Inwiefern haben sich die französischen Kolonialdiskurse und -praktiken in Vovks Sammlung niedergeschlagen? Um die hochproblematischen zeitgenössischen Blickregime und Vovks Partizipation an ihnen zu verdeutlichen, nutze ich im zweiten Teil des Aufsatzes auch Bilder aus seinem Archiv, die auf einer Kolonialausstellung entstanden. Diese drastischen Zeugnisse des Zeitgeistes europäischer Wissenschaft verdeutlichen die Spannung zwischen dem Status politisch oft marginalisierter ukrainischer Akteure und kolonialen Praktiken. Ihre kommentierte Reproduktion im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes soll eine Diskussion darüber anstoßen.

Eine europäische Biografie

„Wie so oft in der Geschichte unserer Kultur haben die schwierigen Umstände des ukrainischen Lebens unter dem Zarenregime, die die Menschen aus ihrer gewohnten Routine herausrissen, ihre Karrieren, ihre persönlichen Interessen und ihr Wohlergehen zerstörten, die einen vernichtet und die anderen gezwungen, sich mit ungewöhnlichen Mitteln im Kampf ums Dasein zu wappnen, ungewöhnliche Energie und Initiative zu zeigen, um neue Wege, neue Richtungen in unserer kulturellen und wissenschaftlichen Arbeit zu beschreiten. So war es auch bei dem Verstorbenen. Wer weiß, was er erreicht hätte und worauf er sich ausgeruht hätte, wenn er nicht in eine politische Bewegung geraten wäre, die ihn aus den Grenzen des ukrainischen Lebens heraus und in den Strudel europäischen

Lebens hineingezogen und die ihn gezwungen hätte, seinen Lebensunterhalt mit jedweder Arbeit zu verdienen, die ihm die Umstände bescherten, und hätte er sich nicht mit den Ressourcen europäischer Wissenschaft verschiedener Zweige bewaffnet, sich selbst im Schmelztiegel der globalen wissenschaftlichen Arbeit wiedergefunden, vor dem Antlitz der europäischen Kultur, versuchend, ihre Leitlinien so gut wie möglich zu meistern, – denn darin fand er Rat, das war der Grundgedanke seiner Existenz.“⁶

In seinem Nachruf auf Vovk beklagte der Historiker Mychajlo Hruševs'kyj die Lücke, die Vovk hinterlassen hatte. Als zeitweiliger Präsident der unabhängigen Ukraine hätte sich Hruševs'kyj nur zu gern der Unterstützung seines alten Bekannten bedient. Er beschrieb Vovks Emigrationserfahrung als systematisch für politisch aktive Ukrainer im Russländischen Reich, problematisierte, wie Vovks Armut in Paris und die St. Petersburger Winterkälte im gehobenen Alter dessen Gesundheit ruiniert hatten.⁷ Gleichzeitig verwies Hruševs'kyj jedoch auch darauf, wie sehr Vovk diese Erfahrungen im positiven Sinne geprägt hätten, während sie ihn nie davon abgebracht hätten, als Teil der ukrainischen Bewegung zu agieren. Darüber hinaus wirft die Aussage des Historikers zwei essenzielle Fragen auf:

Was versteht Hruševs'kyj unter „europäisch“? Und während der Historiker erwähnt, dass sein verstorbener Kollege die „Leitlinien“ der „europäischen Kultur“ zu meistern versuchte, stellt sich doch die Frage, inwiefern das aufgerissene Spannungsfeld zwischen ukrainischen und ‚europäischen‘ Elementen in Vovks Biografie sein Selbstverständnis und seine Identifikation beeinflussten.

Europa ist im zitierten Textausschnitt nicht in demselben heutigen geografischen Sinn zu erkennen, in dem ich den Begriff in der Einleitung dieses Aufsatzes genutzt habe. Es handelt sich um einen vorgestellten Raum, zu dem sich ukrainische Intellektuelle positionieren, ohne die ukrainischen Länder darin zu verorten. Diese Geografie war nicht in Form von Staaten gedacht, verortete diese Gruppe

6 Mychajlo Hruševs'kyj: Pamjati Fedora Vovka. In: Ukrajina 1–2, 1918, S. 5–10, hier S. 5.

7 Ebd., S. 9 f.



Abb. 1 Vovk als Student der Kyjiver Universität, 1871, fond 1V/419-A, ark. 5, © NA IA NANU.

von Akteuren doch das habsburgische Ostgalizien nicht in Europa (oder, wahlweise, als dessen letzten Vorposten), war sich über Krakaus Position (und die Polens im Allgemeinen) uneins, sah Prag und Wien aber eindeutig in Europa. Räumlich lag „Europa“ folglich westlich von Polen (auch wenn ‚westlich‘ noch nicht derart im Sprachgebrauch verankert war, wie nach 1945), sprach mindestens eine der globalen Wissenschaftssprachen, befand sich kulturell und zeitlich in der Moderne. Das ukrainische „Europa“ erscheint als Epizentrum einer globalen Moderne, dem gegenüber sich ukrainische Wissenschaftler in (semi-)peripherer⁸ Position wähen, obwohl sie durch Mobilität individuell an jener Moderne teilhaben konnten.⁹ Zentral ist in diesem

8 Zu diesem Phänomen aus polnischer Perspektive vgl. Clara Fryszacka: *Zeit-Schriften der Moderne. Zeitkonstruktion und temporale Selbstverortung in der polnischen Presse (1880–1914)*. Berlin, Boston 2019.

9 Zur Europakonstruktion in der ukrainischen Wissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts vgl. Rohde (wie Anm. 1).

Zusammenhang, dass sie Russland von diesem Europa-Begriff ausnahmen. Die Emigrationserfahrung in der Schweiz und Paris diente nach Hruševs'kyj also dazu, dass Vovk sich ‚europäisches‘ wissenschaftliches Werkzeug aneignen und später in ukrainischen Netzwerken weitergeben konnte. Aus heutiger, analytischer Perspektive, umfasst „Europa“ als Vovks Handlungsraum biografisch relevante Räume von Paris bis St. Petersburg – nicht nur die Mobilität, sondern insbesondere die hochgradige Verflechtung der Biografie sind hervorzuheben.

Fedir Vovk wurde 1847 in der Region Poltava geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Nižyn und begann daraufhin ein naturwissenschaftliches Studium in Odesa, bei dem er sich zunächst auf Botanik spezialisierte. Um 1870 setzte er sein Studium in Kyjiv fort, wo er sich schnell in die Kreise der ukrainischen Nationalbewegung einfügte. In diesem Umfeld begann er sich zunehmend auf Ethnografie zu spezialisieren. Als national gesinnter Anhänger des ukrainischen Sozialisten Mychajlo Drahomanov begab er sich wie dieser auf Europareisen, während derer er u. a. im Zarenreich verbotene ukrainische Bücher schmuggelte. Bei seiner Rückkehr ins Russländische Reich wurde er hierfür verfolgt, konnte nur durch Glück und Kontakte seiner Inhaftierung entkommen und setzte sich nach Rumänien ab, bevor er für einige Jahre mit Drahomanov in Genf lebte und arbeitete. 1887, als Drahomanov eine Professur im bulgarischen Sofia annahm, begab sich Vovk nach Paris, um Archäologie, Ethnologie und Anthropologie zu studieren. Hier fand er schnell Anschluss an die wissenschaftliche Elite, die sich rund um die *École d'anthropologie* gruppierte. Er pflegte regelmäßigen Verkehr zum Archäologen und Prähistoriker Gabriel de Mortillet (1821–1898), dessen Sohn Adrien (1853–1931) und deren Zirkel. Außerdem nahm Vovk regelmäßig an wissenschaftlichen Exkursionen der *École* teil. Nach dem Tod Gabriel de Mortillet begründete Vovk die *Société d'excursions scientifiques* mit, um unter Beteiligung Adrien de Mortillet die regelmäßigen Exkursionen und sozialen Veranstaltungen – insbesondere Diners mit prähistorischem Motto – des Vorbilds fortzuführen.¹⁰

Durch die hier entstandenen Netzwerke verstetigte sich Vovk nicht nur in Kreisen der französischen Anthropologie, sondern verkehrte auch mit anderen (vornehmlich west-)europäischen

10 Vgl. Buz'ko, Rohde (wie Anm. 5).

Wissenschaftlern des Fachs und verwandter Disziplinen. Eine Fotografie vom Besuch der Pfahlbauten-Fundstelle in Robenhausen (Kanton Zürich, Schweiz) zeigt ihn im September 1899 mit dem deutschen Arzt und Anthropologen Rudolf Virchow sowie dem Anthropologen und Geologen Ferdinand Leopold von Andrian-Werburg, dem Gründer der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Abb. 2). Auch darüber hinaus interagierte er mit der deutschsprachigen Volkskunde. Durch die Lemberger Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, deren enger Mitarbeiter er im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde, kam er auch in Kontakt mit dem Verein und Museum für österreichische Volkskunde. Dabei ist er vor allem für die am Museum befindliche *Bojkensammlung* verantwortlich.¹¹

Nach der Russischen Revolution des Jahres 1905, die in den Folgejahren in liberalisierenden Reformen mündete, ergaben sich bedeutende Veränderungen im Leben Vovks. Zunächst konnte er durch Unterstützung des Museums Aleksandrs III. formell sein Doktorat erwerben, nachdem er die dafür nötige Dissertation bereits seit einigen Jahren abgeschlossen hatte. Außerdem ermöglichten seine Kontakte ihm auch die Rückkehr ins Russländische Reich, so dass er Ende des Jahres 1905 nach St. Petersburg zog. 1907 wurde er offiziell zum Kustos der ethnografischen Abteilung des Museums Aleksandrs III. ernannt und begann im selben Jahr als Privatdozent an der Universität St. Petersburg zu unterrichten. Hier baute er bis zu seinem Tod eine eigene anthropologische Schule aus, mittels derer er insbesondere die ukrainische Wissenschaft zu fördern suchte, auch wenn ihm hierfür oft die national orientierten Schüler fehlten. Des Weiteren engagierte er sich in verschiedenen ukrainischen Netzwerken. 1918 erhielt er eine Professur an der Universität Kyjiv, verstarb allerdings auf dem Weg dorthin nach langer Krankheit. In seinem Testament äußerte er den Wunsch, seinen wissenschaftlichen Nachlass an einer ukrainischen wissenschaftlichen Institution zu beherbergen und weiter auswerten zu lassen.¹²

11 Martin Rohde: „Bekommen wir auch Photographien?“ Die Expedition ins Bojkenland 1904, ihre Fotosammlung und warum nur acht Positive ihren Weg nach Wien fanden. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXVI/xx (1), 2022), S. 63–84.

13 Testament Fedor Volkovs, o. J., NA IA NANU, fond 1 V/429.



Abb. 2 Gruppenfoto bei einer Fundstelle von Pfahlbauten in Robenhausen (Kanton Zürich, Schweiz), u. a. mit Rudolf Virchow (3. v. l.) und Fedir Vovk (6. v. l.), gestempelt „Antiquarische Gesellschaft Wetzikon“, 8. September 1899¹³, fond 1V/396, ark. 29, © NA IA NANU.

Während seiner Forschungsreisen in Galizien, der Bukowina und dem nordöstlichen Ungarn kooperierte er nicht nur mit französischen und österreichischen Institutionen, sondern auch mit einer russischen: der schon erwähnten ethnografischen Abteilung des Museums Aleksandrs III. in St. Petersburg. Allein auf seiner Forschungsreise des Jahres 1903 kaufte er mehr als 600 Exponate in Kolomyja, Lemberg, Czernowitz und dem huzulischen Dorf Dovhopole an, die er daraufhin in die russländische Hauptstadt versandte.¹⁴ Als Kustos der Abteilung – eine leitende Funktion, die er seit dem Oktober 1907 innehatte – gelang es ihm, eine Sonderausstellung zu den ethnografischen Kostümen zu organisieren, die er zuvor selbst gesammelt hatte.¹⁵ Darüber hinaus avancierte er zum Ratsmitglied der ethnografischen Abteilung, womit er durchaus in der Lage war, ihre Agenden zu beeinflussen.¹⁶

Als die Russische Kaiserliche Geografische Gesellschaft ein Projekt zur ethnografischen Neuvermessung und -kartierung des Imperiums initiierte, übernahm Vovk gleich mehrere Führungsaufgaben. In diesem Zusammenhang unternahm er zahlreiche Forschungsreisen vor allem innerhalb der ukrainischen Länder des Russländischen Reiches, um sowohl physisch-anthropologische Daten als auch ethnografische Gegenstände zu sammeln. Das Resultat findet sich vor allem in seiner quasi Habilitationsschrift zur ukrainischen Ethnologie und Anthropologie, in der er Ukrainer*innen dezidiert von Pol*innen und Russ*innen abzugrenzen und ihre Eigenarten mit den Werkzeugen dieser Disziplinen herauszustellen suchte.¹⁷ Doch Vovks Arbeit war nicht allein an russisches oder ukrainisches Lesepublikum adressiert, behielten doch viele seiner wissenschaftlichen Publikationen in diesen Sprachen immerhin einen französischen Abstract, Paralleltitel

13 Zur Einordnung und Datierung vgl. das Foto auf der Website des Vereins, <https://agw-wetzikon.ch/inhalt/vereinsgeschichte/> (Zugriff: 17.1.2024).

14 Vgl. diverse Preisleiten für gesammelte ethnographische Gegenstände, um 1904, NA IA NANU, fond 1/V, 318b.

15 Eintrittskarte zur Sonderausstellung, NA IA NANU, fond 1/V, 318a–5, ark. 4.

16 *Otčet Russkogo muzeja imperatora Aleksandra III-go za 1909-j god.* S.-Peterburg 1910, S. 23 f.

17 Vgl. Rohde (wie Anm. 1), S. 275–289.

und Tabellenbeschriftungen. Vovk sah sich Ende des 19. Jahrhunderts vor einem Problem, das schon seinen Freund und Mentor Mychajlo Drahomanov Dezennien zuvor geplagt hatte – und das auch im 21. Jahrhundert noch eine frappierende Aktualität besaß und besitzt: Die Ukraine war ein weißer Fleck auf der mentalen Landkarte der europäischen Politik, die ukrainischen Länder der Willkür der zentral- und osteuropäischen Imperien überlassen. So fühlte sich Vovk – wie auch schon Drahomanov – als Intellektueller mit Zugang zu europäischen akademischen Netzwerken der Mission verpflichtet, die Existenz der Ukraine wissenschaftlich zu belegen, ihre Titularnation mithilfe (west-)europäischen methodischen Inventars zu beschreiben und als eigenständige Nation zu rechtfertigen.¹⁸

Vovk wusste sich im Exil und auch danach nahtlos in die französische Gelehrtenrepublik einzufügen und pflegte enge persönliche Kontakte mit zahlreichen bedeutenden Kollegen. Abseits dieses sozialen Raumes fiel Vovk allerdings durch eine andere Eigenschaft auf: Er war unbequem. Diese Eigenschaft offenbarte sich nicht nur in seinem jugendlichen Aktivismus und Bücherschmuggel, sondern auch, indem er nationalen Paradigmen nicht durchgehend entsprach. Obgleich er Wissenschaftler und national gesinnter Ukrainer war, räumte er der Publikation seiner Texte in ukrainischer Sprache nicht die höchste Priorität ein. Im Umfeld ukrainischer Kollegen aus Lemberg und der sich institutionalisierenden Wissenschaft in ukrainischer Sprache enttäuschte er deshalb offenbar ein ums andere Mal. Sowohl durch seine Verpflichtungen in Paris als auch durch die Notwendigkeit, sich und seine Familie zu ernähren, konnte er sich im Allgemeinen nicht in diesem Maße mit ukrainischen Publikationsvorhaben beschäftigen, wie andere – und vielleicht er selbst – gewollt hätten. Im Russländischen Reich gerierte er sich als Agent einer modernen europäischen Wissenschaft. Mit rekurrenten Verweisen auf seine französische Ausbildung, französische Methodik, französische Literatur und französische anthropometrische Messgeräte suchte er seine eigene Autorität gegenüber einer ‚rückständigen‘ russischen Forschung abzugrenzen.

18 Martin Rohde: Mychajlo Drahomanov i jeho vplyv na halyc'ko-ukrajins'ku nauku kincja XIX – počatku XX stolittja, in: Spadščyna. Literaturne džereloznavstvo, tekstolohija 2024 (im Erscheinen).

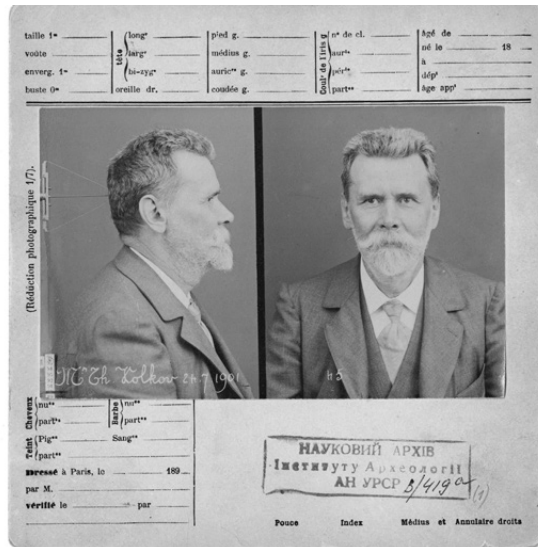


Abb. 3 Vovks Profil und Seitenansicht auf einem anthropometrischen Datenbogen, Fotografie, [Paris], 24. Juli 1901, fond 1V/419-A, ark. 22, © NA IA NANU.

Abb. 4 Vovk in einem anthropologischen Labor, o. O., o. J., fond 57, spr. 6966, © NA IA NANU.

Vovk entwickelte den Habitus eines (west-)europäischen Wissenschaftlers und scheute sich nicht, ihn vor seinen ukrainischen oder russischen Kollegen zur Schau zu stellen.¹⁹

Viele Namen, viele Identitäten?

Vovk war ein außerordentlich mobiler Wissenschaftler, sowohl in räumlicher als auch sprachlicher und sozialer Perspektive, auch wenn insbesondere die räumliche Mobilität nicht immer freiwillig erfolgte. Er konnte sich in unterschiedliche akademische und nicht-akademische Kollektive mittels seiner Sprachkenntnisse einfinden, wie im Folgenden noch ausführlicher erörtert wird. Der historische Umgang mit ‚fremdsprachigen‘ Namen führte dazu, dass sich die Schreibweise seines ukrainischen Geburtsnamens laufend entsprechend offizieller Vorgaben änderte. Was heutzutage wie eine Marginalie anmutet, die wir allenfalls im Rahmen der Frage erörtern, welche Variante für einen wissenschaftlichen Artikel zu wählen sei, konnte für einen realen Menschen mit langjähriger und verschiedentlicher Migrationserfahrung von erheblicher Relevanz sein.

In eine ukrainische Familie in der Region Poltava wurde der Protagonist als Chvedir Vovk geboren. Als sein Vater den Umzug der Familie in die nächstgelegene Stadt Nižyn veranlasste, nahm er den Familiennamen „Volkov“ an, um sich durch diesen russophonen Namen das Leben und das Auskommen zu erleichtern. Dementsprechend wurde auch Chvedirs Name in Fedor (sprich: Fjodor) Volkov geändert, den er trug, solange er im Russländischen Reich lebte. In der Emigration wurde sein Vorname in den offiziellen Dokumenten latinisiert. Unter dem Namen Théodore Volkov galt Vovk in humanwissenschaftlichen Kreisen im Paris im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als Experte für archäologische, anthropologische, ethnologische und folkloristische Forschungen im östlichen Europa im Allgemeinen und in der Ukraine im Besonderen. Darüber hinaus verfasste er eine prämierte Dissertation zur medizinischen Anthropologie in französischer Sprache.²⁰

19 Ausführlich zu diesen Momenten vgl. Rohde (wie Anm. 1).

20 Vgl. ebd.; Buz'ko, Rohde (wie Anm. 5).

Ein spannendes und gleichsam instruktives Beispiel für seinen Umgang mit Namen findet sich am Beispiel von Vovks vielgenutztem Exlibris (Abb. 5). In der Buchforschung wird das Exlibris als symbolische Aussage über den Besitzer und seine Weltsicht verstanden. Insofern ist diese Quelle keine Marginalie, sondern ein wichtiges, autobiografisch inspiriertes Element seiner Bibliotheksgestaltung. Vovks Exlibris zeigt einen Wolf mit Brille und verweist auf den Namen „Th. Vovk“. „Wolf“ ist eine direkte Übersetzung seines Nachnamens. Mit dieser spielte er auch bei der Wahl seiner Pseudonyme Lupulesku und Lupu, abgeleitet von *lupus* (Wolf); die Wahl des Lateinischen verweist dabei auf seine Nähe zur Biologie und der gängigen lateinischen Nomenklatur.

Spannender noch ist allerdings die Wahl des Namens als nationale Selbstverortung. Der Name „Vovk“ war sein ukrainischer Geburtsname, den er ansonsten ausschließlich für ukrainische Korrespondenzen, Publikationen und Ankündigungen verwendete. Die offizielle Variante seines Namens blieb das russische „Volkov“, das er auch in ebendieser Transliteration im Französischen nutzte – und für alle seine offiziellen Dokumente sicherlich auch nutzen musste. Im Deutschen fand sich auch „Wolkow“. Für den Vornamen transliterierte er jedoch nicht das ukrainische Chvedir (ältere Variante) oder Fedir (neue Schreibweise), auch nicht das russische „Fedor“, sondern wählte eine Abkürzung der latinisierten Variante seines Vornamens: „Th.“ verweist auf Théodore oder Theodor (mit seiner Affinität zum frankophonen Raum und zur französischen Sprache – primär die erstere Variante).

Tamara Kucajeva geht davon aus, dass Vovk das Exlibris zwischen dem Ende seiner französischen Periode und dem Zerfall des Russländischen Reiches zu verwenden begann, das heißt zwischen seinen großen Umzügen von Paris nach St. Petersburg und seiner Rückkehr von St. Petersburg in die Ukraine. Die lateinische Schrift legt das Entstehen in Paris nahe; zumal Vovk dort weitgehend ärmlich lebte, ist von einem Freundschaftsdienst eines Künstlers auszugehen.²¹ Vor dem letzteren Umzug ordnete Vovk seine Privatbibliothek, weil er davon ausging, dass sie früher oder später in ukrainischen

21 Für Auskünfte zu Vovks Bibliothek und seinem Exlibris bin ich Tamara Kucajeva zum großen Dank verpflichtet.

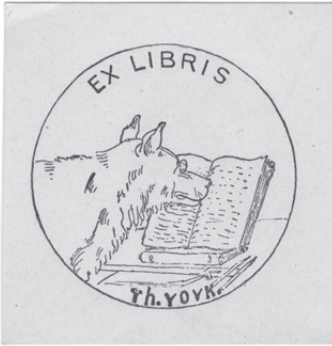


Abb. 5 Vovks Exlibris, vermutlich frühes 20. Jahrhundert, fond 1V/429-k, © NA IA NANU.

Staatsbesitz beziehungsweise in den Besitz einer ukrainischen wissenschaftlichen Institution übergehen würde.²² Letztlich finden sich die Aufkleber nicht nur in den Büchern aus Vovks ehemaliger Sammlung, in seinem Nachlass blieben auch zahlreiche bislang ungenutzte Exlibris-Aufkleber erhalten.²³

Das Exlibris verweist somit auf eine Identitätskonstruktion Vovks, die der ukrainischen Nationalität im Nachnamen treu bleibt, ihn im Vornamen jedoch als frankophonen Wissenschaftler und Agenten einer westeuropäischen Moderne auszeichnete, als den er sich selbst sowohl im ukrainischen als auch russländischen akademischen Kontext betrachtete.

Ein kolonialer Akteur?

Vovks Affinität zu dem Raum, der aus ukrainischer Perspektive als „Europa“ galt, ist deutlich herausgestellt worden. Sie beeinflusste nicht nur seine Ausbildung, sondern offensichtlich auch seine Selbstidentifikation. Wie die Skizze seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nahelegt, war die Erforschung slawischer Gruppen und der ukrainischen Ethnie im Besonderen der Kern seines Interesses. Gleichzeitig

22 Testament Fedor Volkovs, o. J., NA IA NANU, fond 1 V/429.

23 Zahlreiche Exlibris-Aufkleber mit der Aufschrift „Th. Vovk“, o. J., NA IA NANU, fond 1V/429-k.

war er im Museum Aleksandrs III. aber offensichtlich auch für außer-europäische Räume verantwortlich. Ein Fotokonvolut mit dem Titel *Ausstellung des Museums. Afrika, Australien, Polynesien* zeigt eine zum Teil von Vovk mit Bleistift auf den Fotorücken annotierte Dokumentation einschlägiger Exponate aus der Dauerausstellung des Museums. Sie legen nahe, dass der Kurator sich nicht allein auf slawische oder russländisch-imperiale Ethnografie beschränkte, sondern auch überseeische (Kolonial-)Räume ausstellte. Sie zeigen materielle Kulturgüter, allerdings keine Kleidung oder Fotografien – was nicht heißen muss, dass diese nicht ausgestellt wurden.²⁴

Vovks Archiv beinhaltet eine große Anzahl ethnografischer und anthropologischer Typenfotografien. Bislang hat sich die Forschung – meine eigene eingeschlossen²⁵ – ausschließlich mit seinen ukrainischen Volkstypen befasst, die letztlich Eingang in seine Publikationen fanden. Tatsächlich aber sammelte Vovk Typendarstellungen von allen Kontinenten der Erde. Darunter finden sich einerseits zahlreiche, sorgfältige Ausschnitte aus Publikationen – teils geklärt Herkunft, wie Rudolf Martins zeitgenössisch verbreitete Wandtafeln für den Unterricht, teils ungeklärt Herkunft, wie russisch untertitelte, abgedruckte Fotografien.²⁶ Andererseits finden sich darunter auch eigene Fotografien.

Diese Quellen können wir als Belege des wissenschaftlichen Voyeurismus im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert werten, als visuelle Zeugnisse globaler Ordnungsversuche, in die Vovk auch die von ihm erforschten Ukrainer*innen einzuschreiben versuchte. Gleichsam können wir diese Bilder auch als hochproblematische Transferleistung verstehen. Vovk verstand seine Bildersammlung als eine Forschungs- und Lehrsammlung, sie kam also auch als Ansichtsmaterial für seine Studenten zur Anwendung. Der Transfer in die (Sowjet-)Ukraine muss insofern zumindest teilweise als gescheitert befunden werden, als dass die unvollständige Beschriftung auch

24 Fotokonvolut *Ausstellung des Museums [Aleksandrs III.]. Afrika, Australien, Polynesien*, NA IA NANU, fond 1V/318-6.

25 Martin Rohde: „Ukrainian National Science“ in a Spatial Perspective, or How the Hutsul Lands Were Mapped, in *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 23 (4), 2022, S. 771–798.

26 Fotokonvolut *Anthropologie – Ethnografie. Amerika*, NA IA NANU, fond 1V/255-v.

denjenigen, die die Sammlung in den 1920er Jahren ordneten, nicht dazu verhalf, sie ausführlicher zu annotieren und korrekt entsprechend der abgebildeten Menschen beziehungsweise des Entstehungsortes zu kategorisieren. Dennoch bildete Vovk für ein Dezennium eine Riege russischer und ukrainischer Anthropologen, Archäologen und Ethnologen mit diesen Materialien aus.

Ein Konvolut, das meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, befindet sich in einem Umschlag mit der Aufschrift „Afrika. Sudan“.²⁷ Die erste Fotografie zeigt zwei Kinder mit Champagnergläsern und eine Flasche auf dem Tisch, das Kind auf der linken Seite greift mit einer Hand nach einem Glas; der Mann im Hintergrund beobachtet sie offensichtlich, auch wenn wir sein Gesicht nicht sehen. Der Mann lässt sich durch den charakteristischen Bart und denselben Anzug, den er auf der Abbildung 2 trägt, als Vovk identifizieren (Abb. 6). Vovk erscheint hier nicht als Armchair-Wissenschaftler, als den man ihn sich ansonsten beim Ordnen seiner europäischen und überseeischen Volkstypen-Sammlung vorstellt, sondern als direkter Beobachter einer signifikanten Szene, die ein bezeichnendes Schlaglicht auf seine Arbeit – und die Arbeit von Anthropolog*innen und Ethnolog*innen dieser Zeit im Allgemeinen – wirft. Umso notwendiger scheint die Klärung, wie diese Fotografie entstand. Wann und wo war Vovk ein kolonialer Akteur? War Vovk möglicherweise selbst im Sudan, etwa mit einer Pariser Reisegruppe, oder später im Auftrag des Museums Aleksandrs III.? Beantworten lässt sich diese Frage nur, auf Basis der Betrachtung des Konvoluts als Ganzes.

Eine genauere Durchsicht des Konvoluts begründete rasch aufsteigende Zweifel an einer möglichen Reise Vovks nach Afrika, und gleichzeitig auch an der bisherigen Zuordnung der Materialien. So fanden sich auf den Rückseiten einiger Fotografien französische Bleistiftvermerke in der Handschrift Vovks: „Peuls“, „Foulbé“, „Peuhl“, „Dioulas“, „Dialas“.²⁸ Bei den ersteren drei Begriffen handelt es sich um verschiedene Namen für die westafrikanischen Fulbe. Die beiden letzteren sind mit Vorsicht zu genießen, können sie doch auf die Diola (engl. Jola) oder die Jula (engl. Dyula) verweisen. In jedem

27 Fotokonvolut *Afrika. Sudan*, NA IA NANU, fond 1V/255-e.

28 Ebd., ark. 7zv, 16zv, 17zv, 21 zv, 23zv, 24 zv, 26 zv.

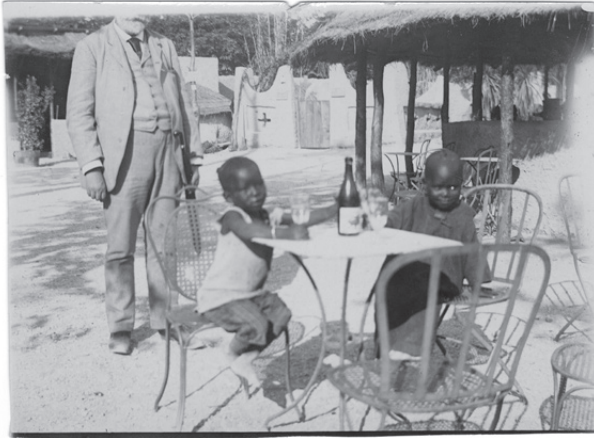


Abb. 6 Foto von zwei Kindern mit Champagnergläsern auf der *Exposition nationale et coloniale de Rouen*, Vovk als Beobachter im Hintergrund, [1896], fond 1V/255-e, ark. 1, © NA IA NANU.

Abb. 7 Fünf Menschen vor einer eigens für die Völkerschau errichteten Hütte, [1896], fond 1V/255-e, ark. 44, © NA IA NANU.



Abb. 8 Szene auf der *Exposition nationale et coloniale de Rouen*, [1896],
fond 1V/255-e, ark. 32, © NA IA NANU.

Abb. 9 Zwei Frauen auf der Völkerschau der *Exposition nationale
et coloniale de Rouen*, umringt von Schaulustigen, [1896],
fond 1V/255-e, ark. 4, © NA IA NANU.

Fall sind die Begriffe kontextuell dem westlichen Teil des Kontinents zuzuordnen, passen nicht zum Sudan im Osten.²⁹

Erst im zweiten Teil des Konvoluts mehrten sich Hinweise auf den tatsächlichen Entstehungsort der Fotografien: Größere Mengen elegant gekleideter Besucher*innen unterschiedlichen Alters, die einige wenige Frauen offensichtlich eingehend betrachten (Abb. 9); Häuser, die Schilder mit Bezeichnungen ethnischer Gruppen zierten – und in einem Falle auch auf den Sudan, der sich auf der anderen Seite des Kontinents befindet; vereinzelt Informationstafeln mit der Aufschrift „Es ist den Besuchern ausdrücklich verboten, in die Hütten der Eingeborenen einzutreten“³⁰ (Abb. 7); zuletzt ein modernes Gebäude im Hintergrund einer Fotografie (Abb. 8), das nicht in das offensichtlich inszenierte Dorf zu passen scheint. All diese Hinweise legen eine französische Kolonialausstellung oder Völkerschau nahe. Überdies ergab der Vergleich, dass das Fotokonvolut *Völker Afrikas. Abessinien (?), Sudan, Madagaskar*³¹ ebenfalls zu einem wesentlichen Teil im Rahmen derselben Ausstellung entstanden sein muss.

Ein Abgleich mit den französischen Kolonialausstellungen, die zu Vovks Pariser Zeit stattfanden, legt nahe, dass die Fotos auf der *Exposition nationale et coloniale de Rouen* im Jahr 1896 gemacht wurden. Verfügbare Fotografien³² des seinerzeit vielbeschriebenen „village nègre“³³ bestätigen diesen Verdacht. Für dieses Projekt sind 120 Menschen aus dem Senegal und dem Sudan in die westfranzösische Hafenstadt gebracht worden, wo sie von angeblich rund 600.000 Schaulustigen betrachtet, fotografiert und zum Teil wohl auch vermessen wurden.³⁴ Wie diese enorme Besucher*innenzahl belegt, sprach

- 29 Lediglich die Aufschrift eines Hauses im Hintergrund einer Fotografie verweist auf den Sudan. NA IA NANU, fond 1V/255-e, ark. 47/1.
- 30 „Il est expressément interdit aux visiteurs d'entrer dans les cases des indigènes.“ Ebd., ark. 44.
- 31 Fotokonvolut *Völker Afrikas. Abessinien (?), Sudan, Madagaskar*, NA IA NANU, fond 1V/255-d.
- 32 Jean-Marc Montaigne: Rouen 1896. Les villages africains de l'Exposition Coloniale. Rouen 2004.
- 33 Catulle Blée: Au village nègre. La musique chez les noirs. In: Journal de l'Exposition nationale & coloniale de Rouen et moniteur des exposants 10, 1896, S. 4–6.
- 34 Für einen Menschen, der auf drei Fotografien Vovks abgebildet ist, sind anthropometrische Daten auf der Rückseite des Bildes angegeben worden. NA IA NANU, fond 1V/255-d, ark. 6; 255-e, ark. 16, 17.

diese Ausstellung – so wie auch ihre Pendants im Deutschen Reich – durchaus große Teile des französischen Bürgertums an und nicht allein Wissenschaftler*innen o. Ä..³⁵ Wie jedoch das Beispiel Vovks zeigt, bot sie auch einem verarmten Wissenschaftler die Möglichkeit, Messungen und Daten von Menschen anderer Hautfarbe und außer-europäischer Herkunft zu sammeln, ja dem eigenen Œuvre quasi-globale Erfahrungen hinzuzufügen.

Erst die Durchsicht einer 2004 erschienenen Fotoedition und der Vergleich mit Vovks Fotografien ermöglichte es, sie zweifelsfrei der Ausstellung in Rouen zuzuordnen. Offensichtlich hatte Vovk diese Fotografien als Konvolut zusammengestellt und hinterlassen, jedoch mit keinen oder nur unvollständigen Informationen. Denjenigen, die seinen Nachlass in den 1920er und 1950er Jahren zu ordnen und neu zu organisieren begannen,³⁶ standen Hilfsmittel wie die hier zitierten Quellen und insbesondere die Fotoedition nicht zur Verfügung. Außerdem lag der bisherige Akzent der Arbeit mit Vovks Nachlass auf seiner Forschung zur ukrainischen Archäologie, Anthropologie und Ethnologie, nicht aber den Teilen seines Nachlasses, die ihn als Mitglied der französischen wissenschaftlichen Community auszeichnen. Gerade die vertiefende Arbeit mit diesen Materialien wäre jedoch außerordentlich interessant. Sie erlauben, nachzuvollziehen, wie der Wissenschaftler von (west-)europäischen

- 35 Zu Völkerschauen in Frankreich, vgl. Jean-Michel Bergougniou, Rémi Clignet, Philippe David (Hg.): „Villages noirs“ et autres visiteurs africains et malgaches en France et en Europe (1870–1940). Paris 2001; zu Völkerschauen im Deutschen Reich vgl. Hilke Thode-Arora: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen. Frankfurt a. M. 1989; dies.: From Samoa with Love? Samoa-Völkerschauen im deutschen Kaiserreich. München 2014; Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer Menschen“ in Deutschland 1870–1940. Frankfurt a. M., New York 2005. Zu Völkerschauen in Ostmitteleuropa, vgl. Dagnosław Demski, Dominika Czarnecka (Hg.): Staged Otherness. Ethnic Shows in Central and Eastern Europe, 1850–1939. Budapest 2021.
- 36 Vovks Schüler Oleksandr Alešo organisierte den Transport von Vovks Nachlass aus St. Petersburg nach Kyjiv, wo er als Grundstock für den *Kabinet antropolohiji ta etnolohiji im. F. Vovka*, einer anthropologischen und ethnologischen Forschungsinstitution, diente. Vgl. hierzu Rohde (wie Anm. 1), S. 165. Zur dortigen Aufarbeitung von Vovks Nachlass vgl. V. A. Kolesnikova, I. V. Černovol, A. C. Janenko: Muzej (Kabinet) antropolohiji ta etnolohiji imeni prof. Chv. Vovka. Kyjiv 2012.

Sehgewohnheiten geprägt war, mit diesen die Ukraine erforschte, und sie an seine Schüler weitergab.

Die einschlägigen kolonialen Sammel-, Seh- und Ordnungspraktiken spielten letztlich auch dann noch eine Rolle, als die betreffenden (west-)europäischen Wissenschaftler*innen sie auf dem europäischen Kontinent zur Anwendung brachten. Im Gegensatz zu zahlreichen Ethnologen und Anthropologen aus dem ukrainischen Umfeld und dem Russländischen Reich lernte Vovk in Frankreich; er adaptierte die dortigen Sehgewohnheiten und epistemologischen Herangehensweisen. So war er etwa im Wesentlichen derjenige, der darwinistische Überlegungen in ukrainische ethnografische Debatten einbrachte. Diese Vorbildung war es, die höchstwahrscheinlich dafür verantwortlich ist, dass Vovk den ukrainischen „ethnischen Stamm“ – so die damalige Terminologie – als besonders „archaisch“ konstruierte.³⁷ Die beigegefügtten Bilder dieses Kapitels sind nur Bruchstücke einer reichen, global angelegten Typensammlung, die Vovks Forschung und Lehre zugrunde lag – sie zeugen im wahrsten Sinne des Wortes von seinem methodisch-theoretischen, aber auch seinem adaptierten ideologischen Ausgangspunkt. Die Europäizität moderner ukrainischer Wissenschaft anzuerkennen bedeutet auch, diesen Teil ihrer Geschichte zu hinterfragen und ich möchte mit diesem ersten Schritt in diese Richtung dazu anregen, die einschlägigen Materialien kritisch zu nutzen und wichtige Aspekte der Wissenschaftsgeschichte für Ostmitteleuropa im Allgemeinen und für die Ukraine im Speziellen aufzuarbeiten.

Zusammenfassung

Die moderne ukrainische Wissenschaft, wie sie sich im ausgehenden 19. Jahrhundert institutionalisierte, sah sich im internationalen Forum vor allem einer Mission verpflichtet: Sie wollte mit Wissenschaftler*innen aus der ‚zivilisierten Welt‘ an einem Tisch sitzen und ihnen aufzeigen, dass eine Ukraine existiert, die es bislang kaum auf westeuropäische Landkarten geschafft hatte: Dezidiert vielsprachige Intellektuelle – und solche, die sich zunehmend Übersetzer*innen zu Hilfe nahmen – traten in Austausch mit ihren Fachkollegen aus

37 Rohde (wie Anm. 24), S. 781.

Deutschland, Frankreich, Großbritannien, den USA und den nicht-ukrainischen Regionen des habsburgischen und Russländischen Imperiums. Für viele von ihnen waren nicht nur Publikationen ein Weg, sich Gehör zu schaffen, sondern insbesondere individuelle Kontakte. Der Anthropologe Fedir Vovk avancierte in Paris zu einem wesentlichen Experten für jegliche Disziplin, die sich mit der ukrainischen Kultur und Physis befasste, wusste allerdings seine europäischen Erfahrungen auch in den ukrainischen Ländern und im Russländischen Reich anzubringen.

Wie dieser Essay zeigen konnte, eignete sich Vovk in Frankreich jedoch nicht nur die fließende Beherrschung des Französischen an, er definierte sich auch zunehmend als europäischer – eben nicht ‚osteuropäischer‘ oder ‚ukrainischer‘ – Wissenschaftler. Seine Teilhabe an europäischen Diskursen und europäischen Institutionen führte auch zu seiner Teilhabe an der Schattenseite der europäischen Moderne – am Kolonialismus. Sein Fotoarchiv belegt, dass er sowohl als Kustos als auch in seiner akademischen Lehrsammlung mit Abbildungen außereuropäischer Menschen und Kulturgegenständen gearbeitet hat. Während er sich in seinen Arbeiten nicht – wie so häufig in seiner Zunft üblich – zu zivilisatorischen Hierarchien äußerte, dokumentieren diese Fotografien, allen voran seine Dokumentation des „village nègre“ auf der *Exposition nationale et coloniale de Rouen* aus 1896, dass er sich am europäisch-kolonialen wissenschaftlichen Voyeurismus beteiligte. Die Adaption des entsprechenden Blickregimes für Vovks spätere Arbeiten ist wahrscheinlich; weitere Forschungen zum Thema sollten diese Perspektive ernst nehmen. Für die ukrainische Wissenschaftsgeschichte bedeuten diese Erkenntnisse: Wer mit Stolz Vovks (west-)europäische Ausbildung, seine globale Forschungserfahrung betont und ihre Relevanz für die ukrainische Wissenschaftsgeschichte hervorhebt, muss sich gewahr sein, dass dies auch bedeutet, seine Verantwortung für die Partizipation an einem hochproblematischen gesamteuropäischen Erbe anzuerkennen.

Notfallsicherung kulturellen Erbes in Kyjiv, oder wie Kolleg*innen den ukrainischen Kulturschutz und Wissenschaftsbetrieb zu unterstützen versuchten. Ein Projektbericht

Der russische Großangriff auf die Ukraine, der mittlerweile seit mehr als zwei Jahren andauernde Krieg und seine zahllosen Auswirkungen auf den Alltag im Land haben auch besondere Herausforderungen für die Wissenschaft und den Kulturgutschutz mit sich gebracht. Wissenschaftler*innen und Archivar*innen individuell sowie auch ihre Institutionen im Allgemeinen, sehen sich nicht zuletzt mit einer prekären ökonomischen Lage konfrontiert. Internationale Kooperationen versuchen hier, Abhilfe zu schaffen. Eine vergleichsweise niederschwellige Aktion zum Schutz und zur Digitalisierung eines ukrainischen Archivs sowie zur Unterstützung der Kolleg*innen vor Ort fand im letzten Jahr unter Beteiligung des Volkskundemuseums Wien statt.

Im Rahmen von Förderungen der Erste Stiftung und des Photoinstitut Bonartes initiierten Martin Rohde (IOS Regensburg/Universität Wien) und Herbert Justnik (Volkskundemuseum Wien) ein Projekt zur *Notfallsicherung kulturellen Erbes in Kyjiv*, das vom Wissenschaftlichen Archiv des Instituts für Archäologie der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine durchgeführt wurde. Große Unterstützung leisteten dabei Astrid Hammer (Volkskundemuseum Wien), Matthias Beitzl (Volkskundemuseum Wien), Martin Keckeis (Photoinstitut Bonartes), Heide Wihrheim (Erste Stiftung) und Yevgeniya Kozmenko (Ukraine Art Aid Center). Von Juli bis Dezember 2023 digitalisierten die Kolleginnen in Kyjiv unter der

Leitung von Oleksandra Buzko einen Großteil des unschätzbaren Archivfonds des Anthropologen, Archäologen und Ethnologen Fedir Vovk.

Im Rahmen meiner Dissertation forschte ich 2017/18 selbst im Archiv des Instituts für Archäologie. Dazu hatte mich speziell Fedir Vovks Arbeit als Anthropologe und seine wechselhafte Biografie motiviert.¹ Als ukrainischer Wissenschaftler in europäischen Netzwerken ist er ein grandioses Beispiel für meine Thesen zur ukrainischen Wissenschaftsgeschichte um 1900 und spielt als wichtiges Vereinsmitglied eine prominente Rolle in meinem Buch „*Nationale Wissenschaft zwischen zwei Imperien*“. Bei diesen Forschungen stieß ich auch auf Fotografien, die Vovk 1904 u. a. mit der Unterstützung des Museums für österreichische Volkskunde im Bojkenland produziert hatte.²

Aus der Zeit sind mir zwei besondere Momente in Erinnerung geblieben. Das eine betrifft die persönliche Seite dieser Besuche. Im Sommer 2017 trank ich täglich mit Darija Čerkas'ka im Hinterzimmer des Archivs Tee und lernte dabei viel über die Arbeit in ukrainischen Archiven und das Leben in Kyjiv. Im Frühjahr 2018 verbrachten wir viele spannende Stunden mit Ihor Ceunov und Oleksandra Buzko auf der Suche nach Papieren. Das andere Moment ist ein fachliches. Während das Archiv eine zunächst übersichtlich erscheinende Anzahl an Nachlässen und institutionellen Sammlungen beherbergt, ist die Beschaffenheit dieser Nachlässe ganz besonders. Der schon erwähnte digitalisierte Nachlass gehörte einer Person, die offenbar jeden Papierschnipsel „den sie im Erwachsenenleben in Händen gehalten“ auch aufbewahrt hatte: Fedir Vovk. Mit diesem Bestand lässt sich viel mehr nachvollziehen als nur das Entstehen von Forschungsarbeiten zur Archäologie, Ethnologie und Anthropologie. Wir könnten eine Sozialgeschichte seiner Emigration (und Rückkehr), eine Familiengeschichte eines Vaters und seiner zwei Familien, verschiedene Fotografiengeschichten oder Arbeiten zur historischen Netzwerkanalyse basierend auf diesen Unterlagen schreiben, um nur einige Beispiele zu nennen.

1 Siehe dazu meinen Beitrag über Fedir Vovk in diesem Heft, S. 35–56.

2 Martin Rohde: *Nationale Wissenschaft zwischen zwei Imperien*. Die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, 1892–1918. Göttingen 2022, <https://doi.org/10.14220/9783737013901>.

Aus dem gemeinsamen Interesse an ‚Typenfotografien‘ begann eine verdichtete Kooperation mit dem Volkskundemuseum, insbesondere mit Herbert Justnik und Astrid Hammer von der Fotosammlung. 2020–2023 durfte ich daraufhin die Ausstellung Öläusch und Huzulenkult – *Fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina* beraten.³ Dadurch rückten die zahlreichen unveröffentlichten Fotos von Fedir Vovk in mein Bewusstsein.⁴ Die Hoffnung, wieder in Kyjiv zu arbeiten, war angesichts der Covid-19-Pandemiebestimmungen und des russischen Angriffs auf die Ukraine seit dem 24. Februar 2022 nicht realisierbar. Ich erfuhr von meinen Kyjiver Bekannten von der schwierigen Lage des Archivs, das sich im Übrigen zu Beginn des Krieges unweit der Kampflinie wiederfand. Gemeinsam mit Herbert Justnik stellte ich ein Kooperationsprojekt mit österreichischen Institutionen auf die Beine, um die Mitarbeiterinnen des Archivs zu unterstützen und die Notfallsicherung zu Kriegszeiten mit einer Digitalisierungsinitiative zu fördern. Letztlich verhalf ein breites Netzwerk an Unterstützenden zur Umsetzung. Die Förderung der Erste Stiftung und des Photoinstituts Bonartes ermöglichte es, Archivmaterialien, einen Fotoscanner und Stipendien zur Verfügung zu stellen. Astrid Hammer wählte und berechnete die notwendigen Materialien zur Fotokonservierung entsprechend aktueller Standards zur Aufbewahrung fotografischer Objekte und die Hans Schröder GmbH gewährte uns einen großzügigen Rabatt auf unsere Bestellung. Das Ukraine Art Aid Center aus Berlin half uns mit einem kostenfreien Transport, die Ausstattung nach Kyjiv zu befördern.

Während ukrainische Archive, die dem zentralen Archivfond des Landes unterstehen – das sind die Zentralen Historischen Archive sowie die staatlichen Oblast‘-Archive – in Zeiten des Krieges

- 3 Monika Faber, Martin Keckeis, Herbert Justnik: Öläusch und Huzulenkult. Fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina, Ausstellung im Volkskundemuseum Wien, Fr, 18.11.2022 – So, 26.3.2023, https://www.volkskundemuseum.at/oelerausch_und_huzulenkult_2022-11-18 (Zugriff: 22.4.2024).
- 4 Zum die Habsburgermonarchie betreffenden Teil dieser Fotografien vgl. Martin Rohde: „Bekommen wir auch Photographien?“ Die Expedition ins Bojkenland 1904, ihre Fotosammlung und warum nur acht Positive ihren Weg nach Wien fanden. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXVI/125 (1), 2022, S. 63–84.

beträchtlich in die Digitalisierung investieren und bisweilen großzügige Zuwendungen von privater Seite sowie aus internationalen Kooperationsprojekten erhalten, werden viele kleinere Archive und Institutionen mit Spezialsammlungen vernachlässigt. Das betrifft u. a. die zahlreichen Archive, die zur Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine gehören, unter diesen auch das Archiv des Instituts für Archäologie. Gleichzeitig führen die Kürzungen der staatlichen Förderung der Akademie dazu, dass Stellen abgebaut und Gehälter reduziert werden, wovon nicht zuletzt auch diejenigen Kolleg*innen betroffen sind, die die Kulturgüter bewahren, die den Akademieinstituten anvertraut sind.

Allen erwähnten Kolleg*innen und Institutionen gilt mein herzlicher Dank. Der Zusammenhalt unserer akademischen Netzwerke für ein solches gemeinnütziges Projekt hat mich zutiefst beeindruckt. Ich hoffe, dass sich Geldgeber*innen und Kolleg*innen durch unsere Berichte sowohl von dem Mehrwert als auch der Realisierbarkeit solcher vergleichsweise niederschweligen Projekte zum Erhalt kulturellen Erbes überzeugen können. Die weiteren Projektschritte werden in den folgenden Gesprächen mit den Beteiligten erhell.

Gespräch mit Herbert Justnik
(Kurator im Volkskundemuseum Wien)

Wie hast du persönlich den Angriff auf die Ukraine erlebt?

Ich war schockiert und verstört und ich war unhinterfragt solidarisch mit der Ukraine. Ich war besorgt nicht nur wegen des zu erwartenden Leids und der vermutbaren kommenden Gräueltaten, sondern auch ganz konkret angesichts der Gefahren für unsere Kooperationspartner*innen in der Ukraine. Es stellte sich mit der Zeit allerdings auch Kritik gegenüber nationalistischen Formierungen ein – auch aus der eigenen Forschung heraus. Wie schnell dann im diasporischen Diskurs und seinen Unterstützungen ethnonationalistische Ikonografien erschienen und welche Formationen in der Suche nach dem wehrhaften Wir auftauchten war befremdlich, gerade weil diese Reaktionen teils so nachvollziehbar erscheinen.

Was können österreichische Museen und andere Kulturinstitutionen dazu beitragen, die Ukraine bzw. Ukrainer*innen zu unterstützen?

Beziehungen aufbauen und pflegen. Wir hatten geplant, die Ausstellung *Ölrausch und Huzulenkult. Fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina* auch in L'viv zu zeigen, waren wegen Recherchen noch kurz vor Kriegsbeginn in Galizien unterwegs gewesen und hätten Leihobjekte aus der Region ausgestellt. Das war dann nicht mehr möglich, aber den Kontakt hielten wir und führten zumindest per Zoom Veranstaltungen durch. Dass wir uns in Wien mit dieser Geschichte beschäftigten, war für die Kolleg*innen von großer Bedeutung.

Allerdings ist gerade im Hinblick auf kriegerische Auseinandersetzung kritische Distanz notwendig. Museen sind wirkmächtige identitätspolitische Maschinen, die sich ihrer immer noch großen gesellschaftspolitischen Bedeutung bewusst sein sollten, die sich nicht in einer vordergründigen Parteinahme erschöpfen kann. Wissenschaftlich wurde schon einiges an Energie in die Kritik und Analyse von Prozessen des *nation building* gesteckt. Dieses Potenzial an Differenzierungsleistung gälte es zu nutzen, um weiterhin zu fragen, wie ein Umgang mit kulturellem Erbe jenseits eindeutiger Affirmationen funktionieren kann.

Was hat dich zur Mitarbeit an diesem Projekt motiviert?

Gute Frage, bzw. war das keine Frage, als du mich Mitte 2022 gefragt hast, gab's da kein Nachdenken. Ich vermute, dass es eine generelle Angst vor dem Verlust von Kulturgut war, verbunden mit der konkreten Auseinandersetzung und den gewonnenen Beziehungen zum Gebiet des ehemaligen Galiziens und der Bukowina. Und der Schrecken angesichts des Ausmaßes der Angriffe auf zivile Ziele und deren Zerstörung. Dabei werden nicht nur Menschleben und Lebensgrundlagen, sondern auch kulturelle Zeugnisse vernichtet. Und damit auch Quellen für das Aushandeln und Ausdifferenzieren politischer und historischer Prozesse.

**Gespräch mit Astrid Hammer (Kustodin der Fotosammlung
und Präventivkonservatorin im Volkskundemuseum Wien)**

Wie siehst du die speziellen Herausforderungen von Fotosammlungen aus konservatorischer Sicht?

Die *speziellen* Herausforderungen lassen sich relativ einfach mit der Zusammensetzung und den komplexen chemischen Reaktionen bei der Herstellung von fotografischen Objekten erklären. Deren organischen (Gelatine) und anorganischen Bestandteile (Trägerschicht und Silber[-salze]) sind licht-, feuchte- und temperaturempfindlich und bieten Angriffsfläche für mikrobiellen Befall. Kommt Feuchtigkeit ins Spiel, wird die Gelatineschicht weich und porös. Schimmelpilze dringen ein, ernähren sich von dieser. Zusammen mit Staub und dessen Bestandteilen (Salze und Hautschuppen) bietet die Gelatineschicht beste Nahrung. Abgesehen von den organischen Prozessen können auch nach der Entwicklung anorganische Reaktionen stattfinden, die unumkehrbar sind. So reagieren bei unzureichender Fixierung eines Negativs in Verbindung mit Licht weitere Silberionen, das Bild dunkelt nach. Wird die Gelatineschicht einer Fotografie aufgrund von Feuchtigkeit porös, kann Silber aus den tieferen Schichten an die Oberfläche gelangen und es kommt zur sogenannten Aussilberung. Temperatur ist ein weiterer Katalysator für Abbauprozesse. Schon wenige Grade mehr lassen fotografische Objekte um Jahrzehnte schneller altern. Damit lässt sich erkennen, was es für dieses Gefüge an empfindlichen Materialien braucht: Eine saubere Umgebung, Dunkelheit, Trockenheit und niedrigere Temperaturen. Dies sind gleich vier Bedingungen auf einmal, aber sie lassen sich oft einfacher und mit weniger Mitteln umsetzen als man denkt!

Wie hast du die Materialien für das Kyjiver Archiv ausgewählt?

Als Präventivkonservatorin und Kustodin der Fotosammlung mit einem beruflichen Vorleben als Naturwissenschaftlerin ist es das Zusammenspiel mehrerer Faktoren, die mich die Auswahl treffen lassen. Zum einen bedenke ich die Prozesse (siehe oben) und deren Vermeidung (mein naturwissenschaftliches Denken). Zum Zweiten halte ich mich an die Definition der Präventiven Konservierung, die genau wie die der Nachhaltigkeit das Wohl dieser *und* der kommenden Generationen in den Mittelpunkt stellt, was nur

durch konsequente Nachhaltigkeit geschehen kann, bei der Mensch, Umwelt und Finanzen neben dem Objekt gleichermaßen wertgeschätzt werden. Praktisch heißt das: Umständliche, zeitaufwendige Anwendbarkeit, umweltschädigende Herstellungsprozesse und übermäßige Kosten kommen nicht infrage. Oder anders gesagt: Ich wollte und möchte generell Materialien bereitstellen, die sich durch einfache Anwendung (Nutzer*innenwohl), Arbeitnehmer*innenfreundlichkeit (Anbieter*in), freundlichen und kompetenten Kund*innenkontakt, Umweltfreundlichkeit sowie ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis auszeichnen. Und – wen wundert es – das Objekt bestmöglich schützen, außerdem sollen sie eine möglichst lange Lebensdauer haben. Dies klingt nach einer eierlegenden Wollmilchsau, aber mit ein bisschen Recherche und mittlerweile viel Erfahrung sind diese Produkte zu finden.

Nachdem ich die Objektzahlen, -arten, -materialien, -größen und -mengen übermittelt bekommen und detaillierter erfragt hatte, machte ich mich an die Kalkulation – für immerhin 6.200 Einzelobjekte mit 13 verschiedenen Anforderungen. Da ich mir aufgrund der besonderen Umstände kein persönliches Bild machen konnte, waren der weitere Kontakt über die Ferne und besonders genaues Nachfragen wichtig. Noch ein Punkt: Auch die Umgebung und die Art des Depots sind bei diesen Entscheidungen relevant: (Fotoarchivgerechte) Papierhüllen und -boxen als günstige Aufbewahrungsart sind für eine Sammlung, die ohne Aktivklimatisierung arbeitet, die bessere Wahl, da Papier als Puffer wirkt, d. h. bei Feuchte Feuchtigkeit aufnimmt und vom Objekt abschirmt und bei zu hoher Trockenheit abgibt. Man macht es also hier in allen Punkten richtig, wenn man keine fotoarchivgerechten Plastik(-artigen) Hüllen verwendet.

Was können österreichische Kustod*innen aus deiner Sicht tun, um ukrainische Sammlungen und Archive zu unterstützen?

Ich stelle mir ein (aktiveres und unkompliziertes) Netz zwischen den Kustod*innen der Museen in Österreich und darüber hinaus vor. Für einen generellen Erfahrungsaustausch zu Informationen wie z. B. den oben genannten. Die Nachhaltigkeit kommt hierbei stark ins Spiel: Es gibt so viele Möglichkeiten, wohlüberlegt mit Ressourcen umzugehen. Und sie dort hinzuleiten, wo es wichtig ist. Und dazu gehört das Unterstützen von Sammlungen, die die Herausforderungen nicht

allein stemmen können: Unsererseits nachfragen, Informationen austauschen zur *preventive conservation on a budget* und eine Plattform für Materialien, Tausch- und Spendenbörse aufbauen. Ich denke hier an das Zitat von John Ruskin, englischer Philosoph, engagiert in der Bewahrung von Kulturgut: „A little thought and a little kindness are often worth more than a great deal of money“ (1871).

Gespräch mit Oleksandra Buzko (Archivleiterin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Archäologie der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine)

Wie hast du den russischen Angriff auf die Ukraine im Februar 2022 erlebt und wie hat er eure Arbeit im Archiv beeinflusst?

Im Februar, als die groß angelegte russische Invasion der Ukraine begann, hatten wir enorme Angst und blieben zu Hause, um die Nachrichten zu verfolgen. Ich sagte meiner Mutter, dass wir nachts abwechselnd schlafen würden, um die Nachrichten zu verfolgen, um nichts zu verpassen und den Moment zu fliehen nicht zu verschlafen. Zu dieser Zeit drohte ständig eine Invasion Kyjivs; es gab Kämpfe in den Außenbezirken der Stadt, in Buča, Irpin und Hostomel. Die Russen planten, die Hauptstadt von Westen her zu umzingeln und einzunehmen. Später, gegen Ende März, als es unseren Truppen schließlich gelang, die russischen Soldaten aus Buča und Irpin zu vertreiben, erfuhren wir von dem Ausmaß der Verluste und der Zerstörung in diesen besetzten Städten.

Mitte März boten die Verwandten meines Sohnes in Amerika an, ihn dorthin zu bringen, und ich sagte zu. Aufgrund von Problemen bei der Beschaffung eines amerikanischen Visums mussten wir eine Weile in Prag bleiben. Während dieser Zeit überließ ich meinem Kollegen, dem Archäologen Ivan Zocenko, der in Kyjiv geblieben war – in Obolon, demselben Viertel, in dem sich unser Archiv befindet – die Schlüssel zum Archiv. Ich wohne am linken Ufer des Dnipro und eine Zeit lang war es unmöglich, über die Brücke auf das rechte Ufer zu gelangen. Ivan versammelte ein Team von Leuten, die am rechten Ufer wohnten, und sie versuchten zum Archiv zu kommen und digitalisierten dort schnell Dokumente mit Dokumentenscannern, Kameras, Handys – was immer sie unmittelbar zur Hand hatten. Ich bin



Abb. 1 Oleksandra Buzko und Daryna Romanenko im Archivlager,
Foto von Nika Havrysh, 13. Dezember 2023.

ihnen sehr dankbar für diese Hilfe für das Archiv in dieser schrecklichen Zeit. Iwans Mutter, Vira Pavlova, die in der wissenschaftlichen Bibliothek unseres Instituts arbeitete und im selben Viertel wohnte, ging ebenfalls zur Arbeit ins Archiv und verpackte die wertvollsten Bücher aus der Bibliothek, jene von Fedir Vovk, in Kisten. Sie entfernte diese Kisten von den Fenstern für den Fall, dass die Russen sie beschießen oder später plündern würden. In die Kisten legte sie ein Blatt mit einer Beschreibung des Inhalts. Gott sei Dank gestatteten unsere Streitkräfte den russischen Truppen nicht, Kyjiv zu betreten.

Wie verlief das Digitalisierungsprojekt aus deiner Sicht?

Im Juli 2023 begann das Archiv mit Unterstützung der österreichischen Kolleg*innen des Volkskundemuseums Wien, des Photoinstituts Bonartes (Wien) und der Erste Stiftung (Wien) die Digitalisierung der persönlichen Sammlung des berühmten ukrainischen Anthropologen, Ethnografen und Archäologen Fedir Vovk. Das Archiv bedankt sich herzlich bei allen, die an dem Projekt beteiligt waren. Zuallererst Martin Rohde, der die Suche nach finanzieller Unterstützung initiierte und mit uns in Kontakt blieb, um viele

aktuelle Fragen zu klären. Persönlich seien außerdem Astrid Hammer und Herbert Justnik vom Volkskundemuseum Wien genannt, die keine Mühen scheuten, um uns mit Rat und Tat zu unterstützen. Das Stipendienprogramm förderte das Archiv für einen Zeitraum von sechs Monaten (Juli bis Dezember 2023), stellte uns einen hochwertigen Fotoscanner und Verpackungsmaterial für die lagerungsempfindlichen Fotos und Fotonegative der Sammlung zur Verfügung. Dadurch ist es uns gelungen, das Projekt umzusetzen. Der größte Teil der Sammlung von Fedir Vovk wurde digitalisiert, Fotos und Fotonegative auf Glas wurden in neue Archivumschläge und -boxen aus säurefreien Materialien übertragen. Außerdem haben wir eine Website eingerichtet, um die Fotosammlung zu präsentieren.

Daryna Romanenko, Halyna Stanycina, Oleksandra Buzko und Tamara Kucajeva waren am Scannen der Dokumente beteiligt. Der Umfang der Dokumente der Sammlung war sehr groß, und das Team erstellte mehr als 32.000 Scans. Parallel zur Digitalisierung der Dokumente arbeiteten wir an der Website. Mitten im Projekt wurde unser Programmierer, der Archäologe Volodymyr Mysak, zur Armee einberufen. In der Folge beriet er uns, wann immer er konnte, telefonisch. Sein Aufenthaltsort ist uns nicht bekannt und wir hoffen darauf, dass es ihm den Umständen entsprechend gut geht. Wir sind auch seinem Bruder, dem Programmierer Ihor Mysak, für seine Unterstützung bei der Einrichtung des Hostings dankbar. Studentische Praktikant*innen von der Nationalen Taras-Shevchenko-Universität in Kyjiv und der ukrainischen staatlichen Mychajlo-Drahomanov-Universität in Kyjiv waren integraler Bestandteil des Projekts. Sie halfen uns bei der Erstellung und Übersetzung von Bestandslisten und Findbüchern. Wir hoffen, dass ihnen das Projekt ein spannendes und lehrreiches Umfeld für die Archivpraxis und ein Stück Normalität in diesen schwierigen Zeiten bot. Als Ergebnis dieser anspruchsvollen Zusammenarbeit wurde eine Website⁵ erstellt, auf der wir etwa 5 GB an Fotomaterial hochladen, das in 14 Kategorien und ca. 100 Archivordner unterteilt ist.

5 Khvedir Vovk's Archive. Digital Memory Storage. Project of the Scientific Archive of the IA NASU, <http://vovk.archive.iananu.com/> (Zugriff: 22.4.2024).

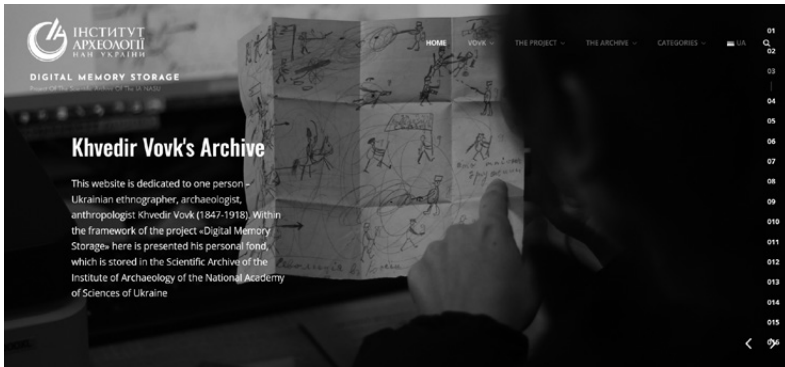


Abb. 2 Ansicht der Website, Daryna Romanenko mit einer Zeichnung von Vovks Sohn Volodja, Foto von Nika Havrysh, 13. Dezember 2023.

Welche Momente in diesem Projekt haben dich persönlich besonders interessiert?

Die Arbeit, die gesamte Sammlung während des Scannens zu durchsuchen, war definitiv lohnend und spannend. Die Sammlung ist sehr umfangreich, und oft konnte man anhand der Beschriftung der Archivordner nicht erahnen, was sich darin befinden könnte. Für eine einzelne Person ist es fast unmöglich, hundert Ordner zu öffnen und alle Umschläge durchzusehen. Jetzt, da alles in nummerierten Ordnern untergebracht und ein Teil davon auch auf der Website verfügbar ist, ist der Zugang zu den Materialien viel einfacher geworden. Außerdem war der Umgang mit einigen alten Dokumenten in beschädigtem Zustand, die mitten unter anderen Unterlagen zu finden waren, besonders schwierig. Leider erfordern viele von ihnen eine professionelle Restaurierung. Und das ist eine Überlegung für die Zukunft wert.

Persönlich war ich von der Entdeckung einer Zeichnung von Vovk in einem Notizbuch sehr beeindruckt – einem völligen Zufallsfund. Diese Zeichnung Vovks zeigt einen Dolmen (megalithische Struktur) mit einer Gruppe von Menschen. Durch präzise Informationen zu Ort, Datum und den Namen der Personen auf der Zeichnung war es möglich, die dahinterliegende Geschichte zu rekonstruieren. Als Ergebnis hielten Oleksandra Buzko und Martin Rohde einen gemeinsamen Vortrag, der für die Zeitschrift *Archäologie und antike Geschichte der Ukraine* verschriftlicht wurde und auf zahlreiche der



Abb. 3 Umschläge und Fotos aus dem Nachlass; Oleksandra Buzko hält Glasnegative, Foto von Nika Havrysh, 17. Jänner 2024.

digitalisierten visuellen Quellen zurückgreift.⁶ Das Notizbuch trug die Bezeichnung „Nr. 173, Ethnographie. Balkan, Dobrudscha. Landschaften, Gebäude, Kleidung, Essen. Notizen, Skizzen, bibliografische Karten, Bleistiftskizzen. Autograf, in russischer und französischer Sprache; Tinte, Bleistift, 118 Seiten“. Das heißt, ohne unser Projekt wäre niemand auf die Idee gekommen, dort nach solchen Materialien zu suchen. Die Zeichnung ergänzt die Geschichte von Vovks wissenschaftlichen Exkursionen während seiner Exilzeit in Genf und erzählt zugleich viel über seine sozialen und politischen Aktivitäten, seine Freundschaft mit dem ukrainischen Intellektuellen Mychajlo Draho-manov und seine Leidenschaft für sozialistische Ideen.

6 Den Vortrag *La Pierre Aux Fées (Der Feenstein) und der 7./19. August 1883 im Leben Fedir Vovks* (auf Ukrainisch) hielten wir auf der Fachkonferenz *Archäologische Studien. Errungenschaften und Aussichten 2023* in Kyjiv und schrieben darauf basierend den Artikel: Олександра Бузько/Мартін Роде, Спільнота в зображеннях. Архівні джерела до життєпису Хведора Вовка [Community in Images: Archival Sources on the Life of Fedir Vovk]. In: *Археологія і давня історія України* 4 (49), 2023, S. 168–184. DOI: 10.37445/adiu.2023.04.12.

Besonders beeindruckt hat mich auch der Zauber der Arbeit mit alten Fotonegativen, die bislang bei uns kaum erforscht worden sind. Ein dunkles schwarz-weißes Glasquadrat, auf dem man nur schwer etwas erkennen kann, offenbart auf dem Scanner ein positives Bild, das vergrößert und untersucht werden kann und neue Bedeutungen und Zusammenhänge findet.

Wie haben die Umstände des Krieges eure Arbeit am Projekt beeinflusst?

Trotz aller Vorbereitung hatte das Projekt mit den allgegenwärtigen Herausforderungen des Krieges zu ringen. Das begann allein mit dem Transport der Materialien, der aufgrund aller Herausforderungen und Umstände der derzeitigen Situation später erfolgte als geplant und letztlich im Hochsommer in Kyjiv eintraf, als mir niemand im Archiv mit dem Transport und Auspacken helfen konnte. Abseits dieser schweißtreibenden Momente gab es jedoch noch weitaus schwerwiegendere Probleme. Ich habe schon erwähnt, dass unser Webentwickler Volodymyr mitten im Projekt zur Armee eingezogen wurde und uns daraufhin telefonisch beraten und uns seinen Bruder zur konkreten Unterstützung vermittelt hat.

Herausfordernd war besonders auch der Winter. Die Historikerin Ol'ha Martynjuk (Basel) und ihre Freund*innen stellten letztes Jahr auf dem Höhepunkt der Stromausfälle einen Benzingenerator für das Archiv zur Verfügung, auf den wir im Notfall zurückgreifen. Um Haushaltsmittel zu sparen, schaltete das Institut im Oktober und November die Heizung nicht ein, sodass wir teilweise in Jacken und Mützen arbeiten und uns mit zwei Konvektoren wärmen mussten, die von einer gemeinnützigen Stiftung für zivile Zwecke auf Initiative des Archäologen und Soldaten Oleksij Krjutčenko für das Archiv gekauft wurden.

Wie war der Zustand der Fotosammlung und wie sieht es jetzt aus deiner Sicht aus?

Bis zum Projektbeginn waren unsere Fotografien nicht besonders geschützt, wie das etwa in österreichischen Fotosammlungen üblich ist, sondern fanden sich inmitten anderer Dokumente oder gestapelt in dünnen Umschlägen. Nun haben wir von unseren Kolleginnen und Kollegen aus Österreich wunderbare Kisten und Umschläge für die



Abb. 4 Oleksandra Buzko im Archiv – Verpacken der Fotos in neue Kartons, Foto von Nika Havrysh, 13. Dezember 2023.

Abb. 5 Negativ und Scan: Vovk an seinem Schreibtisch (Fond 57, spr. 6966), Foto von Nika Havrysh, 17. Jänner 2024.

Aufbewahrung von Fotos und Fotonegativen erhalten. Ich möchte mich nochmals bei Astrid Hammer für ihre Ratschläge bedanken. Eine besondere Herausforderung für die Konservierung ist, dass unsere Fotosammlung größtenteils nicht separat, sondern als Teil der Arbeitsmaterialien der Wissenschaftler abgelegt ist. Außerdem ist leider ein kleiner Teil der Negativsammlung gesprungen oder zerbrochen. Deshalb haben wir sie gescannt, indem wir die Teile zusammengesetzt haben. Dadurch sind diese fast schon vergessenen Materialien von nun an nicht nur geschützt, sondern wir können sie der Forschung auch deutlich einfacher zugänglich machen.

Was würdest du dir für die weitere Projektförderung wünschen? Wie kann deiner Meinung nach die internationale Zusammenarbeit mit dem Archiv ausgebaut werden?

In Kriegszeiten ist die Digitalisierung der Sammlungen unsere Priorität. Die vollständige Erfassung anderer, noch unbeschriebener Sammlungen in Findbüchern⁷ können dahingegen etwas länger warten. In einigen Fällen müssen wir leider die Geschwindigkeit der Qualität vorziehen. So haben wir z. B. die Papierdokumente von Vovks Archiv – nicht aber die Fotografien oder Zeichnungen – mit den im Archiv vorhandenen normalen Dokumentenscannern gescannt, weil diese um ein Vielfaches schneller scannen. Leider haben wir durch die Umstände des Krieges nicht die Zeit und auch nicht die personellen Ressourcen, um alle Dokumente nach allen idealen Regeln der digitalen Archivierung aufzubereiten, auch wenn wir das gerne tun würden. Der Personalmangel im Archiv ist eines unserer Hauptprobleme. Die Nationale Akademie der Wissenschaften der Ukraine ist aufgrund des Kriegsrechts gezwungen, allen Instituten die Mittel zu kürzen, da ist das Institut für Archäologie leider keine Ausnahme. Die Mitarbeiter erhalten nur noch die Hälfte ihres ohnehin schon mageren Gehalts und stellen ‚freiwillige‘ Anträge auf kürzere Arbeitszeiten. Die Direktionen der Institute sind zu solchen Maßnahmen

7 In ukrainischen Archiven ist es üblich, dass sogenannte *opysy* (ausführliche Findbücher, wörtlich „Beschreibungen“) zu jedem Nachlass bzw. jeder Archivsammlung angefertigt werden. Diese Bücher sind zumeist auch die Vorbedingung dafür, dass Archivalien bestellt und genutzt werden können.

gezwungen, um nicht einfach die Hälfte des Personals zu entlassen. Deshalb sind Stipendien eine große Hilfe, denn sie ermöglichen es uns, mehr Leute für ein bestimmtes Projekt zu gewinnen, und die Arbeit mit einer klaren Frist hilft uns, schneller und effizienter voranzukommen. Das Archiv verfügt über mehr als 70 Sammlungen, von denen viele sowohl für die ukrainische Diaspora als auch für die globale Ukrainistik von größtem Interesse sein könnten. Daher gibt es zahlreiche Perspektiven für eine weitere Zusammenarbeit.

Materialität und Digitalität: Addendum zur aktuellen musealen Debatte

Das Museum ist im Wandel, und zwar auf vielfältigen Feldern – und das ist auch gut so. Am sichtbarsten wird dieser Wandel zweifellos in der im August 2022 verabschiedeten neuen ICOM-Definition. Anders als die lange gültige und lediglich immer wieder leicht angepasste Museumsdefinition betont die neue Fassung explizit die Offenheit, Zugänglichkeit und Inklusivität der Institution sowie die Beteiligung von Gemeinschaften bzw. die gesellschaftliche Teilhabe: „A museum is a not-for-profit, permanent institution in the service of society that researches, collects, conserves, interprets and exhibits tangible and intangible heritage. Open to the public, accessible and inclusive, museums foster diversity and sustainability. They operate and communicate ethically, professionally and with the participation of communities, offering varied experiences for education, enjoyment, reflection and knowledge sharing“.¹ Mit dieser Definition bricht gleichsam die bis dato „selbstsichere epistemische Autorität“ der Museen auf; es geht nicht mehr darum, Wissensbestände auszuweiten, sondern vielmehr um die Reflexion der eigenen Position.² Interessanterweise fehlt dieser neuen Definition jedoch der Verweis auf ein aktuelles Debatten- sowie Aufgaben- und Arbeitsfeld, das seit Längerem auch die Museen – spätestens seit der Schließung der Häuser während der Corona-Pandemie – erreicht hat: nämlich der

- 1 International Council of Museums: Museum Definition, 24.8.2022. In: <https://icom.museum/en/resources/standards-guidelines/museum-definition/> (Zugriff: 10.11.2023). – Irmgard Zündorf (Potsdam) möchte ich für ihre Anregungen zu einer früheren Version des Textes herzlich danken.
- 2 Anna Leshchenko, Thomas Thiemeyer: Planetares Wohlbefinden als Kompromiss. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.9.2022.

Verweis auf das Digitale. Bekanntermaßen gehört die Digitalisierung zu den zentralen Treibern der gegenwärtig zu beobachtenden Transformation im Museumskontext³ – das gilt sowohl für die Digitalisierung von Sammlungen und Ausstellungen als auch für das (digitale und partizipative) Sammeln und Ausstellen digitalisierter bzw. digitaler Objekte.

Der Ethnologe Hans Peter Hahn hat kürzlich eine durchaus kritische Bestandsaufnahme des digitalisierten Museums verfasst und darauf hingewiesen, dass viele der derzeit diskutierten Fragen – beispielsweise „welche Datenbank für die Digitalisierung geeignet ist, oder auch die Frage, wie viele Ressourcen ein Museum für einen angemessenen digitalen Auftritt bereitstellen muss“ – von nachgeordneter Bedeutung für die Institution Museum sind.⁴ Wichtiger sei es, so Hahn, die Reflexion über die Konsequenzen der Digitalisierung bzw. ein „Verständnis der Digitalisierung als Transformation der Institution insgesamt“ zu schaffen; die ‚Neuerfindung‘ des Museums sei nur möglich, wenn nicht nur das Potenzial, sondern auch etwaige (epistemische) Verluste, die mit der Digitalisierung einhergingen, reflektiert würden.⁵ Hahn hat mit seinen Ausführungen hierzu zweifellos selbst einen wichtigen Beitrag geleistet, indem er verschiedene Gesichtspunkte angerissen hat.

Die folgenden kursorischen Überlegungen knüpfen daran an und sind als Kommentar zu einer laufenden, vor allem anwendungsorientiert-praktisch geprägten Debatte zu verstehen, die sich gegenwärtig vornehmlich den Herausforderungen der Digitalisierung widmet, zu denen sich viele Museen – ob groß oder klein – schon seit einigen Jahren positionieren (müssen). Die Diskussionen dazu sind,

- 3 Damit sind neben den Museen auch (Lehr-)Sammlungen, Galerien und Ausstellungshäuser gemeint.
- 4 Hans Peter Hahn: Das digitalisierte Museum – Erweiterung oder Transformation? Zur Selbstpositionierung von Museen im 21. Jahrhundert. In: Udo Andraschke, Sarah Wagner (Hg.): Objekte im Netz: Wissenschaftliche Sammlungen im digitalen Wandel. Bielefeld 2020, S. 45–67, hier S. 63.
- 5 Ebd.; ähnlich Hans Peter Hahn: Notizen zur ‚Amazonifizierung‘ der Museumssammlung. Widersprüche zwischen Plattformmacht und Selbstverständnis des Museums. In: Ders., Oliver Lueb, Katja Müller u. a. (Hg.): Digitalisierung ethnologischer Sammlungen. Perspektiven aus Theorie und Praxis. Bielefeld 2021, S. 55–75.

wie Hahn bereits angedeutet hat, durchaus legitim. Nicht weniger relevant ist es aber gleichermaßen, über das ‚Kleinklein‘ und ‚Best-Practice‘ von Fragen zu digitalen Tools und deren Einsatz hinaus zu reflektieren. Es geht also um das, was Eckart Köhne im Editorial zur *Museumskunde* (2/2021) durchaus programmatisch mit „Von der Digitalisierung zur Digitalität“ überschrieben hat,⁶ das aber einer systematischeren Auseinandersetzung immer noch harrt. Diese kann zwar auch an dieser Stelle nicht erfolgen, die weiteren Betrachtungen möchten aber zumindest Denkanstöße liefern. Zunächst werde ich daher klären, was unter Digitalität zu verstehen ist. Anschließend soll exemplarisch gezeigt werden, wie die „Kultur der Digitalität“⁷ das bestehende Museumsdispositiv – ein Beziehungsgeflecht unter anderem aus Dingen bzw. materieller Kultur, Raum, Wissen, Institutionen, kuratorischen und ästhetischen Praktiken und kommunikativ-didaktischen Aufgaben, wie es auch in der aktuellen ICOM-Definition weiterhin durchscheint – verändert.

Digitalität ≠ Digitalisierung

Digitalität und Digitalisierung verhalten sich, wie der Schweizer Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder pointiert festgestellt hat, wie die „Buchkultur zur Alphabetisierung“.⁸ Der Digitalisierungsprozess zeigt sich darin, dass wir Vieles, was wir heutzutage tun, mit digitalen Medien erledigen, etwa das Einkaufen über Internetplattformen, Behördengänge mittels digitaler Verwaltung – gewiss noch deutlich ausbaufähig –, das Schauen von Serien über Streamingdienste oder mittlerweile eben auch den ‚Besuch‘ von Ausstellungen vom heimischen Sofa aus. Der Prozess der Digitalisierung hat mittlerweile also eine „gewisse Tiefe und eine gewisse Breite erreicht“ und so einen durch digitale Medien und damit andere kulturelle Erfahrungen

- 6 Eckart Köhne: Von der Digitalisierung zur Digitalität. In: *Museumskunde* 86 (2), 2021, S. 1. Dass das Gros der Beiträge dann allerdings überwiegend Digital-Projekte ins Zentrum rückt und der Programmatik nicht folgt, ist bezeichnend.
- 7 Felix Stalder: *Kultur der Digitalität*. Berlin 2016.
- 8 Felix Stalder, Was ist Digitalität? In: Uta Hauck-Thum, Jörg Noller (Hg.): *Was ist Digitalität? Philosophische und pädagogische Perspektiven*. Berlin 2021, S. 3–7, hier S. 4.

geprägten neuen Möglichkeitsraum geschaffen⁹ – für das Individuum, aber auch für Gesellschaften. Diese Kultur der Digitalität, erläutert Stalder, basiere auf Referentialität – also Bezugnahmen auf schon Vorhandenes –, auf Gemeinschaftlichkeit im Sinne eines „kollektiv getragenen Referenzrahmens“ sowie auf Algorithmizität im Sinne maschineller bzw. automatisierter Prozesse, die einer Künstlichen Intelligenz übertragen werden; schließlich sind wir angesichts der von uns und unserer Technik hervorgerufenen gewaltigen Datenflut ohne Algorithmen weitgehend verloren.¹⁰ Referentielle Verfahren, kollektives Agieren und Bewerten sowie das Ordnen und Sortieren durch Algorithmen bestimmen also unsere Sichtweise und unser Handeln und bringen, so Stalder, Kultur hervor.¹¹ Der Begriff *Digitalität* steht somit für das, „was mit der Digitalisierung einhergeht“ und ist dabei „selbst etwas Bedeutungsvolles und Qualitatives“; man könnte auch sagen, Digitalität markiert die „*qualitative*, lebensweltliche Seite der Digitalisierung“. ¹² Es ist die Normalisierung des Digitalen – und somit die Omnipräsenz der Digitalität jenseits digitaler Medien –, die der „Kultur der Digitalität ihre Dominanz“ verleiht.¹³

Digitalität als Herausforderung und Möglichkeitsraum für das Museum

Fragt man dezidiert nach Digitalität – und nicht nach Digitalisierung – im Museum, rücken andere Aspekte in den Vordergrund. Es geht dann nicht mehr länger um digitale Strategien und Infrastrukturen, die Digitalisierung von Objekten und ganzen Sammlungsbeständen, Tools für die digitale Inventarisierung und digitale Ausstellungen, geeignete Plattformen für digitale Partizipationsmöglichkeiten oder um Fragen des 3D-Drucks im Museum – alles Punkte, die meines Erachtens derzeit (immer noch) sehr im Vordergrund stehen. Geht es um Fragen der Digitalität im Museum, dann geht es vielmehr um eine eigene Qualität oder um eine kulturelle Praxis, die sich in

9 Ebd.

10 Stalder (wie Anm. 7), S. 13.

11 Ebd., S. 131.

12 Jörg Noller: Digitalität: Zur Philosophie der digitalen Lebenswelt. Basel 2022, S. 8.

13 Stalder (wie Anm. 7), S. 20.

verschiedenen Feldern auszudrücken vermag – Felder, die nicht statisch bzw. auf Dauer sind, sondern sich wandeln können, wegfallen oder durch neue ergänzt werden. Hierzu gehören Vorstellungen und Konzepte z. B. von Materialität/Immaterialität, Authentizität, Aura, Kommunikation, Partizipation, Raum, aber auch museale Handlungsroutinen wie z. B. Sammeln und Kuratieren.

So bedeutet Digitalität nicht, dass das Materielle verschwindet – das Digitale ist nie ohne das Analoge, das Immaterielle ist nie ohne das Materielle denkbar. Digitalität heißt in diesem Zusammenhang vielmehr, dass Materialität neu verhandelt und bewertet wird sowie eine neue/andere Bedeutung bekommt. Es geht um das Beziehungsgefüge von Materialität und Digitalität, das das Museum als „Zeigeort der materiellen, der dreidimensionalen Kultur“¹⁴ herausfordert und Fragen aufwirft: Welche Auswirkungen hat die Digitalität auf das museale Sammeln? Was heißt es, digital zu sammeln, zu bewahren und auszustellen? Wie beeinflusst die digitale Repräsentation von Museumsdingen die Art und Weise, wie wir diese wahrnehmen und deuten? Welche Rolle kommt also digitalisierten Objekten zu und welchen Effekt haben sie auf die materiellen Originale? Diese Fragen sind, auch wenn sie mittlerweile häufiger gestellt werden, bis heute kaum einmal näher (empirisch) erforscht worden. Gottfried Korff hat in zahlreichen Arbeiten immer wieder hervorgehoben, dass es gerade die Materialität ist, die den Dingen Evidenz verleiht. Die digitalisierten Abbilder, so darf man wohl aus dem Korff'schen Werk folgern – ohne dass er das explizit so geschrieben hätte –, sind dazu nicht imstande. Klar ist: Aus Dingen werden durch Digitalisierung entmaterialisierte Computerabbilder, und mit dieser Transformation gehen nicht nur sämtliche Materialeigenschaften verloren, sondern es kommt darüber hinaus gewissermaßen auch ihre Singularität abhanden. Das ist natürlich nichts gänzlich Neues; heute materialisiert sich allerdings das Abbild nicht mehr zwingend in einem anderen Objekt (z. B. in einem Gemälde oder einer Papierfotografie), sondern verwandelt sich in eine aus Nullen und Einsen bestehende Kopie und damit in eine unendlich vervielfältigbare Massenware. So besehen

14 Gottfried Korff: Zur Eigenart der Museumsdinge (1992). In: Ders.: Museumsdinge: deponieren – exponieren. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 140–144, hier S. 142.

sind Digitalisate lediglich Informationsträger, die gegenüber den handgreiflichen Museumsdingen von nachgeordneter Qualität sind.¹⁵ Das gilt insbesondere für die als *born-digital* bezeichneten ‚Objekte‘ – also rein digital erzeugte Entitäten –, die keine stoffliche oder wie auch immer geartete materielle Referenz besitzen. Ihnen wird vielfach noch immer ein deutlich geringerer Wert zugesprochen, bisweilen gelten sie als Objekte „zweiter Klasse“.¹⁶ Zwar sind die ureigensten Aufgaben des Museums durch die Digitalisierung gewachsen und auch in Veränderung begriffen, die Beharrungskräfte gegenüber dem Digitalen sind aber – trotz der mittlerweile zahlreichen digitalen Maßnahmen und Projekte – weiterhin virulent; so gelten beispielsweise partizipative, digitale Sammlungen für viele Museen weiterhin nur als „mögliche Ergänzung“ zum eigentlichen ‚Hauptgeschäft‘.¹⁷ Dabei bietet es sich gerade im Fall der Born-digital-Objekte an, danach zu fragen, wie zukünftig mit dieser speziellen Objektgattung umzugehen ist, die letztlich zum institutionellen Aufgabenfeld nicht nur von Museen, sondern auch von Archiven und Bibliotheken zählt. Wie positioniert sich das Museum in einer Kultur der Digitalität zu diesen beiden sammlungsaffinen Institutionen? Benötigt es überhaupt noch drei Institutionen, die zukünftig faktisch alle das Gleiche sammeln, nämlich originär digitale Objekte? Verschwimmen in einer Kultur der Digitalität nicht vielmehr die Grenzen und was bedeutet das für das Museum? Wie ist es um das museale Selbstverständnis bestellt?

Mit der Ausbreitung der Kultur der Digitalität erscheinen jedenfalls zahlreiche museale Bereiche in einem anderen Licht. Hierzu gehört etwa auch die Frage, was es heute heißt, Alltagskultur zu sammeln. In einer Kultur der Digitalität, die geprägt ist von Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität, reicht es nicht mehr,

15 Katja Müller: Digitale Objekte – subjektive Materie. Zur Materialität digitalisierter Objekte in Museum und Archiv. In: Hans Peter Hahn, Friedemann Neumann (Hg.): Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten. Bielefeld 2018, S. 49–66, hier S. 52 f.

16 Das konnte Mara Woltering in einer von mir betreuten Masterarbeit zeigen. Mara Woltering: Collect(ive) – Wie digitales, partizipatives Sammeln die Museumsarbeit verändert. Unveröff. Masterarbeit, Oldenburg 2023, S. 41. Ich danke Mara Woltering, aus ihrer Masterarbeit zitieren zu dürfen.

17 Ebd., S. 44.

lediglich materielle Kultur des Alltags an einem konkreten Ort durch eine Institution zusammenzutragen und im besten Falle auszustellen. Alltagskultur heute sammeln heißt, digitale Partizipation zu ermöglichen und damit kuratorische Praxis anders zu leben, sie möglicherweise gar (partiell) aufzugeben und anderen zu überlassen; Alltagskultur heute sammeln heißt, die digitale Gegenwart zu sammeln und damit digital erzeugte Objekte zu berücksichtigen und zugleich alle mit diesen ‚Objekten‘ einhergehende (digitalen) Praktiken – hierzu zählt beispielsweise das alltägliche Verweisen auf sowie Referenzieren und Aufgreifen von anderen digitalen ‚Objekten‘. Alltagskultur heute sammeln heißt, Materialität und Digitalität zu vereinen und neue Sammelorte und neue Sammelpraktiken zu ermöglichen und mitzugestalten.

Zu den altbekannten Fragen, die sich vor dem Hintergrund einer Kultur der Digitalität neu stellen, gehören aber auch Begriffe. *Authentizität* und *Echtheit* verlieren mehr und mehr sowohl ihre bisherige Bedeutung als auch an Relevanz.¹⁸ Es rücken Kategorien in den Vordergrund, die sich bis zu Walter Benjamins berühmtem *Kunstwerk*-Aufsatz und die Frage nach der Aura der Objekte zurückführen lassen und längst ausgehandelt schienen, jetzt aber in neuem Gewand verhandelt werden müssen: Was meint Authentizität im digitalen Raum? Wie wird sie hergestellt? Gibt es so etwas wie eine „digitale Aura“?¹⁹ Es scheint, als sei im Beziehungsgefüge von Materialität und Digitalität etwas in Bewegung gekommen.

Das lässt sich auch noch auf anderen Feldern feststellen. Als Beispiel kann das Kuratieren dienen, das als museale Praxis des Zeigens zum einen Verbindungen – etwa zwischen Exponaten

- 18 Darauf wurde schon vor über zwanzig Jahren hingewiesen, siehe z. B. Anja Wohlfromm: *Museum als Medium – Neue Medien in Museen. Überlegungen zu Strategien kultureller Repräsentation und ihre Beeinflussung durch digitale Medien*. Köln 2002, S. 66 f. Die aktuelle Debatte um digitalisierte bzw. digitale Objekte reicht also in die Anfänge der ‚neuen‘ bzw. digitalen Medien zurück – viele der heute vorgetragenen Argumente sind nicht wirklich neu.
- 19 Dennis Niewerth: *Objekte der Begierde. Wie man eine digitale Aura erzeugt (oder wie besser nicht)*. In: Andreas Bienert, Eva Emenlauer-Blömers, James R. Hemsley (Hg.): *Elektronische Medien & Kunst, Kultur und Historie*. Konferenzband EVA, Berlin 2019. Heidelberg 2020, S. 38–43.

– herzustellen sucht, aber auch Konventionen und Deutungsmustern unterliegen kann, die wiederum bestimmten Erkenntnisinteressen folgen. Die kuratorische Praxis im Museum erfährt durch die Digitalität mittlerweile aber Konkurrenz. Es zeigt sich, dass sich die wesentlich in museale Erzählungen eingebetteten Museumsdinge durch ihre digitalisierten Abbilder aus dem museal dominierten ‚Bedeutungskorsett‘ und Referenzsystem gewissermaßen ‚befreien‘, ohne dabei ihren einstigen Referenzpunkt – das Museum bzw. den musealen Kontext – gänzlich zu verlieren. Das offenbart sich besonders in den Praktiken des digitalen Bildkuratierens auf sozialen Medien. Es stellt nicht nur eine Form sozialer Interaktion dar; Userinnen und User demonstrieren vielmehr die eigene Beziehung zu musealen Objekten – in der Regel öffentlich – und setzen die von ihnen digital kuratierten ‚Objekte‘ in Wert.²⁰ Für viele Menschen, die vor dem Aufkommen der digitalen Medien keinen oder nur einen sehr eingeschränkten Zugang zum Museum und seinen Dingen hatten, markieren die digital zugänglichen ‚Museumdinge‘ nun eine Möglichkeit, kulturhistorische und künstlerische Werke nicht nur zu referenzieren, zu bewerten und in Beziehung zu anderen ‚Objekten‘ zu setzen – ja selbstständig zu kuratieren –, sondern diese in neuen Kontexten mit eigenen Deutungen zu versehen.

Die einst weitgehend immobilen Museumsdinge, die in der analogen Welt im besten Fall von einem Museum zum anderen bewegt wurden, kommen jetzt digital in Bewegung, und das auf mehreren Ebenen: Die erste Ebene ist die der Transformation von materiellen (und eher immobilen) Objekten zu digitalisierten oder digitalen und stark mobilen Objekten; das Referenzieren bzw. Verweisen im digitalen Raum lässt sich als weitere ‚Bewegung‘ begreifen, werden die digitalisierten Objekte doch durch das Collagieren der Bildkuratorinnen und Bildkuratoren immer wieder in neue Kontexte

20 Christoph Bareither, Katharina Geis, Sarah Ullrich u. a.: Synthese: Das digitale Bild als Schlüsseltechnologie im Feld von Museen und kulturellem Erbe. In: Dies. (Hg.): Digitales Bildkuratieren. München 2023, S. 87–96, hier S. 92, <https://doi.org/10.5282/ubm/epub.95774>; siehe auch Christoph Bareither, Katharina Geis, Sarah Ullrich u. a.: Digitales Bildkuratieren als Bereicherung des Museumsbesuchs. Ein forschungsbasiertes Portfolio für die angewandte Museumsarbeit. Tübingen 2023, <http://dx.doi.org/10.15496/publikation-86361>

eingeflochten – ein Aspekt, der zwar bisher schon praktiziert wurde, durch die Algorithmizität aber signifikant an Reichweite und Einfluss gewinnt. Ein weiteres wichtiges Bewegungsmoment übernehmen die unter den Bedingungen der Digitalität entstehenden Formen der Gemeinschaftlichkeit, die sich unter anderem durch digitales Teilen von ‚Dingen‘ und Wissen konstituieren. Teilen ist nicht nur ein „aufgeladenes Ideal von Gemeinschaft“, sondern immer auch ein „partizipatorischer Akt“ und das heißt: Hier wird etwas in Bewegung gesetzt.²¹ Und durch das Collagieren und Teilen kommt wiederum, viertens, Bewegung in die musealen Erzählungen, schließlich setzen nun Akteurinnen und Akteure von außen neue Assoziationen und Interpretationen frei. Sie können so einerseits bekannte Debatten beleben, andererseits vergrößert sich zweifellos mit den unbekanntem und neuen Userinnen und Usern die Unsicherheit darüber, „in welcher Form sie die Informationen nutzen“.²² Hier lässt sich ein Spannungsfeld erkennen. Aus Sicht des Museums ist es daher mehr denn je von Bedeutung, sich mit den Formen und Mechanismen der Digitalität zu beschäftigen. Es muss die derzeitige Zuschauerperspektive ablegen und sich selbst deutlich aktiver als digitaler Akteur einbringen, dessen Aktivitäten über das Angebot beispielsweise des Zurverfügungstellens von digitalisierten bzw. digitalen Ressourcen hinausgeht. Aktiv einbringen meint, sich die Binnensicht der Kultur der Digitalität zu eigen zu machen.

Museen als Teil einer Kultur der Digitalität

Die Kultur der Digitalität fordert Museen also auf verschiedenen Ebenen heraus – das digitale Bildkuratieren ist lediglich ein Ausdruck der gegenwärtig zu beobachtenden Transformation der im „Grundsatz und Grundverständnis schwerfälligen, auf Dauerhaftigkeit ausgerichteten Institution Museum“.²³ Es stellt sich somit die Frage, die

- 21 Annekatrin Bock, Maren Tribukait: Kultur des Teilens. Ein kritischer Blick auf ein zentrales Konzept der OER-Bewegung. In: MedienPädagogik 34, 2019, S. 47–66, hier S. 61.
- 22 Hahn (wie Anm. 5), S. 70.
- 23 Sonja Windmüller: Dynamisierung der Versteigerung. Überlegungen zum Verhältnis von Mobilität(sdiskurs) und Museum. In: vokus 21 (1–2), 2011, S. 53–64, hier S. 64.

auch in Debatten im Vorfeld um die neue ICOM-Definition immer wieder einmal aufkam, inwieweit das Museum noch als „permanente Einrichtung“ (im-)materiellen Erbes verstanden werden kann, die sich meines Erachtens weiterhin – trotz zarter, durch die Digitalisierung bedingter Veränderungen – sicht- und spürbar aus einer *Kultur der Materialität* heraus begreift. Die hier angestellten Überlegungen zum Beziehungsgefüge von Materialität und Digitalität sind zwar kaum mehr als Andeutungen, sie illustrieren aber, dass das gegenwärtige, von einer Kultur der Materialität geprägte Museumsdispositiv nur noch bedingt trägt. Schließlich hat die Kultur der Digitalität ‚Bewegung‘ in die Institution gebracht – das Museum ist längst Teil dieser Kultur. Es ist daher an der Zeit, das Museum zukünftig weniger von einer Kultur der Materialität her zu denken als vielmehr konsequent aus einer Kultur der Digitalität heraus zu konzeptualisieren.

Olaf Bockhorn: Volkskunde als Berufung

19. Februar 1942 – 16. Oktober 2023

Vor einem halben Jahr am 16. Oktober verstarb Olaf Bockhorn im 82. Lebensjahr nach längerer Krankheit in Wien. Online wurden bereits zeitnah zwei, seine eindrucksvollen wissenschaftlichen Leistungen würdigende, Nachrufe publiziert: von Seiten der Österreichischen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde durch Michael J. Greger¹ sowie auf der Website des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, verfasst von Herbert Nikitsch und Susanne Wicha.² Wesentliche Punkte dieser treffenden Darstellungen müssen hier zwangsläufig wiederholt werden. Als Bockhorn-Schüler will ich eine persönliche Perspektive in diesen Nachruf einfließen lassen. Nicht zuletzt soll hier seitens des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien erneut die Dankbarkeit für die großen Verdienste dieses langjährigen wissenschaftlichen Mitarbeiters artikuliert werden. Sein Vorlass war, vermittelt von Bockhorns Tochter, vier Wochen vor seinem Ableben am Institut eingelangt.

Olaf Bockhorn war in der ‚alten Volkskunde‘ sozialisiert worden, machte sich jedoch einen Namen als ein richtungsweisender Reformier des Faches – insbesondere durch die kritische Aufarbeitung

- 1 Michael J. Greger: Nachruf ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Olaf Bockhorn (1942–2023). In: Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde, 24.10.2024, https://www.oegekw.at/aktuelles/newsdetail?news_id=1698379299220 (Zugriff: 8.4.2024).
- 2 Herbert Nikitsch, Susanne Wicha: Wir trauern um Olaf Bockhorn. In: Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, <https://euroethnologie.univie.ac.at/einzelansicht/news/wir-trauern-um-olaf-bockhorn/> (Zugriff: 8.4.2024).

„völkischer Wissenschaft“.³ In den letzten Jahren nahm er neuere Entwicklungen einer postmodernen Wissenschaft kritisch distanziert auf und warnte vor dem Verlust der Fachidentität in einem Vielnamensfach, das er als „Post-Volkskunde“ bezeichnete: Die Europäische Ethnologie könnte sich als Sackgasse erweisen, gab er zu bedenken. An Helmut P. Fielhauers Feststellung, dass der Fortschritt der Volkskunde gebunden sei an die Kenntnis ihrer Geschichte und Themenfelder, schloss Bockhorn die Frage an: „Unterscheidet sich eine zeitgemäße Volkskunde gerade durch dieses Wissen von einer Europäischen Ethnologie?“⁴

In der Themenpolitik der Europäischen Ethnologie sah er die Ursache für zunehmenden Kompetenzverlust, obwohl er sich viele Jahre für die inhaltliche Öffnung des Fachs stark gemacht hatte: „Vor allzu großer thematischer Beliebigkeit sei dennoch gewarnt: zu groß scheint mir die Gefahr zu sein, dass aus der Volkskunde, die von relativ wenig relativ viel gewusst hat, eine Europäische Ethnologie wird, die von relativ viel relativ wenig weiß.“⁵ So kritisierte er die Vernachlässigung fachspezifischer Wissensbestände und damit verbunden etablierter Berufsfelder (wie beispielsweise volkskundliche Museen). Die klassisch volkskundlichen Themen haben für viele Fachvertreter*innen und die Mehrzahl unserer Studierenden wirklich nur noch geringe Relevanz. Bockhorns Warnung ist also nicht unbegründet und jedenfalls ernst zu nehmen. Die Kooperation mit Museen förderte er als Leiter der zwischen 1991 und 1999 bestehenden Abteilung „Volkskundliche Praxis“ am Institut für Volkskunde (Ethnologia Europea) der Universität Wien. An diesem Institut (das seit dem Jahr 2000 die

- 3 Hierzu besonders Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien 1994; Olaf Bockhorn: „Die Angelegenheit Dr. Wolfram“ – Zur Besetzung der Professur für germanisch-deutsche Volkskunde an der Universität Wien. In: Mitchell G. Ash, Wolfram Niefß, Ramon Pils (Hg.): *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien*. Wien 2010, S. 201–224.
- 4 Olaf Bockhorn: *Volkskunde in Wien 1966–2006*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LX/109, 2006, S. 317–330, hier S. 324.
- 5 Olaf Bockhorn: *Neue Sachlichkeit? Volkskunde nach 1945*. In: *Archaeologia Austriaca* 90, 2006, S. 17–29, hier S. 24.

Bezeichnung Institut für Europäische Ethnologie trägt) lehrte er von 1971 bis 2016 – und hielt dort über 180 Lehrveranstaltungen ab. Er war noch weit über seine Pensionierung im Jahr 2003 hinaus als Lehrbeauftragter an der Universität Wien, in zahlreichen wissenschaftlichen Gremien, als Gutachter (um nur ausgewählte Beispiele zu nennen: für das Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes in Österreich der UNESCO, im Gremium für Museen und Sammlungen in Niederösterreich, als Mitglied des Denkmalbeirats) und auch in Ausstellungs- und Forschungsprojekten aktiv (etwa einem interdisziplinären FWF-Projekt *Historische Holzverwendung in Österreich*) und führte seine Publikationstätigkeit bis 2018 fort. Zwischen 2001 und 2009 sowie von 2016 bis 2019 wirkte Olaf Bockhorn als Vorsitzender des Fachverbandes für Volkskunde (heute: Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde).

Ein Leben für die Volkskunde

Olaf Bockhorn wurde am 19. Februar 1942 in die Familie eines Lehrerspaars in Wien geboren, der Vater starb vier Tage vor seiner Geburt als Wehrmachtssoldat im Krieg. Im Zuge der Kriegswirren verschlug es Olaf Bockhorn mit seiner Mutter in die Kärntner und Osttiroler Alpen. Jahre später – bereits als etablierter Wissenschaftler – schuf er sich einen Zweitwohnsitz in der Gemeinde Virgen in Osttirol. Diese Region wurde neben dem Mühlviertel und dem Burgenland auch zu einem seiner Forschungsfelder. Erste Begegnungen mit volkskundlicher Museologie tauchen in seinen Erinnerungen sehr früh auf:

„Als Volksschüler war ich häufig im Linzer Landesmuseum, um meine dort arbeitende Mutter abzuholen. Außer den Modellen der alten Donauschiffe fand ich die im Souterrain ausgestellten unterschiedlichen Palmbuschen besonders beeindruckend: meine Mutter erklärte mir, daß diese zum Volkskundler im Hause, zu Dr. Lipp gehörten.“⁶

Nach seiner Schulzeit in Linz begann Olaf Bockhorn 1960 an der Universität Wien zu studieren; zunächst Medizin, dann Germanistik und Anglistik (Lehramt). 1964 fand er schließlich zur Volkskunde, wo er mit gegensätzlichen und rivalisierenden Lehrenden wie Richard

6 Bockhorn (wie Anm. 4), S. 320 f.

Wolfram und Leopold Schmidt konfrontiert war. So erlangte er eine vielseitige Ausbildung und wurde im kritischen Denken geschult, lernte, Lehrmeinungen und Autoritäten zu hinterfragen. Bockhorn berichtet über die Verstimmung seines Lehrers Richard Wolfram, als er diesen nach einer Volkslieddefinition fragte. Da hieß es nur knapp, was ein Volkslied sei, müsse man „spüren“. Irritiert von Wolframs Vorstellungen vom „gestalthaften Sehen“ identifizierte sich Bockhorn mit einem handfesteren, positivistischen Wissenschaftsverständnis.

Prägend wurde für ihn Helmut Paul Fielhauer, der – nur fünf Jahre älter und bereits seit 1963 als Assistent am Institut tätig – intensive Kontakte zur west- und ostdeutschen Volkskunde unterhielt und die dort gefundene Inspiration mit Begeisterung weitergab. Aus dem Studium folgten zahlreiche lebenslange Freundschaften. 1967 heiratete Olaf Bockhorn seine Mitstudentin Elisabeth Hammer. Auch sie promovierte im Fach Volkskunde. Elisabeth Bockhorn verstarb 2013, ein Verlust, von dem der Witwer sich nie ganz erholte. Tochter Petra Bockhorn schloss ebenfalls das Diplomstudium Volkskunde ab und arbeitet heute als Psychotherapeutin. Die Familie wirkte jahrelang als kollektive Schreibwerkstatt unter der Bezeichnung *POEMuseums – Kultur- und Wissenschaftskonzeptionen*. Als wissenschaftlicher Autor war Olaf Bockhorn höchst produktiv, er veröffentlichte – ohne Rezensionen – rund 160 Publikationen.

Während seiner Studienzeit arbeitete Olaf Bockhorn im Zeitungsverlag Dichand & Falk sowie 1969/70 am Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Aus der Anstellung bei dem Ethologen Otto Koenig resultierten seine praktischen Erfahrungen in wissenschaftlicher Filmarbeit und schließlich sein anhaltendes Engagement in diesem Feld. Er erstellte in den 1980er und 1990er Jahren für das Österreichische Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film Dokumentarfilme über Brauch und Handwerk (den Ausseer Fasching, das Krapfenschnappen, die Herstellung eines Strohhuts oder das Schmieden einer Sichel, zur Arbeit von Sennerinnen u. a.) und vermittelte das Medium des Ethnografischen Films praxisorientiert in der Lehre. Hier bestand wiederum die Notwendigkeit einer Abgrenzung von Richard Wolfram, der sich als Leiter der Forschungsstelle SS-Ahnenerbe auch der modernen Technologie Film verschrieben hatte. Die einstige Kooperation mit Otto Koenig sollte schließlich in eine

weitere Konfrontation münden: Bockhorn wies 1984 in einer scharfen Rezension in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde dessen biologistische Deutungen des Matreier Klaubaufgehens als unhaltbar zurück.⁷

Schon als Student war Bockhorn seit 1970 als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Volkskunde beschäftigt. Im Jahr 1971 promovierte er mit einer von Károly Gaál betreuten zweibändigen Studie über *Fahrzeuge im Mühlviertel: Geräte- und Wirtschaftsformänderung*. Anschließend trat er eine Assistentenstelle bei Wolfram an. Obwohl seine Dissertation gesellschaftliche Transformationen im Zuge der Mechanisierung umfassend und gegenwartsorientiert analysiert, wurde die Publikation 1973 in den Geleitworten des Schriftleiters der *Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich* kulturpessimistisch im Sinn einer konservativen Rettungsvolkskunde präsentiert. Jedenfalls hatte Bockhorn tatsächlich den wahrscheinlich letzten historischen Moment genutzt, um einen im Verschwinden begriffenen Gerätebestand in situ zu dokumentieren. Zusammen mit Károly Gaál führte Olaf Bockhorn in den 1970er Jahren dorfmonografische Studien im Burgenland mit wirtschaftshistorischer und gerätekundlicher Schwerpunktsetzung durch.

Olaf Bockhorn vertrat in Forschung und Lehre eine Vielzahl an Themen, die anfänglich eine Orientierung am volkskundlichen Kanon erkennen ließen: Gerät, Brauch, Frömmigkeit. Diesen Schwerpunkten blieb er durchaus treu, hinzu kamen zunehmend weitere Felder wie Arbeit, Interethnik, Migration, Tourismus – generell eine deutliche Öffnung hin zu einer breiten Palette von alltagskulturellen Problemen nicht nur in einer Ethnografie der Gegenwart, auch in einer auf archivalische Quellen gestützten Analyse historischer Lebenswelten. Als ein zentrales Thema kristallisierte sich die Fachgeschichte heraus. Nicht zuletzt gilt es, die konsequente Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Repräsentationsformen und -medien, der Museologie und dem volkskundlichen Film sowie dem

7 Otto Koenig: Klaubauf – Krampus – Nikolaus. Maskenbrauch in Tirol und Salzburg. Wien 1988. Rezension von Olaf Bockhorn in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, 1984, S. 77 f. Reaktionen des Angegriffenen sind mir nicht bekannt. Online sind die Koenig-Thesen heute sehr präsent, während sich die Bockhorn'sche Kritik nicht niedergeschlagen hat.

Österreichischen Volkskundeatlas hervorzuheben. Vor allem in der Betreuung von über 190 wissenschaftlichen Abschlussarbeiten, Diplomarbeiten und Dissertationen zeigt sich eine geradezu unüberblickbare thematische Vielfalt.⁸

Olaf Bockhorn wirkte, oft in leitender Position, in zahlreichen Fachvereinigungen – etwa im Österreichischen Fachverband für Volkskunde (heute: Österreichische Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Volkskunde) und im Wiener Verein für Volkskunde. Im Jahr 1998 war er Mitglied in 13 wissenschaftlichen (Berufs-)Vereinigungen und bezahlte – wie ich der Aufstellung für die Steuererklärung entnehme – 5.047,50 Schilling an Mitgliedsbeiträgen inklusive großzügiger Spenden.⁹ Im Rahmen der 1979 von Helmut Paul Fielhauer angeregten Kommission für Arbeiterkultur (heute: Kommission Arbeitskulturen) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (heute: Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft) organisierte er 1980 die erste Arbeitstagung in Wien und 1984 die vierte in Steyr. Nach Fielhauers frühem Tod 1987 gründete er den Helmut-Paul-Fielhauer-Freundeskreis, um sich weiter für das gemeinsame Anliegen einer *demokratischen Kulturgeschichte* stark zu machen. Er war als Organisator mitverantwortlich für die Tagungsreihe *Ethnographia Pannonica* sowie Mitherausgeber und Autor von Buchpublikationen dieses Netzwerks, das ethnografisch-kulturhistorische Forschungen im pannonischen Raum und grenzüberschreitenden wissenschaftlichen Austausch über den Eisernen Vorhang hinweg förderte.

Bockhorn habilitierte sich 1986 an der Universität Wien mit einer (1984 eingereichten) Schrift über *Arbeit – Haus – Gerät im*

- 8 Die Festschrift zum 70. Geburtstag enthält ein Schriftenverzeichnis und eine Auflistung betreuter Diplomarbeiten und Dissertationen. Diese sollte noch über das Jahr 2013 hinaus vervollständigt werden. Helmut Eberhart, Karl Berger, Regina Wilding (Hg.): *Volkskunde aus der Mitte*. Festschrift für Olaf Bockhorn zum Siebzigsten Geburtstag. Wien 2013, S. 273–299.
- 9 Österreichischer Fachverband für Volkskunde, Bund Sozialdemokratischer Akademikerinnen und Akademiker, Verein für Volkskunde, Club der Universität Wien, Oberösterreichischer Musealverein – Gesellschaft für Landeskunde, Gesellschaft für Tiroler Volkskultur, Pro Vita Alpina, Schweizer Volkskunde, Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, Akademische Arbeitsgemeinschaft Volkskunde, Universitätslehrerverband der Universität Wien, Österreichischer Museumsbund, Verein für Kulturwissenschaft und Kulturanalyse.

Burgenland: Untersuchungen zur bäuerlichen Kultur. 1997 wurde er zum außerordentlichen Universitätsprofessor ernannt. Internationale Anerkennung blieb nicht aus: So nahm er Gastprofessuren in Regensburg, Bamberg und Bayreuth wahr. 1994 richtete er die Tagung der Societé Internationale d' Ethnologie et de Folklore (SIEF) in Wien aus.

Die Kritik am Volksbegriff übertrug Olaf Bockhorn konsequent auf die Termini „Ethnos“ und „Ethnizität“, die er als „unsympathische Begriffe“ verwarf, um sie durch neutralere Begriffe wie „Gruppe“ und „Bevölkerung“ zu ersetzen.¹⁰ In Überlegungen zum Management von Ethnizität befürchtete er Manipulationsversuche, als im Fach Ethnizitätstheorien angesichts des Zerfalls von Jugoslawien und des Genozids in Ruanda Ende der 1990er Jahr intensiv debattiert wurden. Dennoch arrangierte er sich mit der Fachbezeichnung Volkskunde, allerdings in einem erneuerten Verständnis als einer sozial engagierten, empirischen Kulturwissenschaft, einer „demokratischen Kulturgeschichtsschreibung“ im Sinn seines Lehrers, Kollegen und Freundes Helmut Paul Fielhauer. Der in der *Falkensteiner Resolution* 1970 vertretenen Auffassung, eine wesentliche Aufgabe der Wissenschaft bestünde darin, zur Lösung sozialkultureller Probleme beizutragen, blieb er Zeit seines Lebens treu. Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger führten Elisabeth und Olaf Bockhorn 2019 als Exempel für den nachhaltigen Fortbestand dieses Paradigmas der 1970er Jahre an.¹¹

In seinem Wissenschaftsverständnis war Bockhorn ein historischer Denker, der kulturelle Phänomene stets auf der Grundlage akribischer Recherchen sozialhistorisch zu verorten wusste, wobei er insbesondere auf die Berücksichtigung ökonomischer Faktoren

- 10 „Ein Begriff der mir unsympathisch ist“ Interview mit Olaf Bockhorn op vrijdag 24 april 1998 door Ton Dekker. In: *Volkskunde, cultuurpolitiek en etniciteit, Volkskundig Bulletin* 24, 1998, 3, S. 401–409; Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn: Wem nützt „Ethnizität“? In: Ton Dekker u. a. (Hg.): *Roots and Rituals. The Construction of Ethnic Identities.* Amsterdam 2000, S. 3–10.
- 11 Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather: Einführung: Gute Themen, schlechte Themen. In: Dies. (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie.* Wien 2019, S. 11–28, hier S. 19. Verwiesen wurde dabei auf eine 1998 in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ausgetragene Kontroverse über Diskursanalyse (s. u.).

pochte. Die historische Entwicklung der Wissenschaft überblickte er souverän, angefangen von frühen Ansätzen einer Protovolkskunde im Kontext von Kameralistik und Apodemik bis hin zu aktuellen Tendenzen der Gegenwart. Die Bereitschaft neue Trends anzunehmen oder sich überhaupt mit ihnen auseinanderzusetzen wurde im Alter jedoch geringer. Ihm behagte sichtlich die Existenz im Zustand der Liminalität. Das Verharren in der Phase des Übergangs zwischen alter Volkskunde, Empirischer Kulturwissenschaft und Post-Volkskunde, erlaubte ihm, eine Position der Freiheit und Unabhängigkeit zu etablieren. In diesem Sinn trägt die 2013 erschienene Festschrift, die Olaf Bockhorn anlässlich des 70. Geburtstags gewidmet wurde, den (von Franz Grieshofer in seiner Laudatio geprägten) Titel *Volkskunde aus der Mitte*. Bockhorn war als bedeutender Akteur zentral im akademischen Feld positioniert, wirkte in zahlreichen internationalen und nationalen Netzwerken, Vereinen und Kommissionen, selbst wenn er mitunter aus Lust am Widerspruch mit einer Außenseiterrolle liebäugelte. Dass er in einem Lehrangebot im Studienjahr 1997/98 mit *Fest und Brauch I: Winterhalbjahr (mit volkskundlichen Filmbeispielen)* und *Fest und Brauch II: Sommerhalbjahr (mit volkskundlichen Filmbeispielen)* auf Titel Richard Wolframs zurückgriff, war selbstverständlich ironisches Spiel. Darüber hinaus ist die Mitte auch im Sinn der Zentriertheit eines Menschen zu verstehen, der sich selbst gefunden hat und im Kreis seiner Familie fruchtbare wissenschaftliche Arbeit leistete.

Bockhorn lesen: Fakten und Probleme

Das Ableben des Betreuers meiner Diplomarbeit und Dissertation sowie langjährigen Kollegen, der mir stets ein Freund und tatkräftiger Förderer war, machte mich tief betroffen und gab mir in den vergangenen Monaten Anlass für eine intensive Re-Lektüre von Veröffentlichungen aus allen Phasen seines vielseitigen Oeuvres. Dabei erkannte ich selbst in Werken, die ich erstmalig las, eine inhaltliche Vertrautheit: Das meiste war mir aus seinen Vorträgen, Vorlesungen oder privaten Gesprächen geläufig, sodass die Lektüre permanent die unverkennbare, laute Stimme ins Gedächtnis rief. Die enge Verbindung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit war typisch für Olaf Bockhorns Stil: In freier Rede entwickelte Formulierungen waren stets pointiert, einprägsam und klangen druckreif, umgekehrt enthalten

Publikationen häufig stilistische Elemente, welche die Lebendigkeit eines mündlichen Vortrags evozieren. Das Wiederlesen mündete so bisweilen in einen inneren Dialog, indem ich Gedanken formulierte, die mitzuteilen ich verabsäumt hatte. In dieser imaginären Kommunikation wünschte ich, angeregt durch Bockhorns Dissertation über Fahrzeuge im Mühlviertel, ich könnte ihm von den Erinnerungen meiner Eltern erzählen, die in den 1960er Jahren diese Region durchwandert hatten: Sie beobachteten ebenfalls den Einsatz von Hunden bei der Holzarbeit und berichteten von einer riesigen schwarz-weißen Doge namens Rex, die gewaltige Mengen Knödel verschlang und einmal die Stube verwüstete, als die Bauersfamilie das Tier für die Dauer des Kirchgangs einsperrt hatte und es zu einer wilden Auseinandersetzung mit der Hauskatze kam. 1968 erschien Olaf Bockhorns erste wissenschaftliche Publikation über „Hunde als Helfer bei der Waldarbeit“.¹² Die Thematik „Mensch-Tier-Beziehungen“, die man vielleicht gar nicht mit Bockhorn assoziiert hätte, taucht in bemerkenswert vielen Zusammenhängen auf.

Ein Tier steht auch im Zentrum eines Rituals, das Bockhorn mehrfach ausführlich diskutiert hatte: die Osttiroler Widderprozession.¹³ Dort finden wir zahlreiche Informationen über die Zucht, Pflege, das Schmücken und Versteigern des Schafbocks, auch dessen Opferung und Schlachtung, obwohl im Zentrum der Überlegungen ein historischer und wissenschaftsgeschichtlicher Diskurs steht, keinesfalls Bemühungen zur Überwindung des Anthropozentrismus wie in aktuellen Multispecies Studies gefordert. Doch aus seinen ganzheitlichen Betrachtungen kultureller Phänomene resultiert die Anschlussfähigkeit für vielfältige Perspektiven und Fragestellungen.

In Bezug auf das Nichthinterfragen des Kontinuitätsbegriffs erkannte Bockhorn Parallelen zwischen Schmidt und Wolfram. Im

12 Olaf Bockhorn: Hunde als Helfer bei der Waldarbeit. In: Wald und Holzarbeit. Unabhängiges Fach und Ankündigungsblatt 16 1968, 175, S. 63–66.

13 Olaf Bockhorn: Opferwidder und Widderopfer. Widderprozessionen und Widderversteigerungen in Osttirol und Oberkärnten. In: Ders., Helmut P. Fielhauer (Hg.): Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram zum 80. Geburtstag (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 9). Wien 1982, S. 23–54; ders.: Von Volksfrömmigkeit, Wallfahrten und Opferwiddern. In: Österreich in Geschichte und Literatur 50, 2006, 5–6, S. 259–273.

Zusammenhang mit der Widderprozession, die er selbst aufgrund eines Votivbildes auf das Jahr 1635 datiert, argumentiert Bockhorn auf der Grundlage historischer Faktenkenntnis gegen Leopold Schmidts prähistorische (Fehl-)Deutungen. Entgegen seinem oft zitierten Motto (angeregt durch Hermann Bausinger) „Probleme statt Fakten“ führt Bockhorn wissenschaftliche Debatten gestützt auf eine Fülle an akribisch erhobenen Fakten.

Die Vorstellung, mich mit Olaf über diese Dinge zu unterhalten, rief die klare Erinnerung an seinen heiteren Gesichtsausdruck hervor. Ironie und ein Sinn für Humor sind charakteristische Persönlichkeitsmerkmale des Verstorbenen, sie verbanden sich oft mit einer Lust an hitzigen Debatten. Keinesfalls harmoniesüchtig, reagierte er auf Angriffe stets gelassen, vielmehr mit Resilienz und beinahe sportlichem Eifer.¹⁴ Seine akademische Laufbahn war von zahlreichen heftigen Konfrontationen geprägt. Das Institut für Volkskunde bzw. Institut für Europäische Ethnologie war immer wieder ein spannungsgeladenes Feld. Olaf Bockhorn erweckte jedoch kaum den Anschein als würden ihm die zahlreichen Konflikte Kummer bereiten, vielmehr schienen sie ihn positiv zu stimulieren. Er machte sie in wegweisenden wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten auch zum Thema seiner Forschungs- und Publikationstätigkeit, in deren Zentrum insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit seinem Lehrer Richard Wolfram – als einem prominenten Vertreter der nationalsozialistischen „völkischen“ Wissenschaft – steht, dessen charismatische Persönlichkeit ihn einst selbst fasziniert und zum Studium der Volkskunde motiviert hatte. Schmerzhaft war für ihn wohl doch der Konflikt zwischen Károly Gaál und Helmut Paul Fielhauer, die einander in ideologischer Hinsicht diametral entgegenstanden, Ersterer geflohen vor dem realsozialistischen Regime in Ungarn, Letzterer ein Anhänger eines marxistischen Wissenschaftsverständnisses. Wobei hier die Animositäten auch vor Privatem und Persönlichem nicht Halt machten. Der frühe Tod Fielhauers schmerzte noch mehr vor diesem Hintergrund.

14 Sport, bei diesem Stichwort erinnere ich mich, dass Olaf in seiner Jugend erfolgreich an Leichtathletik-Wettbewerben teilgenommen hatte. Das passte gut zu seiner Statur, zu der seine Hobbies Wandern und Bergsteigen, in der Pension auch Sporttauchen, ebenfalls beitrugen.

Zur Thematik Streitigkeiten und Kontroversen möchte ich neben der fachhistorisch und demokratiepolitisch bedeutsamen und verdienstvollen Kritik der Nazi-Wissenschaft auch eine weniger bedeutsame Auseinandersetzung mit Studierenden erwähnen und eine unglückliche und im Grunde verzichtbare Debatte über „Diskursanalyse“ andeuten.

Engagierte, gesellschaftsrelevante Wissenschaft

Bei ersterer Konfrontation handelt es sich um studentische Tagungen Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre.¹⁵ „Teilnehmer eines gesamtösterreichischen Volkskundestudententreffens“ kritisierten in den *Grazer Protokollen*, die Theoriediskussion der 1970er sei in Österreich „bewusst ignoriert“ worden, „seit langem geforderte Ansätze“ seien „Ende der 1980er Jahre noch immer nicht verwirklicht“. Zuerst reagierte am 19. November 1987 Olaf Bockhorn in einem offenen Brief, der als Aushang am Institut veröffentlicht wurde, der seiner Kränkung deutlichen Ausdruck verlieh: „Bums, da liegen sie auf der Nase, die universitären Verhinderer einer kritischen Volkskunde, im munteren Rundumschlag von den Kathedern gefegt“.¹⁶ An dieser Debatte beteiligten sich ausschließlich Vertreter des Mittelbaus der Volkskundeinstitute in Österreich, obwohl eigentlich die Ordinariate angesprochen waren. Es ist nachvollziehbar, wie verletzend es sein musste, mit einem derartigen Pauschalvorwurf konfrontiert zu werden, nachdem so viel Herzblut in die Reform des Faches geflossen war und *Falkensteiner Resolution*, Fielhauers *Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung* und Hermann Bausingers Kritik an Kanon und Grundbegriffen zur Pflichtlektüre in Proseminaren gehörten. In dieser Debatte wählte Bockhorn eine poetisch-literarische Sprache, er zeigte sich verletzt und signalisierte zugleich Solidarität mit den

- 15 Studienrichtungsververtretung Volkskunde der Universität Wien (Hg.): Ohne Engagement – Volkskunde zwischen Nein und Danke! 1. Studentische Tagung am 19./20. November 1988 in Werfen/Salzburg-Land. Wien 1990; Christian Stadelmann, Edith Stauer-Wierl (Hg.): Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische kulturwissenschaftliche Tagung vom 10.–12. Oktober 1990 in Wien. Wien 1992.
- 16 Anhang. In: Studienrichtungsververtretung Volkskunde (Hg.): Ohne Engagement, S. 89 ff, hier S. 91.

Anliegen der Studierenden. Selbstverständlich fühlte er sich auf der Seite einer jungen, kritischen und emanzipatorischen Volkskunde. Die Revolte der Studierenden löste sich in einer studentischen Tagung in Wien 1990 in Wohlgefallen auf, indem Mittelbauvertreter*innen aktiv eingebunden wurden.¹⁷ Olaf Bockhorn war eingeladen, „Bilanz zu ziehen“ – sein surrealistischer Beitrag spielte mit Bildern einer Zugreise und enthielt zahlreiche Anspielungen auf wissenschaftliche und politische Diskurse. Mit sichtlichem Vergnügen reagierte er auf Dieter Kramers „Aufforderung zur Nestflucht“¹⁸:

„Ein Blick in mein Nest zeigt mir, nicht zum ersten Mal, allerlei Mist: Verdorbenes aus der ORF-Küche, Darminhalt von Heim(at)werkern, einen Führer durch eine nicht mehr identifizierbare volkskundliche Sammlung – das Titelblatt fehlte nämlich – sowie eine etwas ältere Pflegerin im Selbstgenähten, welche im Unrat von Trachten, Tänzen und Bräuchen wühlte. Tatsächlich höchste Zeit für eine Flucht, nachdem im Fernsehen auch noch ein markiger Kopf, dessen Körper in braunem Loden regionale Identität vermittelte, etwas von Kulturgemeinschaft, Mißgeburt der österreichischen Nation und deutschem Volkstum faselte. Dank frühzeitiger Beschäftigung mit Fachgeschichte verband ich diesen Begriff mit Turnvater Jahn und schwang mich flugs aus dem Nest, was – in Ermangelung von Flügeln – zu einem harten Aufprall führte, der mir kurz den Atem benahm.“¹⁹

1998 wurde wiederum die Frage nach der Nachhaltigkeit der Debatten der 1970er Jahre gestellt: in einer in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde heftig geführten, hier schon kurz erwähnten, Kontroverse, in Verbindung mit Fragen nach Nutzen, Verwertbarkeit und Moral von Wissenschaft sowie der Forderung nach einer problemlösungsorientierten Forschung, die Kontakt mit „Betroffenen“ sucht und sich solidarisch zeigt. Stein des Anstoßes war ein „diskursanalytischer Versuch“, hervorgegangen aus einer Seminararbeit bei Konrad Köstlin über die vom Volkskundler Hans Haid

17 Was aber andere als ein Scheitern der studentischen Anliegen interpretierten. Vgl. Sanna Harringer: Eine kurze Anmerkung. In: Stadelmann, Stauer-Wierl (Hg.): *Volkskunde als Wissenschaft?*, S. 109 f.

18 Dieter Kramer: *Aufforderung zur Nestflucht*. In: Stadelmann, Stauer-Wierl (Hg.): *Volkskunde als Wissenschaft?*, S. 71–80.

19 Olaf Bockhorn: *Bilanz*. In: Stadelmann, Stauer-Wierl (Hg.): *Volkskunde als Wissenschaft?*, S. 95–97, hier S. 95.

herausgegebene Zeitschrift *Pro Vita Alpina*, verfasst von den Studentinnen Michaela Gindl und Ulrike Tauss.²⁰ Das mit Hans Haid befreundete Ehepaar Bockhorn schrieb daraufhin einen Verriss, der viel Augenmerk auf vermeintliche stilistische Schwächen des Beitrags legte und aufgrund seines Sarkasmus nicht als konstruktive, sachliche und methodologische Kritik ankam. Elisabeth und Olaf Bockhorn äußerten sich abfällig über die Methode der Diskursanalyse, um Hans Haid als einen Kenner der Probleme des Alpenraums zu verteidigen – „von Foucault, von Nora und wie die Diskursisten alle heißen, haben wir diesbezüglich noch nichts vernommen“.²¹ Hier wurde lokale Wissenschaftstradition in Opposition zu internationalem Theorietransfer imaginiert. In dieser Auseinandersetzung entluden sich persönliche Spannungen zwischen Mitarbeiter*innen des Instituts für Europäische Ethnologie. Das Prinzip der Nachwuchsförderung geriet dabei ins Hintertreffen. Unter ehemaligen Studierenden wird jedoch die soziale Empathie von Olaf Bockhorn gepriesen, der sich oft als solidarisch und fürsorglich erwiesen hat, sich beispielsweise durch die Unterstützung von Forschungsprojekten oder durch Jobvermittlung hilfreich zeigte. In meinem Fall handelte es sich anfangs um die Vermittlung des Auftrags für kleine Objektbeschreibungen für den Ausstellungskatalog *Mozart in Wien*. Die *Pro Vita Alpina*-Debatte ging im folgenden Heft der ÖZV in die nächste Runde.²² Konrad Köstlin beendete den Konflikt mit einer Stellungnahme, die bemüht war, den Disput wieder auf eine sachlichere Ebene zu bringen:²³

- 20 Michaela Gindl, Ulrike Tauss: „Pro Vita Alpina“. Ein diskursanalytischer Versuch. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LII/101, 1998, 2, S. 191–220. Im selben Heft (unter Mitteilungen) erschien die Entgegnung: Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn: Über die diskursanalytische Versuchung in der Volkskunde. Ebda., S. 329–332. Ebenfalls im selben Heft folgte eine Replik, versteckt in einem Tagungsbericht (Chronik der Volkskunde): Bernhard Tschofen: Public Folklore: Forms of Intellectual Practice in Society. German-American Symposium. Ebda, S. 481–487, hier S. 482.
- 21 Bockhorn, Bockhorn (wie Anm. 18), S. 332.
- 22 Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn: Nochmals: Pro Vita Alpina. Eine Nachbemerkung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, 1999, 1, S. 184 f. Hier handelt es sich um eine Erwiderung auf Bernhard Tschofen.
- 23 Konrad Köstlin: Diskurs und Diskursanalyse als Praxis? In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, 1999, 2, S. 186–189.

Diskursanalyse sei längst ein zentraler Bestandteil der Empirie im Fach, Texte als Repräsentationen zu betrachten, sei jedenfalls angemessen, Bockhorns Arbeiten zur „völkischen Wissenschaft“ könnten durchaus als Diskursanalyse verstanden werden.²⁴ Die in dieser Auseinandersetzung von Bockhorn und Bockhorn entworfene Dichotomie „kritisch, problem- und praxisorientiert, engagiert, gesellschaftsrelevant“ versus „diskursiv, kulturphilosophisch, des Kontakts mit den Betroffenen [...] abhold“ existiere so nicht. Es gelte, die Kategorie der Betroffenheit kritisch zu hinterfragen. Schließlich regte Köstlin an, die Frage nach der Praxis des Wissenstransfers ernst zu nehmen, womit auch die Zuständigkeit Olaf Bockhorns als Leiter der Abteilung volkskundliche Praxis angesprochen war.

Damals war das Verhältnis zwischen Bockhorn und Köstlin ziemlich angespannt, erfreulicherweise sind die beiden einander später doch noch nähergekommen, ja, sie wurden gute Freunde. Konrad Köstlin besuchte Olaf Bockhorn bis zuletzt.

Diesen unschönen Konflikt hätte sich Olaf Bockhorn wohl besser erspart, er hatte sich damit ein wenig ins Abseits gestellt. Die Debatte schlug hohe Wellen und wurde – um beim Bild zu bleiben – ausufernd. Damit bestimmte sie auch die Wahrnehmung von Olaf Bockhorn mit, ein wenig zu seinen Ungunsten. An diesen „diskursanalytischen Skandal“ in der ÖZV könnte man auch denken, wenn Michael J. Greger im Nachruf schreibt: „Olaf Bockhorn war, vor allem in seiner Spätzeit, kein Avantgardist.“²⁵ Ein Indiz dafür, dass dieser Schlagabtausch ursprünglich nicht allzu ernst gemeint war, ist das Motto, das Elisabeth und Olaf Bockhorn für den ersten Kommentar gewählt hatten: ein Zitat aus einem satirischen Roman. Die beiden begeisterten sich für Campus-Romane und interpretierten die Strukturen des akademischen Felds gerne den Prinzipien dieses Genres folgend. Diese Auseinandersetzung war typisch für Olaf Bockhorn und seinen Übermut, seinen Spaß an Polemik und seine feste Überzeugung, ethische Wissenschaft zu vertreten und stets über einen zuverlässigen moralischen Kompass zu verfügen. Hier – in der Debatte über Diskursanalyse und *Pro Vita Alpina* – wird die These, von der Vergangenheit für die Zukunft lernen zu wollen, Hans Haid zugeschrieben.

24 Ebd., S. 188.

25 Greger (wie Anm. 1).

In diesem Sinn argumentieren 1992 Elisabeth Bockhorn und Olaf Bockhorn auch in einem Foto-Essay über die Mühlviertler Kulturlandschaft mit dem Titel *Beginnt die Zukunft in der Vergangenheit?*²⁶

Bockhorn führte die unentbehrliche und längst überfällige Auseinandersetzung mit Richard Wolfram, der noch bis 1979 am Institut für Volkskunde der Universität Wien gelehrt hatte, entschieden, aber nicht ohne Respekt für dessen umfassendes Wissen und große Erfahrung als Feldforscher. Ein wenig erstaunt es, dass Helmut Paul Fielhauer und Olaf Bockhorn noch 1982 eine Festschrift zum 80. Geburtstag Wolfram herausgaben.²⁷ Jedenfalls war Bockhorn in hohem Maß fähig, zu differenzieren: So preist er 2015 Franz C. Lipp als väterlichen Freund und Lehrer, ohne zu verschweigen, wie sehr jener von nationalsozialistischem Denken infiziert gewesen sei.²⁸

Die Verblendung und die Gefahren der „völkischen Wissenschaft“ thematisiert zu haben, ist eines der größten Verdienste von Olaf Bockhorn, in Zusammenarbeit mit James Dow, Wolfgang Jakob und Hannjost Lixfeld. In Österreich sind diese Debatten vor dem gesellschaftspolitischen Hintergrund der „Vergangenheitsbewältigung“ in den 1980er Jahren zu sehen, insbesondere der sogenannten Waldheim-Affäre. Als ich als Vorsitzender der Studienkommission Ende der 1990er Jahre die Nachfolge von Olaf Bockhorn antrat, überließ er mir einen Ordner, der gesammelte Curricula enthielt. Diesen zierte ein Aufkleber mit dem Antlitz des österreichischen Bundespräsidenten und der Aufschrift: „Vergessen Sie nicht auf ihren Rücktritt, Herr W.“

Performanz und Didaktik

Im Herbst 1964 betrat Olaf Bockhorn erstmals das Institut für Volkskunde in der Hanuschgasse 3. Heuer wären es also genau 60 Jahre,

- 26 Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn: *Beginnt die Zukunft in der Vergangenheit? Ein Mühlviertler Foto-Essay*. In: Karl Brunner, Verena Winiwarter (Hg.): *Bauern. Aufbruch in die Zukunft der Landwirtschaft*. Wien u. a. 1992, S. 181–200.
- 27 Bockhorn, Fielhauer (wie Anm. 13).
- 28 Olaf Bockhorn: „... ein eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk ...“ Franz C. Lipp und die wissenschaftliche Volkskunde. In: Österreichisches Landesmuseum Linz (Hg.): *Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2003). Beiträge zu Leben und Werk (= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 39)*. Linz 2015, S. 7–38.

dass er mit dieser Adresse verbunden ist. Er erinnerte sich später schmunzelnd an die Tanzeinlagen Richard Wolframs in den Vorlesungen: „Hier ist es lustig. Hier bleibe ich.“ In meiner eigenen Studienzeit in den 1980er und 1990er Jahren erlebte ich Bockhorn öfters bei Institutsfesten als enthusiastischen Tänzer, ob Rock ‘n’ Roll oder Bairisch Polka, er war stets begeistert *mit*ten im Geschehen. Im deklarierten Kontrast zu Wolfram, der sich kulturpessimistisch und rassistisch über das Phänomen des Rock ‘n’ Roll äußerte, bekundete Bockhorn seine Sympathie für die popkulturelle Rebellion; in Anbetracht der temperamentvollen Musik von *Rock Around The Clock* (1956) könne er nur zu gut verstehen, dass die Jugendlichen in den Kinosälen randaliert hätten. Bockhorn wusste die schauspielerischen Talente von Richard Wolfram zu schätzen. Es ist aber wenig bekannt, dass Bockhorn selbst mit Leidenschaft Darstellende Kunst betrieb: Auf einem Instituts-Weihnachtsfest überraschte er alle, als er eines von Helmut Qualtingers „bösesten Liedern“, *Auxoffana r untan gristbam* (Text H. C. Artmann), zum Besten gab. Mit seinem Freund und Kollegen Wolfdieter Zupfer spielte er in der Jugend Straßentheater, begleitete dessen Rezitation von Gedichten H. C. Artmanns auf der Maultrommel. In der Pension boten die beiden gemeinsam Wanderexkursionen an, die ein treues Publikum fanden, das diese Kurse zu wechselnden Zielen wiederholt belegte, um das Lesen unterschiedlicher Landschaften zu üben.^{29 30}

Aufgeschlossen gegenüber popkulturellen Phänomenen, vor allem auch als Betreuer von Qualifikationsarbeiten offen für eine ungeheure Vielfalt an Themen, stellte er Popkultur dennoch nicht ins Zentrum eigener Forschung, etwa im Sinn der Cultural Studies. Am nächsten kam Bockhorn diesem Ansatz vielleicht in einer Lehrveranstaltung über neue Heimatromane. Die Studierenden konnten durch thematische Vorschläge auf Bockhorns Lehre stets Einfluss nehmen. Das erlebte ich als Student in meinem ersten Proseminar, mit meinem

29 Schneeberg (2007), Ötscher (2009), Oberes Mühlviertel (2011), Mariazell (2012), Donau (2013), Wienerwald (2014), Niederösterreichisches Mostviertel (2015), südliches Waldviertel (2016).

30 Wolfdieter Zupfer (18.10.1942 – 3.5.2024), die traurige Nachricht vom Tod dieses Freundes von Olaf Bockhorn erreichte mich während der Fertigstellung dieses Beitrags.

spontanen Wunsch, über Straßenmusik forschen zu wollen: Es bildete sich eine Arbeitsgruppe zur Musik, eine andere forschte über Balkonschmuck, eine weitere über Kinderspielplätze; die Arbeit an diesen Themen durfte im Folgesemester fortgeführt werden, um in eine kleine Ausstellung mit Begleitpublikation zu münden. Das Vertrauen und die Anerkennung, die Olaf Bockhorn seinen Studierenden entgegenbrachte, beeindruckten mich.

Derart respektvolle und egalitäre Didaktik, das Prinzip forschender Lehre, drückt sich in zahlreichen Publikationen aus, in denen Bockhorn aus Studienprojekten berichtet, wobei er Semesterprogramm, Literaturliste und Arbeitsprozess detailliert vorstellt. So 1982 über *Soziokulturale Probleme ausländischer Arbeiter* zusammen mit Wolfdieter Zupfer.³¹ Bemerkenswert ist die Transparenz, mit der Bockhorn sich 1985 in einer Veröffentlichung zu *Schreibergärten in Wien* über methodologische und didaktische Unsicherheiten in der Leitung von Lehrprojekten äußert, seine eigene Ratlosigkeit eingesteht und sich in diesem Zusammenhang mehr internationalen Erfahrungsaustausch wünscht. Weitere veröffentlichte Berichte aus der Lehre widmeten sich ungarischen Touristen in Wien (1988) oder neuer Religiosität (1989). Besonders praxisorientiert waren museologische Kurse wie im Wintersemester 1995/96 das Seminar *Ein Museum entsteht*, im Zuge dessen Studierende in die Entwicklung des Museums Kultur.Gut.Oberes Mühlviertel in Aigen-Schlägl eingebunden wurden. Im Studienjahr 1997 widmete sich ein zweisemestriges Seminar einem innovativen Wohnprojekt: *Die Sargfabrik – Neues Wohnen in der Stadt*, veranstaltet mit Wolfdieter Zupfer und dem Geografen Herbert Baumhackl. Aus einer Forschungsexkursion zu deutschsprachigen Gemeinden in der Slowakei, die 1996 und 1998 in Kooperation mit Magdaléna Paríková von der Comenius-Universität Bratislava stattfand, ging 2008 ein Feldforschungsbericht hervor, in dem sich Bockhorn neuerlich kritisch mit dem ethnischen Paradigma auseinandersetzt und trotz seiner Vorliebe für das Konzept der

31 In diesem Absatz verzichte ich auf den wissenschaftlichen Apparat und verweise neuerlich auf die Festschrift *Volkskunde aus der Mitte* (wie Anm. 8). Das Thema *Soziokulturale Probleme ausländischer Arbeitnehmer in Wien* scheint bereits im Sommersemester 1974 im Vorlesungsverzeichnis als Titel einer von Bockhorn und Fielhauer angebotenen Lehrveranstaltung auf.

„Interethnik“ als der Antithese zur „Sprachinselvolkskunde“ feststellt, dem Begriff der „Interkulturalität“ den Vorzug geben zu wollen.

Zeichenlesen und Erinnern

Als eine kulturwissenschaftlich bemerkenswerte Praxis und einen spezifischen Beitrag zur Institutskultur möchte ich abschließend noch die Spuren und Zeichen, die Olaf Bockhorn in den Räumlichkeiten des Instituts angebracht hat, erwähnen: Einerseits waren das die ergologischen Modelle, die er an den Wänden der Gänge angebracht hat. Materielle Symbole einer traditionellen Volkskunde, die im Lehrbetrieb keinerlei didaktische Bedeutung mehr besaßen. Junge Mitarbeiter*innen waren kaum in der Lage, Fragen nach der Funktion oder Bezeichnung dieser Dinge zu beantworten. Parallel dazu klebte er traditionskritische Zettel an die Wände, die er laufend erneuerte, da sie häufig entfernt wurden. Es handelte sich um eine Art vordigitaler Memes, die Kombination zweier Zitate zum Traditionsbegriff:

„Tradition? Das ist die Gesinnung der Faulen; die Pflützen stehen lässt, weil sie vielleicht noch von der Sintflut herrühren könnten.“ Arno Schmidt

„Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers.“ Gustav Mahler³²

Und dann war da ein Aufkleber der Umweltorganisation Greenpeace im ‚indianischen‘ Ethnodesign mit der *Weissagung der Cree*:

„Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.“³³

32 Die Zuschreibung des Mahler-Zitats ist fragwürdig. Siehe: Gerald Krieghofer: Irrwege einer Metapher. In: Wiener Zeitung, 10.06.2017, <https://www.wienerzeitung.at/h/irwege-einer-metapher#:~:text=%22Tradition%20ist%20nicht%20die%20Anbetung,Jaur%C3%A8s%20wird%20unterschiedlichsten%20Urhebern%20zugeschrieben> (Zugriff: 16.4.2024).

33 Die Herkunft ist auch hier fragwürdig, die Form des *othering* ist ebenfalls ein interessantes Thema. Aber die Botschaft ist gut und wichtig. Vgl. Weissagung der Cree. In: Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Weissagung_der_Cree (Zugriff: 16.4.2024).

Womit ich wiederum beim Lernen für die Zukunft ange-
langt bin. Tatsächlich sehe ich Parallelen zwischen Olaf Bockhorns
Kommunikation in den Räumlichkeiten und in seinen Vorträgen und
Schriften. Immer wieder gelang es ihm, wesentliche Botschaften auf
eindringliche Formeln herunter zu brechen, die nicht oft genug wie-
derholt werden konnten. Ich breche hier meine Reminiszenzen und
Assoziationen ab, um abschließend auf Rituale der Trauer und der
Erinnerung zu kommen:

Das Begräbnis Olaf Bockhorns fand im engsten Kreis der
Familie statt. Am 9. März 2024 fand dann *Ein Fest für Olaf* am Volks-
kundemuseum Wien statt, organisiert von seiner Tochter Petra Bock-
horn, eine Feier, zu der sich zahlreiche Freundinnen und Freunde
und Weggefährten einfanden, welche zum Teil weit angereist waren
(Magdaléna Paríková aus Bratislava, Helmut Eberhart aus Graz, den
längsten Weg nahm James Dow aus den USA auf sich). Der zeitliche
Abstand war groß genug, dass die Ankündigung der Einladung, es
solle „einfach ein Fest der Dankbarkeit und der Lebensfreude“ zelebriert
werden, „kein Abschied, keine Trauer“, erfolgreiche Umsetzung
versprach. Die Festgäste hatten Erinnerungsfotos mitgebracht, die an
einer Pinnwand chronologisch angeordnet wurden, so dass in diesem
Ritual ein langes, erfahrungsreiches und produktives Leben, das in
intensiven und weiten sozialen Netzwerken Ausdruck fand, gefeiert
wurde. Indem hier der lange Weg vom jungen Mann bis zum Greis
sichtbar wurde, zeigte sich abermals das strahlende Lachen als unver-
kennbares Merkmal.

Im Rahmen des Fests berichtete James Dow von seiner letz-
ten Begegnung mit seinem langjährigen Kollegen und Freund, als sie
einander zum Abschied wechselseitig versicherten, zum Begräbnis des
jeweils anderen kommen zu wollen. Olaf: „Du musst unbedingt zu
meinem Begräbnis kommen.“ Jim: „Nur, wenn Du auch zu meinem
kommst.“ Olaf: „Ja, gut.“

Berichte und Besprechungen



Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2023¹

Das Jahr 2023 stand für das Volkskundemuseum Wien und den Verein für Volkskunde unter dem Zeichen von Rückschau und Aufbruch. Eine „Zeitenwende“ deutete sich nicht nur an, sondern hat sich auch vollzogen – für das Museum waren wir die Akteur:innen, auf die Krisen der Gegenwart konnten wir nur analytisch und kommentierend mit unseren Programmen reagieren.

In einer Zeit der zunehmenden Herausforderungen zwischen Klimakrise, neuem territorialen oder ökonomischen Imperialismus, Kriegen, aufkommenden Nationalismen, der Infragestellung der Menschenrechte, medialer alternativer Wirklichkeiten sowie der Verrohung des politischen Diskurses stellen sich neue Anforderungen und Fragen an die Museumsarbeit im Allgemeinen und an das Volkskundemuseum und den Verein im Konkreten.

Im vergangenen Jahr haben uns die Vorbereitungen auf die Generalsanierung intensiv beschäftigt: Inhaltlich arbeiten wir an dem Konzept eines maximal öffentlichen Hauses mit einem erweiterten Ausstellungs- sowie Mehrspartenprogramm, einer gänzlich neuen Form der Sammlungspräsentation und viel Raum für Austausch und Aufenthalt, für Vernetzung und Kooperation.

Im Herbst stand das Büro Silberpfeil als Gewinner des Architekturwettbewerbs fest und infolge des straffen Zeitplans starteten unmittelbar die intensiven Planungen für den Umbau.

Parallel dazu fand ein komplexer Planungsprozess für das Depot Hafendrainage statt, das für die kommenden Aufgaben und Änderungen entsprechend ertüchtigt werden muss. Das Depot wird vergrößert und qualitativ aufgewertet. Wenn es fertig ist, findet das Arbeiten an und mit den Objekten in einer wesentlich verbesserten normgerechten Umgebung statt.

Um den Anforderungen an ein digitales Museum des 21. Jahrhunderts gerecht zu werden, haben wir 2023 eine Digitalisierungs-offensive gestartet. Dank einer Förderung im Programm „Kulturerbe

1 Kurzfassung, die Vollversion ist auf www.volkskundemuseum.at/jahresberichte einzusehen.

digital“ des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport (BMKOE) in der Höhe von 299.626,- Euro, können wir große Teile unserer Bestände digitalisieren und damit die Grundlage für die Online Sammlung⁺ legen. Mit dieser neuen digitalen Plattform steht ab September 2024 ein auf Forschung, Vermittlung und Partizipation ausgerichtetes Recherche-Tool bereit. Die Online Sammlung⁺ vereint sowohl digitalisierte Bibliotheks- und Sammlungsbestände als auch Archivmaterial unter einem Dach. Sie bietet interaktive Partizipationsmöglichkeiten (z. B. ein Transkriptionstool) und etwa 18.000 Datensätzen für eine vielfältige Nutzung und Möglichkeiten des Andockens an neue Ideen und Formate.

Neben all diesen Tätigkeiten haben wir für 2024 ein umfassendes Abschlussprogramm unter dem Titel *before it gets better...* entwickelt, das auf den Vorarbeiten der letzten Jahre sowie den aufgebauten Kooperationen und Netzwerken basiert.

Die große thematische Bandbreite des Programms 2023 spiegelte die unterschiedlichen Herangehens- und Arbeitsweisen des Hauses wie auch der dahinterstehenden Disziplinen wider. Zwei Sonderausstellungen liefen über den Jahreswechsel: In Kooperation mit dem Photoinstitut Bonartes zeigten wir *Ölrausch und Huzulenkult*, eine Ausstellung zu historischen Fotografien aus Galizien und der Bukowina im Spannungsfeld zwischen Industrialisierung und vermeintlicher Ursprünglichkeit. Um transmediales Geschichtenerzählen ging es in der Schau *StoryTelling:Europe! Brunnenmarkt reVisited*, die auf einem Projekt der Wiener Brunnenpassage beruhte und Perspektiven auf ein zukünftiges, solidarisches, vielfältiges Europa vom 16. in den 8. Wiener Gemeindebezirk brachte. Von April bis November zeigten wir die letzte große Sonderausstellung mit Objekten des Hauses: *Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen*. Hier stellte sich das Museum der Geschichte seiner Sammlungen und problematischer Erwerbungen. Anhand der eigenen Sammlungsbestände und Erwerbsfälle erläuterte die Ausstellung das Entstehen des Kunstrückgabegesetzes und der systematischen Provenienzforschung in Österreich. Die intensive Arbeit an der Provenienzforschung, die seit 2015 am Volkskundemuseum verankert ist, hat den Umgang der Mitarbeiter:innen mit den Sammlungen und die Sensibilisierung für Herkunftsgeschichten von Objekten stark beeinflusst und verändert.

Gegen Ende des Jahres haben wir zunehmend sichtbar ausgeräumt und abgebaut. Die noch im Haus befindlichen Sammlungen wurden sukzessive aus dem Keller, dem Bunker und kleineren Depots abgesiedelt. Im Oktober hieß es nach fast 30 Jahren „Bye Bye Schausammlung“. Zu diesem Anlass luden wir unter anderem die Architektin Elsa Prochazka sowie die damaligen Kurator:innen der Dauerausstellung zu Sonderführungen ein. Die Schausammlung wurde zuletzt im Jahr 2018 im Rahmen eines Projekts der WIEN-WOCHE erneuert: Unter dem Titel *Die Küsten Österreichs* erzählten die eingearbeiteten Objekte von Flucht und Ankommen in Österreich und konfrontierten die historischen Objekte aus den Sammlungen mit gegenwärtigen gesellschaftlichen und individuellen Herausforderungen. *Die Küsten Österreichs* gaben immer wieder Anlass zu intensiven und teils kontroversen Auseinandersetzungen, die maßgeblich zu einer Politisierung der Museumsdinge beitrugen und unsere Arbeit nachhaltig prägten.

Außerdem zeigten wir in der Passage zwei Ausstellungen: 977 Bierdeckel-Medaillons aus Porzellan füllten die Vitrinen bis Juni und wurden abgelöst durch eine Präsentation zu Sojabohnen und Erinnerungen an 150 Jahren Wiener Weltausstellung. Ende des Jahres bauten wir die Vitrinen in der Passage ab und machten Platz für die Umgestaltung des Erdgeschosses zu den *Open Spaces & Galleries*, die mit Jänner 2024 Räume für insgesamt 13 Gruppen und Initiativen aus dem postmigrantischen Kulturbereich bieten.

Mit rund 150 Veranstaltungen und Führungen war die Arbeit im Volkskundemuseum Wien gewohnt intensiv und von vielen fruchtbaren Kooperationen geprägt. Im Herbst machte zum zweiten Mal das re:pair FESTIVAL bei uns Station mit zwei Ausstellungen, zahlreichen Lectures und Workshops. #standwithukraine hieß es auch im letzten Jahr und so gaben wir der ukrainischen Community Raum für insgesamt fünf Kunstausstellungen, die sich zum Teil mit den aktuellen Geschehnissen im vom Krieg betroffenen Land auseinandersetzten. Von März bis August war das Queer Museum Vienna zu Gast im Volkskundemuseum mit zwei Ausstellungen, mehreren Veranstaltungen und Workshops.

Das kuratierte Bereitstellen von Räumen für externe Akteur:innen ist eine schon über viele Jahre geübte Praxis der Kooperation. Eine intensiviertere Form erfährt sie 2024 mit den *Open Spaces*

↻ *Galleries*, die sich – wie erwähnt – ab Jänner 2024 in Richtung einer postmigrantischen Stadt öffneten, sowie im Mai und Juni mit der Verwandlung des Museums zum *Haus der Republik* mit *Aktivismus Camp* in Kooperation mit den Wiener Festwochen | Freie Republik Wien und der Klima Biennale Wien. Diese Arbeitsweise wird uns auch nach dem Umbau begleiten.

MATTHIAS BEITL

Verein/Österreichisches Museum für Volkskunde 2023 Übersicht

BESUCHER:INNEN

Gesamt: 30.780

Vermittlung: 6.248

ONLINE-TEILNAHMEN

5 Online-Ausstellungen: 1.475 Nutzer:innen

Hörgang: 1.151 Nutzer:innen

MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

Neue Mitglieder: 14

Ausgetreten: 43

Verstorben: 7

Mitgliederzahl: 549 per 1.1.2023/513 per 31.12.2023

Beiträge/Preise

Verein für Volkskunde, Mitgliedsbeitrag

Normalpreis € 27,-

Studierende bis zum 27. Lebensjahr € 8,-

Förderndes Mitglied € 135,-

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Abonnement

Normalpreis € 38,-

Mitglieder im Verein für Volkskunde € 26,-

Einnahmen/Ausgaben

EINNAHMEN

Gesamt	€ 2.679.000,-
Davon die wichtigsten Positionen	
Subvention BMKÖS	€ 1.610.000,-
Förderungen (BMKÖS, andere)	€ 616.000,-
Eigene Einnahmen	€ 221.000,-
Davon Einnahmen aus Vermietungen	€ 97.000,-

AUSGABEN

Gesamt	€ 1.951.000,-
Davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand (Mieten, Betrieb, Energie, Sammlungen, Bibliothek ...)	€ 457.000,-
Palais VKMW21 Herstellkosten + Ausstattungskosten	€ 149.000,-
Bautätigkeit VKMW21 Herstellkosten + Ausstattungskosten	€ 51.000,-
Personalkosten Verein (inkl. Kulturvermittlung)	€ 535.000,-
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung usw.)	€ 96.000,-
Reisekosten und Transporte	€ 5.000,-
Fortbildung	€ 3.000,-
Ausstellungen	€ 163.000,-
Projekte	€ 395.000,-
Kulturvermittlung (Sachkosten/Rahmenprogramm)	€ 25.000,-
Publikationen	€ 39.000,-
PR, Werbung	€ 28.000,-

Vereinsvorstand

PRÄSIDENT

Wolfgang Muchitsch, Direktor Landesmuseum Kärnten

VIZEPRÄSIDENT:INNEN

Alexia Gerhardus, Hemayat

Sandra Konstatzky, Gleichbehandlungsanwaltschaft

GENERALSEKRETÄR

Matthias Beitzl, Volkskundemuseum Wien

GENERALSEKRETÄR STELLVERTRETERIN

Margdalena Puchberger, Volkskundemuseum Wien

KASSIER

Stefan Benesch, Rechtsanwalt, Wien

KASSIER STELLVERTRETERIN

Claudia Peschel-Wacha, Volkskundemuseum Wien

RECHNUNGSPRÜFER:INNEN

Bettina Denk, Steuerberatungskanzlei Umgeher

Günther Denk, Steuerberatungskanzlei Denk

WEITERE GREMIEN

Kuratorium

Wissenschaftlicher Beirat

Personal Österreichisches Museum für Volkskunde

ÜBERBLICK

- 35 Mitarbeiter:innen (13 Vollzeit, 22 Teilzeit)
- Davon 19 Vertragsbedienstete und 16 über den Verein
privatrechtlich Angestellte

FREIWILLIGE MITARBEIT

- Arbeitsgemeinschaft Schneeball: 28 Personen, 1.601,5 Stunden
- Ehrenamtliche Stunden (exkl. Schneeballstunden): 1.548 Stunden
- Volontär:innen: 7 Personen, 767 Stunden (6 in der Kulturvermittlung, 1 Assistenz bei der Passagenausstellung – Porzellan-Bierdeckel)
- Erasmus+ Schüler:innen (vermittelt von AusTraining und Peter Takács Projektorganisation): 12 Personen, 498 Stunden
- Erasmus+ Jobshadowing: 1 Person aus Berlin, 70 Stunden
- Projekt Neustart: 3 Personen, 165 Stunden
- Berufspraktische Tage: 2 Personen, 48 Stunden

Ausstellungen

Dauerausstellung zur historischen Volkskunst und *Die Küsten Österreichs* bis 8. Oktober 2023

AUS DEM JAHR 2022 WEITERLAUFENDE AUSSTELLUNGEN

- *StoryTelling:Europe! Brunnenmarkt reVisited*. Fariba Mosleh, Asma Aiad. Eine Produktion der Brunnenpassage im Rahmen der European Pavilion Initiative
- *Ölrausch und Huzulen kult*. Fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina. Monika Faber, Martin Keckeis, Herbert Justnik. In Kooperation mit dem Photoinstitut Bonartes, Wien
- In der Passage: *Ich glaube was, was du nicht glaubst. Objekte zu Phänomenen von Glaube und Aberglaube*. Katrin Ecker

SONDERAUSSTELLUNGEN IM JAHR 2023

- *Von Zwentendorf zu CO₂. Kämpfe der Umweltbewegung in Österreich*. Sophia Rut, Julia Vitouch, Herbert Justnik, Thomas Marschall. Gefördert durch FREDA – Die grüne Zukunftsakademie
- *Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen*. Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid
- *re:pair FESTIVAL. Confessions of a T-Shirt*. Tina Zickler
- *re:pair FESTIVAL. Näbkästchen 3.o.* Tina Zickler
- *Psychosoziale Zentren. Wegschauen – Hinschauen – Reinschauen. Wege zur psychischen Gesundheit*. Sascha Windholz
- *Wiener Lichtblicke. Ein Chromotop im Schönbornpark*. Victoria Coeln, Francesca Centonze

QUEER MUSEUM VIENNA @ VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- *History Hustory. Museum der Selbstfürsorge*. Livia Paldi
- *Spring Rituals* by WetMeWild. Justyna Górowska

#STANDWITHUKRAINE AUSSTELLUNGEN

- *Grain: Burning Issue*. Yana Gryniv
- *Hope for Light*. Tetiana Pytailo

- *KAKHOVKA DAM: Water Insecurity Admits the Russian Aggression.* Yana Gryniv
- *Mariya's Dreams.* Tetiana Pytailo
- *Women Avantgarde: FIGHT, SISTER!* Yana Gryniv

AUSSTELLUNGEN IN DER PASSAGE

- *Gambrinus & Co. Die Geschichte hinter 977 Medaillons aus Porzellan.* Claudia Peschel-Wacha
- *Als die Welt nach Wien und Soja nach Europa kam.* Katrin Prankl

Veranstaltungen

Rund 150 Veranstaltungen: Tagungen, Workshops, Vorträge, Podiumsgespräche, Führungen, Filmscreenings, Exkursionen

HIGHLIGHTS

- 10 Jahre Vermehrt Schönes! Sommerfest gemeinsam mit der Erste Bank, 4. Juli 2023, ca. 900 Besucher:innen
- dotdotdot Open Air Kurzfilmfestival, 30. Juli – 31. August 2023, 2.465 Besucher:innen. Lisa Mai
- Tag des Denkmals, 24. September 2023, 42 Besucher:innen bei 3 Führungen. Claudia Peschel-Wacha
- ORF Lange Nacht der Museen, 7. Oktober 2023. 336 Besucher:innen. Claudia Peschel-Wacha
- re:pair FESTIVAL, 21.–28. Oktober 2023 im Volkskundemuseum. 685 Besucher:innen. Tina Zickler

AKTIVITÄTEN FÜR MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

- Führung: Der Luftschutzbunker im Schönbornpark und seine Nutzung als Depot
- Spaziergang: Familie Mautner in Pötzleinsdorf
- Exkursion: Ausgedient – Fahrt nach Celje (SLO) (abgesagt)
- Exkursion: Museum Marienthal
- Exkursion: Auf den Spuren jüdischer Sammler:innen in Niederösterreich
- Exkursion: Mal wieder Lust auf einen Besuch in Kittsee?
- Kurator:innenführung: Gesammelt um jeden Preis!
- Exkursion: 750 Jahre Schlossgeschichte Marchegg

- Exkursion: Die Firma BRÜDER SCHWADRON. Fliesen in Wiener Zinshäusern
- Jährliche Generalversammlung des Vereins für Volkskunde
- Führung im Bezirksmuseum Josefstadt „Bildung an jeder Ecke – Lernen in der Josefstadt einst und jetzt“
- Vorträge: Auszüge der internationalen Konferenz „Der Einfluss von Adelsfamilien auf die Gestaltung des kulturellen Erbes“
- Familien-Workshop Was tun Bilder mit uns? Öläus und Huzulenkult. Fotografische Streitobjekte aus Galizien und der Bukowina
- Kurator:innenführung in der Passage: Ich glaube was, was du nicht glaubst. Objekte zu Phänomenen von Glaube und Aberglaube

Projekte und Forschung

- EU-Projekt *TREASURES Schätze aus Zentraleuropa. Kultur Natur Musik* im Förderprogramm INTERREG V-A Slowakei-Österreich, bilaterales Ausstellungsprojekt, Oktober 2017 bis Dezember 2022, verlängert bis November 2023, Projektleitung: Claudia Peschel-Wacha
- *Realfiktion Klimarechnungshof. Klimaschutz zwischen wissenschaftlicher Evidenz und demokratischer Kontrolle*, Mai 2021 bis Mai 2024, Kampagne *Klimarechnungshof JETZT!* von April bis Juni 2023, Projektteam: Alexa Färber, Milena Bister, Alexander Martos, Herbert Justnik
- *Ein Museum – ein Objekt – eine Erzählung. Virtuelle Galerie zur NS-Provenienzforschung und Restitution in österreichischen Museen, Sammlungen und Bibliotheken: voprovenienzforschung.volkscundemuseum.at/de/*, Start im Herbst 2021, online seit Jänner 2023. Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid
- *WASSER TEILEN – Nachhaltigkeit, Gemeinschaftlichkeit, Friedensstiftung*, Oktober 2022 bis Mai 2023. Kooperation mit dem Naturhistorischen Museum Wien: Event im NHM, Open Day im Volkskundemuseum Wien. Konzept und Organisation: Regina Hügli, Team Volkskundemuseum: Magdalena Puchberger, Katrin Prankl, Gesine Stern

- *Throwaway/Ausgedient – Die Geschichte der modernen Wegwerfgesellschaft*. Kooperation mit dem Haus der Europäischen Geschichte Brüssel und weiteren Partnermuseen: Treffen in Brüssel im Mai 2023, Erstellung und Erarbeitung von Beiträgen für die Online-Plattform, Lecture bei re:pair FESTIVAL. Magdalena Puchberger
- *Insularities, Immunities, Communities*. Interventionen in die Dauer- ausstellung von Studierenden der Universität für angewandte Kunst, 6. Juni 2023. Seminarleitung: Anne Faucheret, Antoine Turillon, Team Volkskundemuseum: Herbert Justnik

Sammlungen

- Der Zuwachs (ohne Fotosammlung, s. u.) betrug 89 Inventar- nummern (ÖMV/89.927 bis ÖMV/90.015). Bei den Erwer- bungen 2023 handelt es sich um 22 Schenkungen, 18 Objekte aus Altbestand, 6 Druckgrafiken, die aus dem A-Nummern-Ver- zeichnis in das Hauptinventar überstellt wurden (Ankäufe nach 1977) sowie 43 Objekte vom Projekt Museum auf der Flucht. 2023 wurde beschlossen, diesen Objektbestand, der im Juni 2017 von Alexander Martos und Niko Wahl in Griechenland und der Türkei aufgesammelt und dem Museum geschenkt wurde, in das Hauptinventar aufzunehmen.
- In der Sammlungsmanagement-Datenbank M-Box sind 99.937 (2022: 90.925) Karteikarten erfasst, diese Zahl setzt sich aus 74.632 (2022: 69.282) Objekten, 8.432 (2022: 6.827) Fotografien (Positive, Negative, Dias), 13.415 (2022: 11.210) digitalen Foto- grafien, 62 Archivalien und 3.396 (2022: 3.606) Objekten für die Online-Sammlungen zusammen. Die Reduzierung der Anzahl Karteikarten für die Online-Sammlungen hängt damit zusammen, dass die Sammlung Hugo Schuchardt bereits für die zukünftige Online-Plattform umgearbeitet wurde.
- Der Zuwachs der Fotosammlung betrug 74 Inventar- nummern (pos/68.398 bis pos/68.467; dia/19.570; neg/15.172 bis neg/15.174). Hierbei handelt es sich um 74 Inventar- nummern Altbestand. Schenkungen oder Ankäufe gab es keine.
- In Einzelobjekten betrug der Zuwachs 1.556. Im Detail: 1.503 Positive (davon 510 in 6 Alben): sämtlich Rückstände.

- 4 Diapositive, sämtlich Rückstände.
- 49 (Glas-)Negative, Schenkungen (neu).
- Rückgaben von Leihgaben o. ä. erfolgten 2023 nicht.

Bibliothek

- 235 ins Besucherbuch eingetragene Nutzer:innen
- Gesamtdatenbestand: 65.541 (2022: 62.511) Titel
- Schriftentausch: 170 Tauschpartner:innen weltweit

Absiedelung diverser Sammlungen ins Depot Hafen Freudenau

- Absiedelung der Keramik-, Glas-, und Steinobjekte aus der Schausammlung
- Keramik-, Glas-, und Steinobjekte aus der Schausammlung wurden verpackt, ins Depot überführt und in die bestehende Sammlung eingegliedert.
- Umsetzung: Monika Maislinger, Carina Neischl, Barbara Varga

ABSIEDELUNG DER KERAMIK IM KERAMIKDEPOT DES MUSEUMS

- Die Keramik wurde laufend grundgereinigt, verpackt und abgesiedelt.
- Oktober bis November 2023: 6.000 Objekte exkl. 15 Kachelöfen die jeweils aus 50 bis 130 Einzelteilen bestehen wurden grundgereinigt und übersiedelt. Alle Objekte wurden ausgepackt und in die bestehende Sammlung eingegliedert. Im kleinen Keller unter der Schausammlung wurde ein fast vergessenes Depot von Einzelkacheln ohne Nummer bearbeitet. Diese rund 1.000 Objekte wurden unter Atemschutz gereinigt, verpackt und übersiedelt. Alle Objekte wurden in die bestehende Sammlung eingegliedert.
- Die Objekte der Keramiksammlung, die sich im Hafen befinden, wurden weiterhin sortiert, gruppiert und in die neue thematische Lagerungsstrategie eingearbeitet.

SAMMLUNG HOLZ

- Begasung von Holzobjekten 1. Juli – 10. November 2023

- Ca. 6000 Objekte wurden aus dem Bunker in den Hafen gebracht, um sie dort zu begasen. Insgesamt wurden ca. 10.000 Objekte begast (Bunker und Hafen).

ABSIEDELUNG DER OBJEKTE AUS DER SCHAUSAMMLUNG

- Die Schausammlung, bestehend aus ca. 1.000 Objekten wurde verpackt und ins Depot transportiert. Davon kamen ca. 900 Stück in den Hafen, der Rest musste im Haus zur weiteren Bearbeitung bleiben (v. a. Grafik).

ABSIEDELUNG DER HOLZOBJEKTE AUS DEM BUNKERDEPOT

- Vorarbeit: Die letzten 6 „Schmutzkojen“ im Bunker wurden für die Übersiedlung gereinigt. Zudem wurde im Zuge des Digitalisierungsprojektes „Kulturerbe digital“ 500 Holzobjekte (u. a. auch andere Materialien) gereinigt. In der Restaurierwerkstatt im Dachgeschoss wurden alle Holzobjekte (diese waren v. a. sperrige, heikle und fragile Objekte) verpackt, sortiert und übersiedelt.

Archiv

- Der laufende Umbau des Archivs von der derzeit chronologischen Ordnung auf eine thematische bzw. bestandsbildende Ordnung wurde bis zu Beginn des Digitalisierungsprojektes „Kulturerbe digital“ bis Anfang April fortgesetzt.
- Monika Habersohn ordnete und verschachtelte das Ausstellungsarchiv des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee.
- In Vorbereitung der Depotübersiedlung verpackten Johannes Aichinger und Elisabeth Egger das Archiv des Ethnographischen Museum Schloss Kittsee im Depot Hafen in Kartons auf Paletten.
- Die in das Depot Hafen ausgelagerten Bibliotheksakten der letzten Jahrzehnte wurden geordnet, verschachtelt und in den Archivbestand im Haupthaus eingereiht.
- Das Folder-Archiv wurde inventiert und verpackt.
- VHS-Kassetten, CDs und Audio-CDs mit Dokumentationen von Radio- und Fernsehbeiträgen über Museumsaktivitäten wurden Patrick Widhofner-Schmidt überantwortet, der sie retrodigitalisierte bzw. am Medien-Sammellaufwerk ablegte.

- Mitarbeiter:innen: Monika Habersohn (Ehrenamtliche), Johannes Aichinger
- Elisabeth Egger beantwortete 16 Archivanfragen und betreute 6 Archivbesuche.

Provenienzforschung

- Neben der Ausstellungsvorbereitung und -begleitung sowie der Betreuung der Virtuellen Galerie wurden Anfragen bearbeitet und mit den Vorbereitungen zu weiteren Dossiers begonnen.

Restitution

- Jänner 2023 Rückgabe von Objekten an die rechtmäßigen Erb:innen nach Dr. Siegfried Fuchs
- Dezember 2023 Rückgabe von Objekten an die rechtmäßigen Erb:innen nach Arthur Kohn

Verlag

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

- Neue Serie Band LXXVII Gesamtserie Band 126 Heft 1 2023
- Neue Serie Band LXXVII Gesamtserie Band 126 Heft 2 2023

NACHRICHTEN. VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- 58 1/2023 Jänner, Februar, März
- 58 2/2023 April, Mai, Juni
- 58 3/2023 Juli, August, September
- 58 4/2023 Oktober, November, Dezember

Publikationen von Mitarbeiter:innen

SELBSTSTÄNDIGE WERKE

- Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid (Hg.): Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen (= Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108). Wien 2023.

BEITRÄGE

- Herbert Justnik, Elisabeth Schäfer, Sabina Holzer: Gedanken zur choreografischen Assemblage. In: Sabina Holzer und Elisabeth Schäfer (Hg.): *which dances – which writes*. Aluminium Assemblagen. Wien 2023, S. 49–58.
- Kathrin Pallestrang, Maria Raid: Follow me! Die Textil- und Bekleidungssammlung des Volkskundemuseum Wien auf Social Media – Möglichkeiten, Effekte, Ergebnisse. In: Museumsbund Österreich, 1.6.2023, <https://www.museumsbund.at/museumspraxis/follow-me> (<https://www.doi.org/10.58865/13.14/233/29>).
- Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid: Stoff fürs Volk. Familie Mautner und das Volkskundemuseum Wien. In: Institut für jüdische Geschichte Österreichs (Hg.): *Kleider machen Juden*. Jüdische Kleidung, Mode und Textilproduktion zwischen Selbstbestimmung und Zwang (= Juden in Mitteleuropa, 2023). St. Pölten 2023, S. 42–51.
- Kathrin Pallestrang: Aus der Hainburger Au: Memorabilia einer Protestbewegung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXVII/126, 2023, S. 299–304.
- Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Claudia Spring: Die „Sammlung Fuchs“: Über Netzwerke, Beziehungen und Verhältnisse. <https://vgprovenienzforschung.volkskundemuseum.at/de/volkskundemuseum-wien/>
- Claudia Peschel-Wacha, Katrin Prankl, Matthias Beitzl, Magdalena Puchberger: Freiwilligenarbeit im Volkskundemuseum Wien. In: Christian H. Stifter, Celine Wawruschka (Hg.): *Populäres Wissen*. Von der Laienforschung des 19. Jahrhunderts zur heutigen „Citizen Science“ – eine Annäherung. Wien, Verein zur Geschichte der Volkshochschulen – Förderverein des Österreichischen Volkshochschularchivs (= Spurensuche, 30/31, 2021/22). Wien 2023, S. 140–149, 6 Abb.
- Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik: Werte konstruieren – Werte hinterfragen. Kulturvermittlung am Volkskundemuseum Wien im Wandel. In: Matthias Beitzl, Christian Elster, Alexa Färber, Anna Weichselbraun (Hg.): *Problematisieren und Sorgetragen*. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens. Beiträge der gleichnamigen Tagung im Volkskundemuseum Wien 2021 (= Buchreihe der

- Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 30). Wien 2023, S. 109–125.
- Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik, Irina Eder: „Alles Fake, ganz ehrlich!“, 7. ICOM CECA Austria Conference zum österreichischen Museumstag, und „QUANTENSPRÜNGE – Museum zwischen Kontinuität und Disruption“, Bericht vom 33. Österreichischen Museumstag, Konzerthaus Klagenfurt, 12.–14. Oktober 2022. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXVII/126, 2023, S. 91–97.
 - Magdalena Puchberger, Katrin Prankl, Nina Szogs: Soja-Komplex – Soja und Öffentlichkeit im Volkskundemuseum Wien. In: Matthias Beitzl, Christian Elster, Alexa Färber, Anna Weichselbraun (Hg.): Problematisieren und Sorgetragen. Kulturanalytische Konzepte von Öffentlichkeit und Arbeitsweisen des Öffentlichmachens. Beiträge der gleichnamigen Tagung im Volkskundemuseum Wien 2021 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 30). Wien 2023, S. 139–150.

Kulturvermittlung (Auswahl)

- 6.248 Nutzer:innen der Vermittlungsangebote
- Konzipierung und Gestaltung der Passagenausstellung *Als die Welt nach Wien und Soja nach Europa kam*, Katrin Prankl
- K3-Projekte mit Lehrlingsgruppen, gefördert von OEAD, in Kooperation mit dem Audiokünstler Gammon und Kurator:innen der Ausstellung *Von Zwentendorf zu CO₂*
- Culture Connected Projekt im Rahmen von *StoryTelling: Europe!*
- Vermittlungsprogramme zum Thema „Gender“ gemeinsam mit dem Queer Museum Vienna
- Etablierung des Formats „Erzählcafé“ im Rahmen der Initiative *Zuhören und Erzählen in der Josefstadt* (Nachhaltiger Achtsamer Achter)
- Zusammenarbeit mit wienXtra bzw. Bezirk Josefstadt
- Durchführung von 180 Vermittlungsangeboten in der Schau-sammlung, in Sonderausstellungen sowie Backstage
- Planung und Durchführung von diversen Workshops für Kultur-vermittler:innen aus dem Wien Museum, für Studierende unter-schiedlicher Universitätsinstitute (Kunstgeschichte, Collection

- Studies, Archäologie etc.) sowie für Elementarpädagoginnen und Lehrkräfte
- Vorbereitung der Teilnahme am Mentoring-Programm der Academy of Unlearning im Rahmen von Kulturen in Bewegung, 2024
 - Arbeit am Vermittlungsarchiv

Kommunikation und Medien

NEWSLETTER

- 44 Aussendungen
- 5.074 Abonnent:innen

SOCIAL MEDIA

- Facebook-Abonnent:innen: 6.941 (2022: 6.711)
- Instagram-Follower @volkskundemuseumwien: 6.532 (2022: 5.946)
- Instagram-Follower @textileclothingcoll.vkmvienna: 1.223 (2022: 1.059)
- Twitter-Follower @Volkskundemuse: 1.088 (2022: 1.041)

DRUCKSORTEN

- Folder, Plakate und Banner zu 2 Sonderausstellungen
- Begleithefte zu 2 Ausstellungen in der Passage

MEDIENPRODUKTION

- Produktion „Virtuelle Rundgänge“ durch diverse Ausstellungen

Kooperationspartner:innen

Akademie der bildenden Künste Wien – Kunstsammlungen, Albertina, Amerika Institut, Amnesty International Österreich – Netzwerk Frauenrechte, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung – Kulturabteilung, ARGE Inklusives Museum, Atelier Seniorenbund (im Rahmen der Initiative Achtsamer Achter), AusTraining Lern.ziel GmbH, Beacon Wave (Iași/Rumänien), Bezirk Josefstadt, Bezirksmuseum Josefstadt, BÖKWE, Brunnenpassage, Bundesdenkmalamt, Cape10 im Sonnwendviertel, Caritas der Erzdiözese Wien, Club

Wien, Complexul Muzeal National Moldova Iași (Iași/Rumänien), CPA di Giuseppina Bomba (Lanciano/Italien), DIG Diakonie in der Gemeinde, Donau-Universität Krems – Institut für Kulturgeschichte und Museale Sammlungswissenschaften, dotdotdot – Verein zur Kultivierung der kurzen Form, E.S.E.L. KG – Kunst Kommunikation Gesellschaft, Espacio Rojo (Madrid/Spanien), Ethniko Kentro Erevnas kai Diasosis Sholikou Ylikou (Athen/Griechenland), Familienbund Wien, familybox – Pädagogisches Bildungsinstitut, Forscherteam Wiener Unterwelten, Forum Obdach Wien, Fundacion Uxio Novoneyra (Lugo/Spanien), gecko art, GIF – Gesellschaft unabhängiger iranischer Frauen in Österreich, Gleichbehandlungsanwaltschaft des Bundes, Haus der Europäischen Geschichte (Brüssel), Heeresgeschichtliches Museum, Hunger auf Kunst und Kultur, ICOM Österreich, IG Bildende Kunst, IG Kultur, INDI – Individualisiertes Arbeitstraining, Insieme per Camminare (Rossano/Italien), KoGa Jugendtreff Kochgasse, Kommission für Provenienzforschung, kultur & gut e. U., kulturen in bewegung – Vienna Institute for International Dialogue and Cooperation, Kunsthistorisches Museum Wien, labprojects kulturverein – Tina Zickler, Leopold Museum, MA 57 – Frauenservice Wien, Möbelmuseum Wien, Museums for Future, Museum für angewandte Kunst, Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien, Muzeum Etnograficzne oddział Muzeum Narodowego w Poznaniu (Posen/Polen), Museumsbund Österreich, Museumsmanagement Niederösterreich, Muisches Zentrum Wien, Nachhaltiger Achtsamer Achter, Naturhistorisches Museum Wien, NÖ Card, OeAD, One Body of Water Association – Regina Hügli, Orange the World mit Soroptimist Austria und UN Women, ORF Lange Nacht der Museen, Ö1 Club, Österreichische Galerie Belvedere, Österreichische Kinderfreunde – Landesorganisation Wien, Österreichische Mediathek – Technisches Museum Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Österreichische UNESCO-Kommission, Österreichischer Integrationsfonds, Pavelhaus/Pavlova hiša, Photoinstitut Bonartes, Queer Museum Vienna, queraum. kultur- und sozialforschung, RE.SI Slow Fashion, Science Center Netzwerk, Slowakisches Nationalmuseum – Historisches Museum, Slowakisches Nationalmuseum – Musikmuseum, SOS Mitmensch Pass Egal Wahl, Stadtgemeinde Marchegg, Technisches Museum Wien, Theater in der Josefstadt – JosefstädterKarte, Theatermuseum Wien,

UniNEtZ, Universität Wien – Institut für Europäische Ethnologie, Universitätsbibliothek Wien, unik.at – Verein Humanisierte Arbeitsstätte, Verein NEUSTART, Verein Promenz, Verein wienXtra-Kinderaktivtage, Verein wienXtra-Schulevents, Vienna City Card/Wien-Karte, weltgewandt e. V. (Berlin), Weltmuseum Wien, Wiener Hilfswerk, WUK CoachingPlus

Wir danken unserem Hauptsponsor Erste Bank.

**Bericht zu *ACT!VISM in Memory and Digital Ethnography*,
Symposium und Workshop für Marion Hamm zum 60. Geburtstag,
Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, 1. und 2. September 2023**

Am 1. und 2. September 2023 veranstaltete das Grazer Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie anlässlich des 60. Geburtstags von Marion Hamm das Symposium *ACT!VISM in Memory and Digital Ethnography* im Volkshaus in der Grazer Lagergasse im Bezirk Gries. Die international besetzte Teilnehmer:innenrunde bestand aus Fachvertreter:innen und langjährigen Kolleg:innen Marion Hamms aus Graz, Klagenfurt, Tübingen, Bonn und Ljubljana, Künstler:innen sowie Studierenden und Absolvent:innen aus Nachbardisziplinen. Im Geiste einer „engagierten Wissenschaft und der transnationalen Avantgarde“ (aus dem Vortrag von Bernd Jürgen Warneken, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen), stand die Reflexion des akademischen Werdegangs und Wirkens Marion Hamms entlang der Themen Stadtforschung und -entwicklung, Materialität und Digitalisierung sowie Protestkulturen im Fokus des Symposiums. Laudationen wurde von Katharina Eisch-Angus (Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Graz) und Almut Sülzle (Kompetenzgruppe Fankulturen und Sport bezogene Soziale Arbeit Berlin, ethnopschoanalytische Supervisorin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Graz) sowie von Markus Baumgart (freiberuflicher Künstler und Kulturwissenschaftler, Tübingen) gehalten.

Nach Grußworten von *Katharina Eisch-Angus* und einer Vorstellungsrunde, bei der Vivian Westwood, Recep Tayyip Erdoğan, Angela Davis und Rosa Luxemburg imaginär zum Essen ausgeführt oder im Streitgespräch konfrontiert wurden, stand die Grazer Lagergasse im Zentrum des Workshops von *Petra Kohlenprath* (Kulturno Društvo/Kulturverein Interferenzen, Graz) und *Janine Schemmer* (Institut für Kulturanalyse, Klagenfurt). In *Memoryscapes. Die Straße als Projektionsfläche und Zwischenraum* bekamen die Teilnehmer:innen dann die Möglichkeit, sich in einem Wahrnehmungsspaziergang die Grazer Lagergasse neu zu erschließen. Das kreative Potenzial des *sensory walk*, eine jener Methoden, die Marion Hamm online

oder offline besonders gerne anwendet, schilderte Petra Kohlenprath anhand ihres persönlichen Bezugs zur Lagergasse. In einem Zeitraum von 25 Jahren beschäftigte sich Kohlenprath in unterschiedlichen Weisen und aus verschiedenen Perspektiven mit der Gasse und legte dabei ein besonderes Augenmerk auf deren „Bruchlinien“: Entlang persönlicher, historischer oder sensorischer Erkundungen wurden die Teilnehmenden eingeladen, „die materiellen Spuren, Erinnerungen und Erfahrungen sowie Bilder vor dem geistigen Auge“ fotografisch zu dokumentieren und im Plenum vorzustellen. Gentrifizierung (die verschwundene, dunkle Hochzeitshalle), der unmittelbare Kapitalismus-Antikapitalismus-Kontrast (Mercedes Benz Standort befindet sich unmittelbar gegenüber dem Volkshaus) und Machtansprüche großer Konzerne („This place is ruled by Mercedes Benz!“), Symbolik der industrialisierten Stadt (Unterschiede in der Bedeutung des Wortes „Gasse“), die Unerreichbarkeit der „nährenden Natur“ oder die Unscheinbarkeit des Straßenzugs („new perspectives on common paths“) waren einige der Momentaufnahmen, die zur Diskussion gestellt wurden.

Aus gesundheitlichen Gründen verhindert, überbrachte *Bernd Jürgen Warneken* ein digitales Grußwort; *Markus Baumgart* hatte dessen Vortrag *Vorläufer:innen einer Avantgardistin. Transnationale Strömungen in der österreichischen und deutschen Volkskunde* in Vertretung verlesen. Der Vortrag behandelte die Verflechtung transnationaler Forschungsprojekte zwischen der in Tübingen praktizierten Multi-Sited Ethnography und den in Birmingham begründeten Cultural Studies, Ortschaften und Positionen, in bzw. aus welchen Marion Hamm wirkt und arbeitet. Ihre Erkundung des „Wandels und nicht des Endes“ am Beispiel der May-Day-Initiativen, die sich als Forschungsschwerpunkt entpuppten, ließen Marion Hamm die „unterschiedlichen environments der Phänomene erforschen“, etwa die Erweiterung der Perspektive auf hybride Online- und Offline-Kommunikationsräume. Dabei wird die „Gleichzeitigkeit von Empathie und Sympathie“ zum Zeugnis einer engagierten Wissenschaft, wie dies in Marion Hamms gleichnamigen Artikel aus dem Jahr 2013 geschildert wird.¹

1 Marion Hamm: Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie: methodische Überlegungen zur

In einer sehr persönlichen Laudatio würdigten *Katharina Eisch-Angus*, *Almut Sülzle* und *Markus Baumgart* Marion Hamms Bedeutung für das Fach sowie ihre Kollegialität und Freundschaft. Erste Begegnungen mit Marion Hamm in Tübingen und die gemeinsamen Forschungsprojekte „an der Grenze“ und „auf Gleisen“, gehören zur Multi-Sited Biography Marion Hamms. Die internationale Vernetzung und der rege Austausch „im Zentrum des Lebens“, wie der Küchentisch einer „Vierer-Damen-WG“ genannt wurde, zu aktuellen Diskussionen aus dem Fach, prägten das Tübinger Institut. Angelehnt an das Zitat „Ist es unmoralisch über die Geschichten von leidenden Menschen akademischen Profit zu schlagen und noch dazu als deutsche Nicht-Jüdin?“² wurde die Bedeutung der Reflexivität für Marion Hamm betont sowie ihre Fähigkeit, mit geringen finanziellen Mitteln hervorragende und international anerkannte Forschung durchzuführen. Auf humoristische und einfallreiche Weise entführte Markus Baumgart die Teilnehmer:innen auf eine Zeitreise zurück in eines von Hamms Studienprojekten, in dem über „reclaiming the Medienwirklichkeit oder Fakten, Fakten, Fakten“ heiß diskutiert worden war. Anhand von Originalaufzeichnungen, Notizen, Datenträgern und Protokollen, die nach und nach aus einer Lederaktentasche hervorgezaubert wurden, wurde der Alltag der damaligen Tübinger Student:innengruppe nachgezeichnet.

Am zweiten Tag des Symposiums stellte sich die Frage, wie das Technische und das Soziale zusammengehen. Vielleicht am besten „so wie Bananenmilch“, ohne klare Trennung zwischen dem einen und dem anderen, wie es Marion Hamm in einer Tagung zuvor bezeichnet hatte. *Ruth Eggel*, *Victoria Huszka* (beide Institut für Archäologie und Kulturanthropologie, Bonn) und *Barbara Reichsöllner-Frischling* (Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Graz) stellten in ihrem Workshop *Das Technosoziale ist wie Bananenmilch*.

Forschung in sozialen Bewegungen. In: Beate Binder u. a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster 2013, S. 55–72.

- 2 Marion Hamm: Vat is all zis poetic business? Poetische Sinnkonstruktionen als Gedächtnisstrategie im Feld deutschen und jüdischen Erinnerns. In: Dies., Katharina Eisch (Hg.): Die Poesie des Feldes-Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Für Utz Jeggle zum 60. Geburtstag. Tübingen 2001, S. 161–183.

Lebensweltliche Verknüpfungen von Digitalität und Materialität auf kreative Art und Weise gegenwärtige Diskurse rund um das Technosoziale zur Diskussion. Ausgehend von Konzepten Stefan Becks³, Deborah Johnsons⁴ und Celina Raffls u. a.⁵ hinterfragten sie die strikte Trennung von Materiellem und Digitalem und luden ein zu einer Suche nach technosozialen Verflechtungen („technosocial entanglements“). In zwei Gruppen aufgeteilt erkundeten die Workshop-teilnehmer:innen die Straßen rund um den Veranstaltungsort und folgten Spuren des Technosozialen in Form von Flohmarktartikeln, Lautsprechern oder Überwachungskameras. Anschließend wurden die gesammelten Beobachtungen – vermittelt Fotos, Tonaufnahmen und Gegenständen – miteinander geteilt und in Beziehung zueinander gesetzt. Es entstand ein vielschichtiges Verbindungsgeflecht mit zahlreichen „losen Enden“, an denen die Überlegungen weitergeführt werden können.

Die Zusammenarbeit von Kunst und Forschung in engagierter Wissensproduktion war das Thema des darauffolgenden Workshops *Activism and Protest in Ethnographic and Artistic Research – Between Tradition and Innovation*. Marion Hamm (Institut für Europäische Ethnologie, Wien) und Alenka Pirman (Künstlerin, Ljubljana) spürten aus unterschiedlichen Perspektiven ihren Erfahrungen nach, die sie im Rahmen des Projekts *TRACES* (Horizon2020-Projekt, Klagenfurt) gemacht haben. In der dadurch angestoßenen Diskussion tauschten sich die Workshopteilnehmer:innen zu ihren Zugängen und Erfahrungen bei interdisziplinären (Forschungs-)Projekten aus. Dabei wurden sowohl fruchtbare Synergien und Möglichkeiten für zukünftige Zusammenarbeiten ausgelotet als auch Interessenskonflikte diskutiert. So stellte sich unter anderem die Frage, wem das Produkt einer künstlerisch-wissenschaftlichen Zusammenarbeit schlussendlich gehört und wer davon profitieren darf.

- 3 Stefan Beck: *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungsrezepte*. Berlin 1997.
- 4 Deborah Johnson: *Sorting out the Question of Feminist Technology*. In: Linda Layne, Sharra Vostral, Kate Boyer (Hg.): *Feminist Technology*. Champaign 2010, S. 36–54.
- 5 Celina Raffl, Wolfgang Hofkirchner, Christian Fuchs u. a.: *The Web as Techno-Social System: The Emergence of Web 3.0*. In: *Cybernetics and Systems*, 2008, S. 604–609.

Interessenskonflikte und Besitzansprüche wurden auch beim letzten Programmpunkt des Symposiums zum Gesprächsthema. Im Rahmen des gemeinsamen Stadtspazierganges *Industrieerbe der Murvorstadt: De-centering Heritage and Memory* machten sich die Teilnehmer:innen ausgehend vom Veranstaltungsort in der Lagergasse auf den Weg in das Grazer Stadtzentrum. Dabei führte Katharina Eisch-Angus unter anderem am Fabrikgelände der Rösselmühle vorbei. Zur Zukunft der seit 2014 stillgelegten Mühle finden gegenwärtig Debatten unterschiedlicher zivilgesellschaftlicher, ökonomischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Akteur:innen statt. Im Mittelpunkt stehen Fragen zu Kulturerbe, Arbeiter:innengeschichte, Denkmalschutz und Formen der Mitbestimmung in der Stadtentwicklung.

Das Symposium bleibt als äußerst intensive und erkenntnisreiche Veranstaltung in Erinnerung. Die vielfältigen Forschungsschwerpunkte und -interessen von Marion Hamm spiegelten sich in der Breite des Programmes wider. Mittels kreativer und multiperspektivischer Herangehensweisen beschäftigten sich die Teilnehmer:innen mit Erinnerungs- und Protestkulturen, Diskursen des Transnationalismus und des Technosozialen, sowie mit Potenzialen interdisziplinärer und aktivistischer kulturwissenschaftlicher Forschung.

MEDINA VELIĆ UND HANNA WÄGER

**Bericht zum Workshop *Das gute Leben auf dem Land:*
zur Attraktivität ländlicher Lebens- und Arbeitsformen in
Gegenwart und Geschichte, Institut für Europäische Ethnologie
an der Universität Wien, 16. und 17. November 2023**

Am 16. und 17. November 2023 trafen sich am Institut für Europäische Ethnologie Forscher:innen verschiedener kultur- und sozialwissenschaftlicher Fächer, um anhand empirischer Forschungen Fragestellungen zum guten Leben auf dem Land zu diskutieren. Der Fokus der Veranstaltung lag auf konkreten Konzeptionen und Umsetzungen ländlicher Lebens- und Arbeitsformen in Gegenwart und Geschichte, die in ihren jeweiligen sozialen und ökonomischen Einbettungen

beleuchtet werden sollten. Insgesamt 13 Vorträge widmeten sich alltagsweltlichen Dimensionen und Praktiken der Suche nach dem guten Leben in den Themenfeldern Landwirtschaft, dörfliche Transformationen, Repräsentationen des Ländlichen, soziale Beziehungen sowie Commons und Raumnutzungen.

Ausgangspunkt des von *Thassilo Hazod*, *Brigitta Schmidt-Lauber* (beide Institut für Europäische Ethnologie, Wien) und *Margareth Lanzinger* (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wien) organisierten Workshops war das zuletzt große Interesse an Ländlichkeit und ländlichen Räumen in kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, aber auch in einer breiteren Öffentlichkeit. Das Anliegen bestand darin, einen interdisziplinären Diskussionsraum zu schaffen, um gegenwärtige Diskurse und historisch gewachsene Narrative zu reflektieren, Potenziale, Grenzen und Ausschlüsse des guten Lebens am Land kritisch zu hinterfragen.

Die knapp 25 Forscher:innen aus Universitäten des deutschsprachigen Raums brachten heterogene Perspektivierungen (von empirischen Kulturwissenschaften und Volkskunde über Geografie, Soziologie, Geschichte bis zu Japanologie) und thematische Annäherungen ein. Grundlage der Diskussionen waren ausführliche Abstracts der Forschungsprojekte, die im Vorfeld den Teilnehmer:innen zur Vorbereitung zugesandt wurden. Die 13 Impulsvorträge konnten somit knapp gehalten und der Großteil der Zeit auf Diskussion und Austausch verwendet werden. Dies eröffnete produktive Verbindungen und Reibungsflächen zwischen den Projekten. So wurden aktuelle Entwicklungen in der Landwirtschaft mit diskurstheoretischem, ethnografischem wie erzähltheoretischem Blickwinkel erforscht. Ökonomien der Direktvermarktung und Tierhaltung trafen auf mediale Aushandlungen des Tierwohls, Erfahrungen von Quereinsteiger:innen und ausgewanderten Selbstversorger:innen auf Landwirt:innen, die einen Familienbetrieb fortführen. Verschiedene Beiträge befassten sich mit transformativen Prozessen in ländlichen Räumen etwa durch Kulturinitiativen, durch die Energiewende oder Arbeitsformen wie ländlichen Co-Working-Spaces. Unterschiedliche regionale Perspektiven reichten von sich verändernden Beziehungsstrukturen in Japan über Fragen des guten Alterns in Ostdeutschland bis zu Repräsentationen des Landlebens in Amateurfilmen aus Niederösterreich.

Neben inhaltlichen Überschneidungen kristallisierten sich auch übergreifende forschungsethische und -politische Fragen heraus. So wurde beispielsweise über die eigene Positionierung gegenüber widersprüchlichen Artikulationen des guten Lebens auf dem Land diskutiert, die uns in der Forschung begegnen. Normative Vorstellungen von Kultur, die Initiativen in den ländlichen Raum bringen wollen und aktivistisches Forschen legen Konfliktlinien von Stadt und Land oder „Zugezogene“ und „Alteingesessene“ offen und zwingen zur Reflexion der eigenen (meist städtisch situierten oder sozialisierten) Forschungsposition. Als Forschende in städtischen Universitäten sind wir in unseren Feldern auf dem Land keine neutralen Akteur:innen und selbst mit Zuordnungen, mitunter mit Skepsis und Misstrauen konfrontiert. Sollten wir uns zum Zweck der Kritik auf die Brüche und Widersprüche konzentrieren oder vielmehr untersuchen, wie Menschen konsensuell mit strukturellen Gegebenheiten umgehen und ihr Auslangen finden? Ist es Aufgabe von Wissenschaftler:innen im Sinne einer *Public Anthropology* bei Konflikten und Problemlagen zu intervenieren, beratend oder vermittelnd einzugreifen? Und wie verhält man sich mit der eigenen Forschung zur politischen Mobilisierung von Stadt-Land-Differenzen und der ideologischen Überhöhung des guten Landlebens? Ein Austausch darüber, so zeigten die Diskussionen, kann wichtige Kontexte sichtbar machen und Aufschlüsse für Forschungsergebnisse bringen. Schließlich stellt sich nicht nur die Frage, was für wen gut ist am guten Leben am Land, sondern auch, wer die Deutungshoheit über diese Zuschreibungen besitzt und in welchen Machtverhältnissen diese ausgehandelt werden.

Die Veranstaltung umfasste neben Forschungsberichten auch eine Podiumsdiskussion, die zugleich in das aktuelle Institutskolloquium zum Thema „Urlaub am Land“ eingebunden war. Im von Brigitta Schmidt-Lauber moderierten Gespräch mit dem Historiker und Kurator *Wolfgang Kos*, dem Historiker und Landwirt *Ulrich Schwarz-Gräber* sowie dem Geschäftsführer von Perspektive Landwirtschaft *Florian Jungreithmeier* wurden aus den verschiedenen fachlichen und alltagsweltlichen Blickwinkeln Veränderungen des Landlebens in unterschiedlichen Erfahrungsräumen erörtert. Wolfgang Kos brachte einen ideen- und kulturgeschichtlichen Blick auf die Konjunktur des Topos des guten Landlebens, die er mit der Entwicklung des modernen Tourismus in Zusammenhang brachte. Florian Jungreithmeier

berichtete über die Arbeit des Vereins, der sich als Vermittlungsstelle außerfamiliärer Hofübergabe versteht, und gab Einblicke in Lebenslagen und Motivationen von landwirtschaftlichen Quereinsteiger:innen und dem Prozess des Generationenwechsels am Betrieb. Ulrich Schwarz-Gräber berichtete als Agrarhistoriker und Landwirt von wechselnden, emischen und etischen, Perspektiven auf das Landleben und damit assoziierten Bedeutungen und Möglichkeitsräumen. Repräsentationen und Erfahrungen des Landlebens, so zeigte die Diskussion immer wieder auf, sind höchst ambivalent: Arbeit und Muße, Ordnung und Freiheit, Individualität und Sozialität, Selbstverwirklichung und Beengung, Inklusion und Restriktion, Tradition und Transformation.

Das *gute Leben auf dem Land* erwies sich als produktiver Ausgangspunkt für eine Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Forschungen im und über den ländlichen Raum, der sich in den Beiträgen als äußerst heterogener, relationaler Raum erwies, als alltäglich praktizierte Wirklichkeit und diskursmächtige Kategorie.

Insgesamt bot der Workshop eine kritische Bestandsaufnahme gegenwärtiger kultur- und sozialwissenschaftlicher Landforschungen und stieß einen intensiven Austausch außerhalb etablierter, fachinterner Vernetzungen an.

THASSILO HAZOD

Bericht zur Veranstaltung *Land und heute: Zwei Jahrzehnte Institut und Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes*, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes und Niederösterreichisches Landesarchiv, im St. Leopoldsaal des Niederösterreichischen Landhauses, St. Pölten, 23. bis 24. November 2023¹

In einer zweitägigen Veranstaltung am 23. und 24. November 2023 setzte sich das Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR)

1 Überarbeitete (teils gekürzte, teils erweiterte) Fassung von Reinhard Bodner: Tagungsbericht: Land und heute. Zwei Jahrzehnte Institut

in St. Pölten mit zwei Jahrzehnten seiner Tätigkeit auseinander. Dass dabei nicht bloß zurückgeschaut werden sollte, deutet der Veranstaltungstitel *Land und heute* an, der – das gängige Begriffspaar „Land und Leute“ minimal verfremdend – Momente des Gegenwärtigen und der Vergegenwärtigung betont. In Kooperation mit dem Niederösterreichischen Landesarchiv in St. Pölten gegründet, wurde das IGLR unter der Leitung der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Ernst Bruckmüller (seit 2002) und Ernst Langthaler (seit 2011) sowie anschließend von Ulrich Schwarz-Gräber (2016–2022) und aktuell von Brigitte Semanek und Oliver Kühschelm zu einer internationalen Drehscheibe einer modernisierten Agrargeschichtsschreibung bzw. *Rural History*. Mit seiner Abteilung für Agrar- und Ernährungsgeschichte und dem – als zweite Abteilung firmierenden – Zentrum für historische Migrationsforschung (zhmf) ist es auf vielfältigen Tätigkeitsfeldern aktiv, von der Quellenerschließung über Grundlagenforschungen bis zur Wissenschaftskommunikation. Dies spiegelte sich auch bei der Veranstaltung wider, die Martin Bauer, Magret Berger, Pauline Bögner, Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler, Niklas Perzi, Jessica Richter, Brigitte Semanek und Tabea Söregi organisiert hatten: Zum einen stellte *Land und heute* vergangene, laufende und geplante Forschungen und Publikationen des Instituts vor, zum anderen waren Kolleg:innen aus den Geschichtswissenschaften und angrenzenden Fächern eingeladen, über die Geschichte des IGLR, seine Einbettung in die Wissenschaftslandschaft und seine Zukunftsperspektiven zu diskutieren. Unter den Referent:innen und im Publikum war auch die Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft vertreten, in der die Kulturanalyse des „Ländlichen“ in jüngerer Vergangenheit vermehrt als Forschungsaufgabe erkannt wurde.² Dass sich für das Fach daraus perspektivische und methodische Schnittmengen und Austauschmöglichkeiten mit der *Rural*

und Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes. In: H-Soz-Kult, 16.4.2024, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-143337>. Der Verfasser, 2020–2022 Projektmitarbeiter und seit 2023 assoziierter Wissenschaftler am IGLR, war an der Konzeption und Organisation der Tagung nicht beteiligt.

- 2 Ebenfalls im November 2023 fand etwa ein Workshop des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien zum „guten Leben auf dem Land“ statt. Vgl. dazu den Bericht von Thassilo Hazod in diesem Heft.

History ergeben, liegt nahe und hat in der Vergangenheit nicht nur zu einem gegenseitigen Wahrnehmen, sondern mehrfach auch schon zu Kooperationen geführt.³ Vor diesem Hintergrund bot *Land und heute* auch für Empirische Kulturwissenschaftler:innen Inspirierendes, obwohl bzw. gerade weil die Verwandtschaften zur Empirischen Kulturwissenschaft nicht durchgehend gleich ausgeprägt waren.

Das Auftaktpanel *Agrargeschichte schreiben – und vieles mehr* (moderiert von Brigitte Semanek, IGLR) galt dem publizistischen Aushängeschild des Instituts: dem 2003 gegründeten *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes/Rural History Yearbook* (JGLR/RHY). Seit 2004 dessen erster Band das „Agrargeschichte schreiben“ teils historisierte, teils neu konzipierte, folgten Bände zu vielfältigen, auch empirisch-kulturwissenschaftlich vieldiskutierten Themen – zuletzt etwa zu genealogischen Praktiken – und unter wechselnden Band-Herausgeber:innenschaften, auch solchen aus der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie.⁴ Doch nicht einzelne Bände wurden beim Panel diskutiert; stattdessen gingen sieben der Herausgeber:innen des JGLR/RHY in kurzen Statements auf vier Themenfelder bzw. heuristische Aspekte ein, die im Jahrbuch bisher verschieden häufig bzw. explizit vorkamen.

Dem ersten davon, „Geschlecht“, widmeten *Dietlind Hüchtker* (Fakultätszentrum für transdisziplinäre historisch-kulturwissenschaftliche Studien der Universität Wien) und *Margareth Lanzinger* (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien) eine (selbst-)kritische Zwischenbilanz: Zwar würden Frauen

- 3 Zwei Beispiele dafür sind das Symposium *Soja-Konstellationen* am 28. September 2018, das vom Österreichischen Museum für Volkskunde (Wien) und vom IGLR organisiert wurde, und das am IGLR laufende, an ländlicher Alltagskultur interessierte Projekt *Inventarisierung von Objekten aus den Sammlungsbereich „Handwerk“ und „Heimtextilien“ des Weinviertler Museumsdorfs Niedersulz*. Vgl. <https://www.jku.at/institut-fuer-wirtschafts-sozial-und-umweltgeschichte/news-events/detail/news/symposium-soja-konstellationen/>; <https://www.ruralhistory.at/de/projekte/seit-2022/inventarisierung-von-objekten-aus-den-sammlungsbereichen-handwerk-und-textilien-des-weinviertler-museumsdorfs-niedersulz-1> (Zugriff: 10.4.2024).
- 4 Seit 2020 sind alle Beiträge – unter denen sich seit 2009 auch englischsprachige befinden und die seit 2018 einem Peer-Review-Verfahren unterzogen werden – Open Access verfügbar: <https://journals.univie.ac.at/index.php/rhy/index> (Zugriff: 10.4.2024).

im Jahrbuch als soziale Gruppe wahrgenommen und durch gendergerechte Schreibung formal mitgedacht. Doch fehle mitunter die Sensibilität für Zuschreibungen von „Geschlecht“ und deren Implikationen, und „Geschlecht“ verschwinde öfters in „Containern“ wie „Haushalt“ und „Familie“. Mehr Offenheit für neuere Ansätze etwa aus den Queer Studies sei wünschenswert. Im Umgang mit (auto-)biografischen Quellen ergebe sich in manchen Beiträgen ein „narrativer Bias“: Was bei Männern als selbstverständlich dargestellt werde, romantisiere man(n) bei Frauen als „Empowerment“, etwa wenn es um Erwerbsarbeit gehe.

„Arbeit“ war zweitens das Stichwort für *Georg Fertig* (Institut für Geschichte der Universität Wittenberg) und *Erich Landsteiner* (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien): Anders als die traditionell „bauernstandsfixierte“ Agrargeschichte habe das Jahrbuch auch nichtbäuerliche Arbeit als „normal“ begriffen und Unterscheidungen von „Bäuer:innen und anderen“ als politische Konstruktionen analysiert. „Land-Arbeit“ sei als „sozialer Metabolismus“ konzipiert worden, bei dem naturale Umwelten und Gesellschaften einander transformieren; ein Konzept, dessen breitere Rezeption gerade in Zeiten des „Anthropozän-Diskurses“ wünschenswert sei.

Die „Region“ erkundeten drittens *Martin Knoll* (Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg) und *Ernst Langthaler* (Johannes Kepler Universität Linz und IGLR): Wie die Regionalgeschichte wolle auch die Geschichte des ländlichen Raumes territorialistische Raumkonzepte „relational“ und „praxeologisch“ überwinden. Entsprechend engagiert habe das Jahrbuch Debatten zum *Spatial Turn* aufgegriffen und u. a. Studien zu konflikträchtigen Handlungsspielräumen zwischen Staat und Gemeinden Raum geboten. Künftig würden weiterhin komplexe Ruralitäts-Urbanitäts-Beziehungen und vermehrt auch „globale Räume“ einen Schwerpunkt bilden.

Zumal Langthaler auch Landschaftswahrnehmungen thematisierte, ließen sich gedankliche Verbindungen zum vierten Input ziehen, der sich freilich ebenso gut mit dem von Landsteiner ange-tönten „Anthropozän-Diskurs“ (und seiner Kritik) verknüpfen ließ: Der Aufgabe, über „Natur“ nachzudenken, begegnete *Markus Schermer* (pensionierter Professor für Agrarsoziologie an der Universität Innsbruck), indem er einen Index diesbezüglicher Denk- und

Deutungsmuster im Jahrbuch präsentierte, darunter zum Beispiel „der Mensch als Störfaktor in der Natur“ oder die „Unterwerfung der Natur durch Technik“. Auch das Jahrbuch habe aber durch hybride Denkmodelle die Dichotomisierung von „Natur“ und „Kultur“ infrage gestellt, die eine „unmögliche“ sei – so sehr man sie auch als notwendige Komplexitätsreduktion im Prozess der Moderne verstehen könne. *Peter Moser* (Archiv für Agrargeschichte der Universität Bern), der dies näher hätte ausführen sollen, konnte krankheitsbedingt nicht an der Veranstaltung teilnehmen.

Die Abendveranstaltung – deren Titel *Ins Land reinschauen* an die einstige ORF-Sendung *Ins Land einischaun* mit ihren idyllisch-musikalisch unterlegten Landschaftsbildern denken ließ – hätte *Ernst Bruckmüller* (Gründungsleiter des IGLR und Emeritus am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien) mit einem wohl keineswegs idyllischen Festvortrag zur Wiener Landwirtschaftsgesellschaft (gegründet 1821) und ihren inter- und überregionalen Vernetzungen eröffnen sollen. Da aber auch er erkrankt war, sprang *Ernst Langthaler* ein und stellte solche Vernetzungen im 20. Jahrhundert am Paradebeispiel der Sojabohne und ihrer Einbettung in Warenketten dar. Seine beschreibend-analytischen Zooms auf regionale Schauplätze der Globalisierung beschloss er mit der offenen Frage, ob Soja eine sozioökonomische Wende hemme oder ermögliche; wie relevant das Thema für eine sich Fragen des Klimawandels stellende kuratorische Praxis ist, wurde in den vergangenen Jahren am Wiener Volkskundemuseum deutlich.⁵ Von einander befruchtenden geteilten Interessen von *Rural History* und Empirischer Kulturwissenschaft zeugte auch das zweite an diesem Abend präsentierte Ins-Land-Reinschau-Angebot: eine von *Brigitte Semanek* moderierte Zusammenstellung von Ausschnitten aus digitalisierten Amateurfilmen bzw. Home Movies, gestaltet von den IGLR-Mitarbeiterinnen *Stefanie Bachmann*, *Tabea Söregi* und *Lea Struck*. Circa 70.000 Rollen mit Schmalfilmen der 1910er bis 1990er Jahre wanderten seit 2013 infolge eines Sammelaufrufs des Landes Niederösterreich ins Filmarchiv Austria in Wien; derzeit werden sie vom IGLR katalogisiert. Die gezeigten Ausschnitte

5 Vgl. das in Anm. 3 erwähnte Symposium, den Blog und die Online-Ausstellung https://www.volkskundemuseum.at/soja_online (Zugriff: 10.4.2024).

der 1950er bis 1980er Jahre verdeutlichten nicht zuletzt den steigenden Wohlstand heimischer Mittelschichtsangehöriger sowie zeitgenössische Konsum-, Freizeit- und Reisekulturen.⁶

Konnten empirisch-kulturwissenschaftlich interessierte Zuhörende bereits am Donnerstag fachverwandte Perspektivierungen und Zugänge „heraushören“ – etwa mit Blick auf Gender, Raumtheorien und politisch-ökologische Themen –, durften sie sich am Freitagmorgen ähnlich angesprochen fühlen. In einer improvisierten Diskussionsrunde (moderiert von *Oliver Kühschelm*, IGLR) widmeten sich hier zunächst drei Vorstandsmitglieder des Trägervereins des IGLR Paradigmen und Perspektiven einer Erforschung des „Ländlichen“, nachdem die geplante Keynote dazu von Peter Moser entfallen musste. *Ernst Langthaler* strich zum einen den Beitrag des IGLR zur Europäisierung der *Rural History* heraus;⁷ zum anderen wies er aber auch darauf hin, dass man sich über den Schöpfer des Begriffs „ländlicher Raum“ bei der Institutsgründung noch nicht bewusst gewesen sei: Der Raumplaner Konrad Meyer (1901–1973), der ihn in den 1960er Jahren prägte,⁸ hatte im Nationalsozialismus vom „Lebensraum“ gesprochen. Dieser problematischen Tradition müsse sich das Institut stets aufs Neue stellen. *Margareth Lanzinger* erinnerte aber auch an die für die Namensgebung des IGLR maßgebliche konzeptionelle Offenheit des „ländlichen Raums“: Hilfreich sei der Begriff zumal für eine Analyse frühneuzeitlicher Lebenswirklichkeiten. Die forschende Entdeckung ländlicher „Unterschichten“ als „Fremdes im Eigenen“ durch die ethnologisch inspirierte Historische Anthropologie – und verwandt durch die historisch arbeitende Europäische Ethnologie – habe mitunter zur Idolisierung dieses „Fremden“ und zur Ausblendung von Eliten geführt. Mit Wissensproduktion und Erinnerungskultur „vor Ort“ und in „kleinen Räumen“ setzte sich *Stefan Eminger* (Niederösterreichisches Landesarchiv, St. Pölten)

- 6 Vgl. Brigitte Semanek, Tabea Söregi: Die Liebe zum kleinen Format. Zur Sammlung und Erforschung von Schmalfilmen in „Niederösterreich privat“. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXVII/126 (2), 2023, S. 253–270, hier S. 260.
- 7 Aktuell ist das Institut auch Sitz der Geschäftsstelle der European Rural History Organisation (EURHO). Vgl. <https://www.ruralhistory.at/eurho> (Zugriff: 10.4.2024).
- 8 Siehe v. a. Konrad Meyer: Ordnung im ländlichen Raum. Grundlagen und Probleme der Raumplanung und Landentwicklung. Stuttgart 1964.

auseinander: Der Buchttyp der Orts- und Heimatbücher – prädestiniert dafür, nicht nur im engeren akademischen Sinn Interdisziplinarität anzuregen und traditionellerweise vielfach Volkskundliches einschließend⁹ – sei in Niederösterreich seit den 1980er Jahren von der Regionalgeschichte, dann von der Historischen Anthropologie angeregt und transformiert worden. Vermehrt seien kleinstädtische bzw. dörfliche Politiken und Konflikte berücksichtigt worden, auch wenn man auf diesem Feld bis heute oft weitgehend abgekapselt von den internationalen *Community Studies* agiere.

Wie „attraktiv“ oder „abgehängt“ sind „ländliche Räume“ in der (Post-)Moderne? Ein Panel zu dieser Frage (moderiert von Stefan Eminger) eröffnete ein Input von *Ira Spieker*, Leiterin des Bereiches Volkskunde/Kulturanthropologie am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) in Dresden. Am Beispiel Sachsens – als Laborsituation für Forschungen über „Ländlichkeit“ – verklammerte die Referentin ökonomische, raum- und landschaftsbezogene, historisch-politische sowie wissens- und akteursbezogene Aspekte zu einem analytischen Gesamtbild. Als Fallbeispiel dienten ihr Pläne zu einer Wiederaufnahme des Bergbaus in Zinnwald-Bärenstein an der deutsch-tschechischen Grenze aufgrund eines dort neu entdeckten Lithiumvorkommens. Das von Politik und Industrie beworbene Projekt werde an der vermeintlichen Peripherie – oft auch einem Brennpunkt des Rechtsextremismus – mit einer Mischung aus Akzeptanz, Fatalismus und Protest aufgenommen. In den Diskursen um das Bergbauprojekt würden Recycling und Degrowth keine Rolle spielen, wohl aber wiederbelebte Zuschreibungen wie „Bergbau-Region“. Ähnlich multiperspektivisch näherte sich *Niklas Perzi* (IGLR) der tschechisch-österreichischen Grenze: Dass das Waldviertel heute vielen als Musterbeispiel einer frühen und gelungenen Regionalentwicklung seit den 1970er Jahren gelte, verdanke sich einer Umcodierung von „abgehängt“ zu „attraktiv, weil abgehängt“. Hauptverantwortlich dafür seien externe Einflüsse, beginnend mit

9 Vgl. dazu zuletzt etwa Christine Aka: Mein Dorf im Buch. Ehrenamtliches Engagement für Ortschroniken als Exempel für „doing Ländlichkeit“. Ein Beitrag mit autoethnografischen Elementen. In: Manuel Trummer, Anja Decker (Hg.): Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen. Bielefeld 2020, S. 299–311.

der Entdeckung der Region durch zugewanderte Künstler:innen. Der Fall des Eisernen Vorhangs, der die „Randlage“ des Waldviertels ein Stück weit relativierte, sei dort zunächst mehr als Bedrohung denn als Chance für die Regionalentwicklung wahrgenommen worden. Im Wechselspiel mit endogenen Faktoren hätte diese die Phasen „Freiwilligkeit“, „Professionalisierung“, „Vermarktlichung“ und „Zentralisierung“ durchlaufen. Indem *Brigitte Semanek* das „Abgehängt-Attraktive“ schließlich noch in den vom IGLR katalogisierten Schmalfilmen suchte, zeigte sich, dass regionale Zentren, falls nicht „das Regionale“ überhaupt im Material vielfach eine Leerstelle bilden – während das beliebte Ausflugsziel Wien häufig ins Bild gerückt wird. Reflexiv fragte die Referentin, was die Filmenden (nicht) überliefern wollten, wie das Projektteam auf sein Material schaue und wie dieses sich heuristisch verfremden lasse.¹⁰

Zumal die um das Jahr 2000 spürbare Begeisterung für „offene Grenzen“ in Europa inzwischen oft der „offenen Forderung nach Grenzen“ gewichen sei, thematisierte das folgende Panel „Öffnung war gestern?“ (moderiert von *Dietlind Hüchtker*) die historische Kontingenz von Grenzregimen und der „Mobilisierung und Einhegung von Menschen, Kapital und Wissen“.¹¹ *Corinne Geering* – am Leipziger Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa Leiterin der Nachwuchsgruppe Ostmitteleuropa im Vergleich – folgte den Spuren ruthenischer Saisonarbeiter:innen, die auf ihrem Heimweg aus den USA nach der Kriegserklärung 1914 als österreichische Staatsbürger:innen im englischen Hafen Falmouth festgehalten wurden. In die umgekehrte Richtung unterwegs war ein Agrarwissenschaftler namens Rozen, der aus Ekaterinoslav, heute Dnipro (Ukraine), nach Nebraska reiste, um Wissen über die dortige Landwirtschaft zu sammeln. Auf einer Landwirtschaftsausstellung 1910 in Ekaterinoslav errichtete er eine „amerikanische Farm“ der ein „kleinrussischer Bauernhof“ gegenübergestellt wurde. Beim Ausstellungspublikum erzeugte dies Wahrnehmungen von (amerikanischem) „Fortschritt“ und („kleinrussischer“) „Tradition“, die so nicht

10 Vgl. dazu auch die methodologischen Überlegungen bei *Semanek, Söregi* (wie Anm. 6)

11 Der dazu geplante Input von *Martin Klatt* (European Centre for Minority Issues, Flensburg) entfiel krankheitsbedingt.

intendiert war. Eigen- und Fremdwahrnehmungen thematisierte im Weiteren auch *Oliver Kühschelm*, indem er die Aufmerksamkeit auf die Jahre nach „1989“ als „Vorgeschichte der Gegenwart“ lenkte: Er stellte ein von ihm am IGLR geplantes künftiges Projekt zur „Ostöffnung“ vor – einem Begriff, der in Österreich einerseits sich eröffnende Möglichkeiten für heimische Unternehmen in ehemals sozialistischen Ländern und andererseits Zuwanderung (vor allem Arbeitsmigration) aus diesen Ländern beschrieb. Mediendiskurse dazu beinhalteten stereotype Bilder des „Ostens“ und Österreichs als einer „Brücke“ dorthin. Gern wurden die neuen Mobilitäten nach 1989 auf die alte Folie der Habsburgermonarchie und ihres Herrschaftsbereichs projiziert. Zwei weitere Zugänge zum Thema neben dem text- und diskursanalytischen seien die kollektivbiographische Rekonstruktion von Netzwerken von „Ostexpert:innen“ und narrative Interviews zum „lokalen Vollzug“ der Öffnung in mittelständischen Unternehmen.

Das folgende Panel (moderiert von Margareth Lanzinger) thematisierte „Agrarrevolutionen“ und davon bedingte (Un-)Sicherheiten der Lebensmittelversorgung. Der Agrarökonom *Franz Sinabell* (Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung, Wien) wagte eine Prognose dazu, was aus der Landwirtschaft, wie wir sie heute kennen, künftig werde: Als Trends beschrieb er u. a. die industrielle Erzeugung fleischähnlicher Produkte aus pflanzlichen Rohstoffen und die Produktion von Protein aus Tiefseeorganismen – Beispiele einer zunehmenden Verflechtung von Wachstumszyklen und fabrikmäßiger Produktion. Als rückwärtsgekehrter Prophet fragte danach *Ernst Langthaler*, wie die Landwirtschaft dazu geworden sei, was sie heute sei: Die Verlagerung agrarischen Wirtschaftens auf eine stark produktivistische Strategie seit Mitte des 20. Jahrhunderts sei durchaus keine „Erfolgsgeschichte“, habe sie doch Energieineffizienz und Ernährungsungleichheit hergestellt. Als Triebkräfte identifizierte er technische und institutionelle Wandlungen und widersprüchliche Ziele von Konsument:innen, Produzent:innen und der Agrarindustrie, als Gegenkräfte u.a. regionale Protestbewegungen. Die „erste Agrarrevolution“ beleuchtete *Martin Bauer* (IGLR St. Pölten und wissenschaftlicher Leiter des Museum Horn), der auf die Agrarintensivierung und -ausdehnung 1780–1910 in Niederösterreich einging: Prägend dafür war der allmähliche Übergang von der Dreifelderwirtschaft zu intensiveren Fruchtfolgesystemen v. a. im Alpenvorland und

im Umland von Wien von ca. 1780 an. Ab 1880/90 lösten der zunehmende Milchkonsum in Wien und der Zuckerrübenanbau einen Entwicklungsschub im östlichen Flachland aus. Das Panel legte einen Schwerpunkt auf produktionsbezogene Betrachtungen, die Perspektive der Konsument:innen früher, heute und künftig wurden erst in der Diskussion stärker thematisiert – u. a. mit Fokus auf Protestbewegungen oder auch auf Nahrungsunverträglichkeiten und davon bedingte Gesundheitsprobleme, die synthetisierte Lebensmittel mit sich bringen.

Wie Landwirtschaft zum Klimawandel beiträgt und davon betroffen ist, fragte das letzte Panel (moderiert von *Thomas Kühnreiber*, Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit der Universität Salzburg, Krems an der Donau). *Claudia Bieling* (Lehrstuhl für Gesellschaftliche Transformation und Landwirtschaft, Universität Hohenheim) wies auf zwei ältere Forschungsparadigmen hin, die nach wie vor nicht gänzlich überwunden seien: Während das erste davon das Verhältnis von Nahrungsmittelproduktion und Klima- und Biodiversitätszielen als eines der Synergie beschreibe, thematisiere das zweite – mit dem ersten inkompatibel – dieses Verhältnis als eines der Konkurrenz. Zuletzt jedoch sei ein Paradigma der wechselseitigen Abhängigkeit einflussreicher geworden: Angesichts des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine argumentiere der internationale Expert:innendiskurs vermehrt, dass Ernährungssysteme nicht ohne Erfolge bei Biodiversität und Klima stabil zu halten seien. *Simone Gingrich* (Institut für soziale Ökologie der Universität für Bodenkultur Wien) stellte eine neue Publikation ihres Teams zu landwirtschaftlichen Treibhausgasemissionen – überwiegend durch enterische Fermentation – in Österreich vor.¹² In einer auf historisch-agrarstatistische Daten gestützten sozialökonomischen Langzeitperspektive errechneten die Forscher:innen eine Zunahme solcher Emissionen von knapp 70 % für die Jahre von 1830 bis 2018. Zum Klimaschutz trage die Landnutzung u. a. durch den Schutz von Ökosystemen bei, die als „Senken“ Emissionen reduzieren. Beide Beiträge berührten

12 Christian Lauk u. a.: Analyzing Long-Term Dynamics of Agricultural Greenhouse Gas Emissions in Austria, 1830–2018. In: *Science of The Total Environment* 911, 2023, doi:<https://doi.org/10.1016/j.scitotenv.2023.168667> (Zugriff: 10.4.2024).

auch Aspekte der medialen Klimakommunikation, die anschließend *Jessica Richter* (IGLR St. Pölten) zentral stellte: Sie ging auf das laufende Forschungsprojekt *Climate Media Frames* (CliMEF) der Fachhochschule St. Pölten ein, das unter Beteiligung des IGLR soziologische, filmwissenschaftliche und historische Methoden kombiniert. Das Projekt analysiert die mediale Rezeption des Klimawandels am Beispiel niederösterreichischer Debatten über Windkraftanlagen und Soja – Letzteres u. a. am Beispiel der regionalen ORF-Berichterstattung über als „typisch österreichisch“ gedeutete Speisen wie das Wiener Schnitzel und die (in diesem Fall beworbene) Schmackhaftigkeit seiner aus Soja hergestellten pflanzlichen Variante. Richter zeichnete nach, wie die in die Debatten involvierten Institutionen ihren Standpunkten durch mediales „Framing“ Geltung verschaffen; neben plausiblen Problemdiagnosen und Lösungsangeboten suche man Strategien und Narrative, um Menschen zur Zustimmung und zum Mitmachen zu motivieren. Umso deutlicher zeigte sich, dass das Panel insgesamt neben Fragen der Wissens- auch solche der Meinungsproduktion thematisierte.

Eine Schlussdiskussion, moderiert von *Oliver Kühschelm*, verband Resümee und Ausblick. Dabei wurde herausgestellt, dass *Land und heute* durchaus keine bloße „Erfolgspräsentation“ des IGLR war, wie es in einem politischen Grußwort zur Abendveranstaltung am Vortag geheißen hatte. Der Versuch des Instituts, sich der eigenen kognitiven Identität zu vergewissern, war oft ein selbstkritisches Hinterfragen vermeintlicher Gewissheiten, etwa mit Blick auf das Jahrbuch des Instituts oder den Begriff „ländlicher Raum“ in seinem Namen. Ein Gutteil der Referent:innen stand dem Institut freilich nahe, ob als Mitarbeiter:in, Vereinsmitglied, Mitherausgeber:in, Kooperationspartner:in oder Angehörige:r fach- bzw. themenverwandter Forschungs-Communities. Vielleicht hätten etwas „fremdere“ Sichtweisen da und dort für noch mehr produktive Verunsicherung gesorgt. „Geschlecht“, „Arbeit“, „Region“ und „Natur“ waren plausible Aspekte zur Strukturierung der Jahrbuch-Diskussion. Aber auch andere Kategorien hätten sich angeboten, wie sie am Folgetag öfters auftauchten und auch aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive spannend gewesen wären – etwa „soziale Ungleichheit“ und „Wissen“. Bezüge zu alltäglichen Lebenswirklichkeiten spielten nicht in allen Beiträgen eine so ausgeprägte Rolle wie zum Beispiel

in den präsentierten Schmalfilm-Ausschnitten. Die Diskussionen, für die die Organisator:innen erfreulich großzügig Zeit eingeplant hatten, landeten öfters bei der Frage „Wer wird Agrarhistoriker:in?“ – und damit bei der mehr oder weniger „(r)urbanen“ Sozialisation der *rural historians*, einem in deren Kreis (anders als in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung der Volkskunde) offenbar noch wenig beleuchteten Thema. Aber vielleicht war auch dies, wie manches andere, ein Vorgeschmack auf künftige Forschungen – auf „Land und morgen“. Dass das IGLR auch künftig seine Aufgabe nicht darin sehen wird, durch Vermessungen des „Ländlichen“ die niederösterreichische „Landesidentität“ im kulturpolitisch gewollten Sinn mitzuproduzieren (das zu tun unterstellte ihm das erwähnte Grußwort), darf man getrost erwarten. Und das obwohl das Landhaus mit dem St. Leopoldsaal im St. Pöltener Regierungsbezirk ein Veranstaltungsort mit einer doch recht offiziösen Atmosphäre war. Beim vielfältigen Buffet, das von Personal in einer Art Landestracht betreut wurde, habe ich übrigens das Sojaschnitzel vermisst.

REINHARD BODNER

Bericht zur Veranstaltung *Volkskundliche Sammlungen im Spannungsfeld historischer Identitätsbildungsprozesse und Zukunftssicherung*, Volkskundemuseum Graz, 5. und 6. Februar 2024

Am 5. und 6. Februar kam eine Gruppe geladener Gäste aus unterschiedlichen Institutionen zusammen, deren gemeinsamer Nenner das Label Volkskunde ist – als Name, als Teil der Institutionsgeschichte oder als Zuschreibung aufgrund inhaltlicher Zusammenhänge. Die Fragen, denen sich die Teilnehmenden widmen wollten, beschäftigten sich mit volkskundlichen Institutionen, mit ihrer Sammlungsgeschichte, ihrer Stellung in der Gesellschaft und ihrer Bedeutung für Identität, Gedächtnis und Zukunft.

Einleitende Worte zur Notwendigkeit einer klaren Positionierung volkskundlicher Institutionen in (gesellschafts-)politisch

umbrechenden Zeiten kamen von *Birgit Jobler* (Volkskundemuseum am Paulustor, Graz), *Matthias Beitzl* (Volkskundemuseum Wien) und dem Moderator der Veranstaltung, *Christian Walzl* (Osttiroler Kulturspur, Lienz). Themen wie die Nutzbarkeit des Museums als Raum zur Teilhabe, das Verhältnis von Konservierung und Vermittlung sowie die Haltung von Museen wurden dabei aufs Tapet gebracht.

Thomas Thiemeyer (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen) ging im ersten Input der Veranstaltung auf die Museumsdefinition von ICOM ein. Die Definition, deren Vorgeschichte auf das Jahr 1946 zurückgeht, erfuhr in ihrer Entwicklung bis auf eine größere Anpassung 1974 immer nur kleine Veränderungen. Der alternative Vorschlag, der 2018 diskutiert worden war und für Unruhe gesorgt hatte, war einigen Akteurinnen und Akteuren zu aktivistisch geprägt gewesen. Bis zur Etablierung der nun gültigen Fassung mussten deshalb in einigen Bereichen Kompromisse gefunden werden. Ein wichtiger Punkt findet sich schon im ersten Satz, in dem „non-profit“ zu „not-for-profit“ abgemildert wurde. Die Definition trägt damit der Notwendigkeit Rechnung, dass Museen – wiewohl sie nicht der Gewinnmaximierung dienen – doch bis zu einem gewissen Grad wirtschaftlich agieren müssen. Mit dem Begriff „interpretieren“, der „kommunizieren“ ersetzt, wird der Akzent stärker auf die Interaktion gesetzt. „Tangible and intangible heritage“ gehört auch zu den Begriffen, die zur Diskussion gestanden sind – hier ist besonders für die aktiv Sammelnden wichtig, dass die Objekte, also die Sachkultur, Erwähnung finden. Im weiteren Text der Definition geht es um „diversity and sustainability“. Diversität ist gesellschaftliche Realität und bedeutet für Museen auch, dass Konflikte bedacht und beachtet werden sollen – als Museums- und Sammlungsmenschen müssen wir uns fragen, welchen Teil der Gesellschaft wir eigentlich abbilden (wollen). Mit „operate [...] with the participation of communities“ wird Einbindung in der Definition festgeschrieben, also Offenheit für Partizipation. „Enjoyment“, in der Übersetzung etwas weniger konkret als Freude bezeichnet, zielt auf die sinnhafte Verbindung von Unterhaltung und Bildung ab. „Reflection“ gibt zuletzt die Auseinandersetzung mit der eigenen Entwicklung als Institution vor, die Auseinandersetzung mit jenen Traditionen, aus denen sich der heutige Status gebildet hat.

Im Anschluss an Thomas Thiemeyers Vortrag folgte eine erste Runde an Tischgesprächen, wobei die einzelnen Tische farblich

markiert und die Teilnehmenden einem oder (hintereinander) zwei Tischen zugeteilt waren. Die Ergebnisse bzw. Themen der jeweiligen Tischgespräche wurden dann dem Plenum vorgestellt. In Bezug auf die diskutierten Begriffe der Museumsdefinition von ICOM ergaben sich etliche übereinstimmende Positionen: Positiv wird erlebt, dass die Frage der Profitabilität einer musealen Institution realitätsnahe gehandhabt wird. Wichtig war hier die Betonung, nicht alles kostenlos zur Verfügung stellen zu müssen. Beratungseinrichtungen können davon profitieren, dass mit der Formulierung von Bedürfnissen der Museen eine Argumentationshilfe für den finanziellen Bedarf der Institutionen geliefert wird. In Bereichen wie Forschung und Partizipation sehen aber viele der Teilnehmenden noch Handlungsbedarf, weil die Definition Ziele formuliert, die vielerorts noch nicht erreichbar sind.

Ein zweiter Input kam von *Matthias Beitzl*: Er stellte das Volkskundemuseum Wien, seine Geschichte und Positionierung vor. Einleitend zeigte Beitzl Zitate von Herbert Kickl und Armin Wolf sowie einen Aufruf zur Teilnahme an Demonstrationen gegen Rechtsextremismus, den das Hansemuseum Lübeck via Social Media veröffentlicht hatte – ein Beispiel für direktes politisches Engagement eines Museums. Das Volkskundemuseum durchlebte in seiner Geschichte die unterschiedlichen Stationen der Fachtradition und war von den politischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts betroffen und geprägt. Es illustrierte vaterländische und deutschnationale staatliche Anliegen und wirkte über Zwischenstationen als „Österreichemuseum“ identitätsstiftend mit Imaginationen von Landschaft und materieller Kultur. Seit den 1970er Jahren öffnete sich das Haus zusehends, sowohl geografisch für Europa als auch inhaltlich für eine breitere Erforschung und Darstellung des sozialen und alltagskulturellen Lebens. Es gibt nunmehr zahlreiche Kooperationen, bei denen das Publikum bzw. unterschiedliche Communities eingebunden werden. Matthias Beitzl betonte, dass Museen auch als politischer Ort und als Aufenthaltsort verstanden werden sollten und Sammeln immer auch Kommunizieren bedeutet.

Auf Matthias Beitzls Vortrag folgte eine Runde von Tischgesprächen, bei welchen der gesellschaftspolitische Auftrag bzw. die Sichtbarkeit politischer Positionierung im Museum besprochen wurden. Die Ergebnisse wurden wiederum im Plenum vorgestellt. Hier

zeigte sich, dass beim Umgang mit der gesellschaftspolitischen Entwicklung und Vergangenheit etwa Reflexion erfolgt, wenn Begriffskataloge und Glossare verfasst werden, um problematische Begriffe zu erläutern und damit Position dazu zu beziehen. Die Formulierung einer konkreten Sammlungsstrategie kann Klarheit für die Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen schaffen.

Jutta Profanter (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck) gab mit dem dritten Vortrag einen Einblick in diverse Ansätze zur „Entsammlung“ (Deakzession). Im Tiroler Landesmuseum geht es dabei um Objekte, die sich bei genauerer Beforschung als nicht zur Sammlung passend offenbart haben, etwa Objekte, die bei ihrer Erstbeschreibung im Inventar fälschlicherweise der Region zugeschrieben wurden, aber tatsächlich eine völlig andere Provenienz haben. Im Falle der weiter zurückliegenden Deakzessionen fällt es aber im Nachhinein oft schwer, die genauen Umstände nachzuvollziehen. Darüber hinaus gibt es natürlich auch Objekte, die durch äußere Einflüsse zerstört wurden und daher nicht mehr Bestandteil der Sammlung sind. Bei einer Deakzession ist für ein Landesmuseum ein Beschluss der Landesregierung notwendig – angesichts des Aufwands sei, so Profanter, zu beobachten, dass kleine Objekte, die wenig Platz im Depot benötigen, eher dort belassen werden. Der Aufwand einer Deakzession wird eher in Kauf genommen, wenn ein sehr großes Objekt abgegeben werden soll, dass wiederum viel Platz freimacht. Jutta Profanter stellte ein Beispiel für eine Entsammlung mit Beteiligung der Öffentlichkeit vor: Im Regionalmuseum Chüechlihus in Langnau im Emmental (Schweiz) wurde eine Website *entsammeln.ch* für die abzugebenden Objekte erstellt. Für einzelne Objekte können Bewerbungen, also Vorschläge und Perspektiven für eine Übernahme abgegeben werden. Die auf diesen Vortrag bezogenen Tischgespräche offenbarten, dass in den vertretenen Institutionen insgesamt nicht viel konkrete Erfahrung mit Deakzessionen vorhanden ist. Einzelne Museen haben wohl bereits entsammelt, zum Teil handelt es sich dabei aber um Objekte, die sich selbst entsammelt haben, d. h. die ob ihres Zustands nur mehr als Fragment vorhanden oder gänzlich zerstört waren. Das Bewusstsein für die Schwierigkeit der Entsammlung und der möglichen Last, die zukünftigen Generationen von Sammlungsleitungen aufgebürdet werden könnte, ist vorhanden und spiegelt sich in der Annahmepolitik wider. Aus einer früheren Phase des wenig selektiven Sammelns,

in der ganze Dachböden ausgeräumt und ins Depot verfrachtet wurden, sind aber oft noch Altlasten an relativ unbedeutenden, dabei zahlreich vorhandenen Objekten geblieben.

Im vierten und letzten Vortrag des Tages berichtete *Birgit Jöhler* von Perspektiven für volkskundliche Museen am Beispiel Graz. Mit dem Jahr 2019 begann eine Überarbeitung und Neuausrichtung zur Verhandlung von Identität und Gegenwartsperspektiven: Die im Volkskundemuseum am Paulustor gezeigte Ausstellung *Welten, Wandel, Perspektiven* erzählt von Lebenswelten, sozialem und kulturellem Wandel und den prägenden Veränderungen im Alltag. Konzeptionell ist der Austausch einzelner Objekte in der Ausstellung einfach vorzunehmen, die Gestaltung erfolgt teilweise partizipativ. Objekte, die über diese partizipativen Prozesse eingegangen sind, können nach Abwägung auch in die Sammlung aufgenommen werden. Sonderausstellungsthemen waren etwa „Arsenikesser“, Regenbogen oder Pornografie. Der unterschiedlich im Vordergrund stehende Gegenwartsbezug und die inhaltliche Ausrichtung von Ausstellungsthemen bedingen teilweise nicht erfüllte Erwartungshaltungen des Publikums – es entsteht ein Spannungsfeld, wenn Vertrautes nicht angetroffen wird. Ein besonderer Raum des Museums ist der Trachtensaal: Viktor Gerambs Planung und Ausstattung dieses Saals, die von einer Urtracht ausgehend Bekleidungsgeschichte illustrieren sollte, ist mittlerweile gut erforscht. Die Präsentation wurde mithilfe einer neuen Kontextualisierung und Adaptierung zu einem Raum der Auseinandersetzung und Reflexion über Wissenschaftsgeschichte umgestaltet. Das Volkskundemuseum am Paulustor versteht sich als Teil der Wissensproduktion und Kompetenzzentrum für Identitätsfindung. In den folgenden Gesprächen wurde das Sammeln der Gegenwart thematisiert, diskutiert, wie entsprechende Objekte ausgewählt werden können und sollen. Ein Ansatz dazu ist die genaue Dokumentation gegenwärtiger Sachkultur des Alltags, ohne aber all die betreffenden Objekte auch physisch in die Sammlung zu übernehmen. Erst später, wenn die erste Phase der Objektnutzung im Erstbesitz abgeschlossen ist und sie auf Flohmärkten zu finden sind, können sie ausgewählt werden und in die Sammlungen eingehen.

Im Resümee des ersten Tages stellte Birgit Jöhler – beziehend auf ein Zitat von Stephen Weil, wonach Museen „not about objects“, sondern „about people“ wären – fest, dass in der Realität

meist doch die Objekte eine große Rolle spielen. Wobei auch wichtig und bemerkenswert ist, was nicht in Sammlungen aufgenommen wird – Sammlungsstrategie und Autonomie müssen erarbeitet werden. Auch Jutta Profanter betonte, dass das Sammeln transparent und mit einem klaren Konzept erfolgen muss. Matthias Beitzl ergänzte, dass Transparenz die Kommunikation nach innen und nach außen einschließt. Volkskundemuseen haben viele Aufgaben und müssen auch mit Universitäten kooperieren – vom Austausch profitieren beide Seiten.

Der zweite Tag der Veranstaltung startete im Museum, genauer gesagt im erwähnten Trachtensaal. Birgit Johler erläuterte die Veränderungen an dem vollständig aus den 1930er Jahren erhaltenen Ensemble, das in der jüngeren Vergangenheit bereits mehrfach hinterfragt und mit Interventionen bespielt wurde. 2019 stellte sich die Frage, ob nicht alles ins Depot verbracht werden sollte. Letztlich wurde aber entschieden, den Saal mit einer umfassenden Bearbeitung doch zu erhalten. In seiner Gesamtheit zeigt der Saal Gerambs Bekleidungstheorie über 2500 Jahre, die Figurinen sind dafür ebenso wichtig wie die Trachten selbst. Ein wesentlicher Schritt der Umgestaltung bestand im Zusammenschieben eines Teils der Vitrinen, und zwar jene mit den nach Gerambs Vorstellungen durch das Heimatwerk neu angefertigten Trachten. So wird im Raum ein Kontrast zwischen Originalobjekt und Nachfertigung geschaffen. Eine zusätzliche Ergänzung zur Installation bildet nun ein großflächiges mehrteiliges Wandbild von Franz Konrad, das viele Aspekte der Geschichte Gerambs und der Identifikation mit dem „Steirertum“ aufgreift. In der folgenden Fishbowl-Diskussion wurde zu Beginn das Thema aufgegriffen, welche gesellschaftlichen Fragen Volkskundemuseen bearbeiten und vermitteln können. In vielen Fällen, so wurde herausgearbeitet, findet sich im Museum nur ein Ausschnitt aus dem Alltagsleben, wofür aber noch zu wenig Bewusstsein vorhanden sei. Es hat sich daraus aber schon in einigen Institutionen die Fähigkeit entwickelt, auf diese Lücken zu schauen und davon ausgehend Geschichten zu erzählen. Zum Abbilden der Gesellschaft ist auch ihre Einbindung erforderlich, durch offene Kommunikation wird es für Außenstehende selbstverständlicher, an ein Museum anzudocken. In der Diskussion wurde deutlich, dass Erwartungshaltungen

– Einheimische wollen sich selbst sehen, Nicht-Einheimische wollen das Einheimische sehen – nicht nur erfüllt oder enttäuscht, sondern auch erweitert werden können. Regionale Communities tragen zur Diversifizierung der Angebote bei. Wenn bewusst alltäglichen Objekte – etwa ein Rucksack – als Angelpunkte der Kommunikation verwendet werden, ergibt sich ein offener Zugang zu Geschichten, die sich dynamisch mit den Rezipierenden entwickeln. Neue Forschungsfragen an vorhandene Objekte können sich aus der gemeinsamen Beschäftigung ergeben. Es gilt nicht nur danach zu fragen, was getan werden könnte, um mehr Besuchende ins Museum zu bringen, sondern auch danach, welche Funktion das Museum eigentlich hat. Matthias Beitz leitete die abschließende Diskussion mit dem Verweis auf die lernende Institution Museum ein: Museen müssen und dürfen Dinge ausprobieren, dafür ist Kommunikation und Beziehungsarbeit nach innen und außen erforderlich – Politik und Gesellschaft müssen in Kontakt kommen und bleiben.

Die Veranstaltung war eine ausgezeichnete Gelegenheit, Personen, die sich im Bereich der volkskundlichen musealen Institutionen engagieren, zusammenzubringen. Angesichts der ähnlichen Herausforderungen, die beim Sammeln, Ausstellen und Kontextualisieren von Alltagskultur zu bewältigen sind, ist es für alle Institutionen von Vorteil, in einem regelmäßigen Austausch von den Erfahrungen anderer Museen zu hören sowie von eigenen Entwicklungen berichten zu können.

ROCCO LEUZZI

**Wien im Postkartenformat – Nachlese zur Ausstellung
Großstadt im Kleinformat. Die Wiener Ansichtskarte,
4. Mai bis 24. September 2023 im Wien Museum MUSA**

Großstadt im Kleinformat – unter diesem Titel war von Mai bis September 2023 im Wien Museum MUSA eine Postkartenausstellung zu sehen, in der die neuere Stadtgeschichte Wiens im Spiegel der Ansichtskarte nachgezeichnet und zugleich Genese, Entwicklung sowie Metamorphosen von Wienmotiven in diesem Medium von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis in die Jetztzeit aufgezeigt wurden.¹

Der nachfolgenden Rückschau ist vorauszuschicken, dass Postkarten in Ausstellungen generell, zumal wenn sie als hauptsächliches Anschauungsmaterial verwendet werden, die Gestalter*innen regelmäßig vor die schwierige Aufgabe stellen, diese kleinformatig standardisierten Bildmedien so zu präsentieren, dass die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher*innen für diese gleich- und kleinformatige ‚Flachware‘ nicht vorschnell erlahmt, sondern dauerhaft stimuliert und wach gehalten wird. Wer Postkartenausstellungen – welchen zeitlichen und thematischen Zuschnitts auch immer – schon einmal besucht hat, wird vermutlich bestätigen können, dass dieses Ziel bislang in vielen Fällen nicht oder häufig genug nur höchst

- 1 Siehe dazu https://www.wienmuseum.at/grossstadt_im_kleinformat_die_wiener_ansichtskarte (Zugriff: 26.11.2023). Konzipiert wurde diese Ausstellung von Sándor Békési vom Wien Museum, einem international anerkannten Fachmann auf dem Gebiet historischer, vornehmlich topografischer Postkarten. Siehe dazu stellvertretend zwei maßgebliche Aufsätze von Sándor Békési: Die topografische Ansichtskarte. Zu Geschichte und Theorie eines Massenmediums. In: *Relation* 18, 2004, S. 403–426, <https://www.austriaca.at/oxc1aa5576%20ox003262da.pdf> (Zugriff: 26.11.2023); ders.: Zwischen Abbild und Sinnbild. Die Eigenart der Ansichtskarte. In: *Magazin Wien Museum*, 4.10.2023, <https://magazin.wienmuseum.at/die-eigenart-der-ansichtskarte> (Zugriff: 10.11.2023). An dieser Stelle möchte ich mich sehr herzlich bei Sándor Békési bedanken, der mir freundlicher Weise Kopien sämtlicher Begleittexte sowie weiteres Informationsmaterial zu dieser Ausstellung zur Verfügung gestellt und auch bei der Auswahl der hier veröffentlichten Abbildungen geholfen hat. Ihm und dem Wiener Postkartensammler Walter Lukan verdanke ich außerdem wertvolle Hinweise und Anregungen für die Abfassung dieser Retrospektive.



Abb. 1 Ausstellungsplakat. Grafik: Cati Krüger/Wien Museum

unzureichend erreicht wurde. Der hier vorzustellenden Wiener Ausstellung kann demgegenüber uneingeschränkt bescheinigt werden, dass ihr die Lösung dieses grundsätzlichen Problems in geradezu mustergültiger Art und Weise gelungen ist. Dazu haben in erster Linie zahlreiche Vergrößerungen einzelner Postkarten in unterschiedlichen Formaten beigetragen sowie die knapp, aber stets präzise formulierten Erläuterungen zu den verschiedenen Themenblöcken und die zusammenfassenden Bildunterschriften und Statistiken.²

Als besonderen Vorzug dieses Projekts gilt es in erster Linie hervorzuheben, dass im Unterschied zu früheren, mehrheitlich eher nostalgisch motivierten Bestandsaufnahmen durch Ausstellungen

2 Sämtliche Begleittexte zur Ausstellung sind inzwischen online im Internet nachzulesen unter: https://www.wienmuseum.at/fileadmin/user_upload/Ausstellungen/KALENDER_2023/Grossstadt_im_Kleinformat_Die_Wiener_Ansichtskarte/Ansichtskarten_Kapiteltexte.pdf (Zugriff: 14.9.2023).

sowie in diversen Publikationen³ erstmalig eben nicht einzelne Themenfelder, Stadtbezirke und Zeitspannen berücksichtigt wurden, sondern ein zeitlich wie thematisch umfassender und anspruchsvoller Gesamtüberblick zur Geschichte Wiener Ansichtskarten geboten wurde. Neben Ansichten mit den allseits bekannten zentralen architektonischen Sehenswürdigkeiten Wiens, wie z. B. dem Stephansdom, der neuen Hofburg oder dem Parlamentsgebäude, fanden so auch weniger bekannte und teilweise in Vergessenheit geratene Straßenzüge und Plätze der Stadt Beachtung ebenso einschneidende politische und kulturelle Ereignisse von historischer Bedeutung und auch Brandkatastrophen.

Der solchermaßen breit aufgefächerte Themenkatalog eröffnete in Verbindung mit dem weitgeöffneten Beobachtungszeitraum die Chance, nicht nur Konstanten und Veränderungen im Wiener Stadtbild seit Ausgang des 19. Jahrhunderts zu veranschaulichen, sondern zugleich die keineswegs gleichbleibenden Wahrnehmungsweisen der ehemals österreichisch-ungarischen Metropole im Medium des bis heute beliebten und vielgenutzten Massenkommunikationsmittels Ansichtskarte aufzuzeigen – einschließlich der sie bestimmenden zeitgenössischen Gestaltungsprinzipien und Motivkonjunkturen. Insgesamt wurden hierzu mehr als 700 Postkartenoriginale vornehmlich aus Beständen des Wien Museum, ergänzt um weitere Leihgaben, zur Schau gestellt. Das gesamte Kartenmaterial war in sorgfältig durchkomponierten Themenblöcken übersichtlich angeordnet und somit geeignet, das Publikum orientierungssicher durch den leicht abgedunkelten und mithilfe mehrerer Trennwände unterteilten Ausstellungsraum von 270 m² zu führen.

Die erste Abteilung war den Anfängen und Frühformen von Bildpostkarten mit Wiener Ansichten und deren Weiterentwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gewidmet. Bevorzugte Motive waren damals wie heute die allseits bekannten zentral gelegenen

3 Vgl. hierzu beispielsweise die Reihe von Felix Czeike (Hg.): *Wien in alten Ansichtskarten*. Zaltbommel 1982–1999; Traude Hansen: *Die Postkarten der Wiener Werkstätte*. München, Paris 1982; Thomas Hofmann: *Gruß aus Wien. Die Kaiserstadt auf alten Ansichtskarten*. Erfurt 2015; Eva Tropper, Tim Starl (Hg.): *Format Postkarte. Illustrierte Korrespondenzen 1900–1936*. Wien 2014.

Wiener Sehenswürdigkeiten im Zentrum der Stadt.⁴ Dienten solche Ansichtskarten vornehmlich nach außen gerichteten touristischen Werbezwecken, so fungierten beispielsweise Motive mit Detailsichten aus den Wiener Vorstädten, wie etwa von Gaststätten, eher als kollektive Identifikationsangebote für die einheimische Wiener Bevölkerung.

Der zweite Themenkomplex befasste sich mit den Herstellungsprozessen sowie den Konstruktionstechniken der seit 1900 geradezu explodierenden Postkartenproduktion. So gaben um 1900 etwa 78 Postkartenverlage in Österreich und im Ausland – hauptsächlich in Deutschland – Wienkarten in hohen Auflagenzahlen heraus. Hinzu kamen zahlreiche Postkarten, die auch als Werbemittel für bestimmte Einrichtungen wie Fachgeschäfte und Hotels im Selbstverlag produziert und in Umlauf gebracht wurden. Charakteristisch für die ersten Jahrzehnte dieser Phase war der bemerkenswert vielfältige Einsatz unterschiedlicher Drucktechniken wie z. B. der Lithografie oder des Licht- und Buchdrucks – eine Variationsbreite, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dauerhaft von dem kostengünstigeren, vergleichsweise aber gleichförmigeren Offsetverfahren abgelöst wurde.

Der dritte Themenblock war wiederum dazu gedacht, den Realitätsgehalt der Wiener Ansichtskarten im Laufe der Zeit unter der Überschrift „Abbildern und Sinnbildern“ einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Gerade die Visualisierung weniger bekannter Straßenzüge, Plätze und einzelner Gebäude, wie z. B. den schon erwähnten Gastwirtschaften, enthielt dagegen von Anfang an eher Orientierungs- und Identifikationsangebote für die Wiener Stadtbevölkerung selbst und erlebt in jüngster Zeit eine bemerkenswerte Renaissance. Ältere Ansichtskarten der zuletzt genannten Kategorie erlauben folglich Einblicke in die – nur schwer rekonstruierbare – jüngere Baugeschichte der Donaumetropole und erweisen sich als wertvolle, mitunter sogar einzigartige historische Quellen. Beispielfhaft lässt sich dieser Sachverhalt an der Geschichte der Reinprechtsdorferstraße im fünften Wiener Gemeindebezirk demonstrieren.

4 Vgl. Helfried Seemann: Gruß aus Wien. Die ersten Wiener Ansichtskarten. In: Magazin Wien Museum, 11.5.2023, <https://magazin.wienmuseum.at/die-ersten-wiener-ansichtskarten> (Zugriff: 10.7.2023).



WIEN V. - Reinprechtsdorferstrasse 57.

Abb. 2 Reinprechtsdorferstraße mit Haus 57 u. Geschäftsportal (um 1910).
Verlag Josef Günther Wien/Wien Museum

Auf einer schwarz-weißen Fotopostkarte aus der Jahrhundertwende waren auf dieser breit angelegten Geschäftsstraße noch prächtige und offensichtlich prosperierende Ladenzeilen zu sehen. (Abb. 2)

Mit der Zeit sollte dieselbe Straße dann freilich allmählich zur „grauen Meile im 5. Bezirk“ absteigen, die noch bis vor einigen Jahren vor allem wegen ihrer zahlreichen Wettbüros und Glückspiellokale bekannt war und erst in jüngster Zeit eine umfassende Neugestaltung erfuhr.⁵

Einerseits dokumentieren solche Ansichtskarten also das Erscheinungsbild Wiens zum Zeitpunkt ihres Erscheinens, andererseits dürfen sie keinesfalls pauschal als bloße Abziehbilder der Realität missverstanden werden. Die vielzitierte und manchmal auch vielgeschmähte Postkartenidylle betraf schließlich nicht nur Landschaftsbilder, sondern lässt sich genauso bei topografischen Bildpostkarten nachweisen. In den Ausstellungstexten zu den gezeigten Ansichtskarten wurde deshalb nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es sich

⁵ Vgl. dazu u. a. Georg Scherer: Reinprechtsdorfer Straße: Die graue Meile im 5. Bezirk. In: WienSchauen, 26.1.2023, <https://www.wienschauen.at> (Zugriff: 8.7.2023).

auch um konstruierte Sinn- und Idealbilder handelt, die dem jeweils vorherrschenden Zeitgeist und den damit verbunden Vorlieben und Sehweisen entsprechen. Eindrücklich wurde in der Ausstellung vor Augen geführt, dass Ansichtskarten selbst dann, wenn ihnen Fotografien zugrunde lagen, stets durch konstruierte Merkmale wie Auslassungen oder Retuschierungen gekennzeichnet sind, die meistens dazu dienten, die Stadt Wien in einem möglichst positiven Licht erscheinen zu lassen.

So unbestritten Ansichtskarten in erster Linie als wohlfeiles und für lange Zeit nahezu konkurrenzloses Kommunikationsmittel produziert, vertrieben und konsumiert wurden, darf doch gleichzeitig nicht vergessen werden, dass Postkarten von Anfang an nicht nur verschickt, sondern auch gesammelt wurden, sowohl von den Postkartenkäufer*innen wie von den jeweiligen Empfänger*innen. Dieser nicht zu unterschätzende Aspekt wurde im vierten Schwerpunkt der Ausstellung „Kommunizieren und Sammeln“ ausgeleuchtet. Für die Zeit um 1900 wird diesbezüglich für ganz Europa geradezu von einer „Sammelmanie“ oder von einem „Sammelsport“ gesprochen. Gefördert wurde dieser Trend unter anderem durch die Publikation ganzer Postkartenserien, einschlägiger Fachzeitschriften sowie durch das Angebot spezieller Postkartenalben. Vereine, Börsen und Ausstellungen trugen ihrerseits dazu bei, ein entsprechendes Interesse zu stimulieren. Die ersten großen Postkartensammlungen kamen somit aufgrund privater Sammelleidenschaften zustande.⁶ Ein systematischer Ankauf durch Museen setzte erst allmählich ein und war in erster Linie auf topografische Motive konzentriert, weil damit wichtiges stadthistorisches Bildmaterial gesichert werden konnte, das teilweise nur noch in diesem Medium dokumentiert war.⁷

Der fünfte und letzte Themenkomplex setzte sich schließlich mit aktuellen Transformationsprozessen und Ausdrucksformen dieses

- 6 Obgleich dieser Aspekt kaum in einer Publikation zur Geschichte der Postkarten unerwähnt bleibt, fehlt es hierzu bislang noch an einschlägigen Untersuchungen. Siehe dazu den Überblicksartikel Philokartie. In: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Philokartie> (Zugriff: 10.8.2023).
- 7 Siehe für Wien v. a. die umfangreichen Postkartensammlungen des Wien Museums und des Bildarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek, https://www.wienmuseum.at/topografie_und_stadtentwicklung; <https://akon.onb.ac.at> <https://akon.onb.ac.at> (Zugriff: 11.7.2023).

schon wiederholt überholt geglaubten und totgesagten Massenmediums auseinander.⁸ Auch wenn ein Postkartenboom, wie er um 1900 und dann noch einmal zur Zeit des Ersten Weltkriegs weltweit zu beobachten war, in diesem Ausmaß wohl auch in Zukunft kaum mehr zu erreichen sein wird, haben sich Wienpostkarten dennoch bis heute erfolgreich behaupten können – und das trotz der wachsenden Konkurrenz schneller funktionierender Kommunikationsmittel und -kanäle wie E-Mail, Internet, Smartphone, WhatsApp, Instagram u. ä. m. Die elektronisch hergestellte und übermittelte Postkarte war eine direkte Antwort auf diese moderne Herausforderung. Doch auch sonst werden Wiener Ansichtskarten weiterhin in herkömmlicher und altbewährter Manier, allerdings von weitaus weniger Verlagen als in der Zeit um 1900 angeboten und immer noch gerne gekauft.⁹ Auffällig an vielen neueren Wienmotiven ist eine zunehmend kreative, spielerische, gelegentlich ausgesprochen humorvolle Gestaltungsweise, wie z. B. auf einer im bunten Retrostil der 1960er Jahre gehaltenen touristischen Werbepostkarte mit dem berühmten Wiener Riesenrad. Neben den nach wie vor begehrten klassischen Ansichten mit den bekannten Wiener Sehenswürdigkeiten sind inzwischen freilich Motive anderer Art hinzugekommen, die neuerdings wieder einen veränderten Blick auf die kleinen Wiener Lebenswelten zulassen. Zu dieser Kategorie zählen beispielsweise nostalgische Reproduktionen alter Verkehrs- und Ladenschilder oder unspektakulärer Alltagsszenen.

Der Rückblick auf diese Ausstellung wäre unvollständig, wenn er allein auf die konstanten und wechselnden thematischen Schwerpunktbildungen, wechselhaften Konjunkturen und verschiedenen Herstellungspraktiken der präsentierten Postkartenmotive beschränkt bliebe. Das ausgebreitete Kartenmaterial wurde in den einzelnen Abteilungen abwechslungsreich durch diverse Zeitdokumente unterschiedlichster Art zusätzlich eingerahmt und ergänzt. Hierzu zählte eben nicht nur die Wiedergabe ausgewählter einschlägiger Schriftstücke, sondern weiterer Zeitdokumente, die allesamt mit

8 Vgl. in diesem Zusammenhang auch allgemein Lydia Pyne: *Postcards. The Rise and Fall of the World's First Social Network*. London 2021.

9 Inzwischen sind nur mehr sechs hauptsächlich in Wien ansässige Verlage mit der Produktion von Wiener Ansichtskarten befasst, um 1900 waren es aber noch 78 und zum Teil im Ausland tätigen Postkartenverlage!



Abb. 3 Verkaufsautomat für ‚Postkarten mit Ansicht‘ (um 1905),
Hersteller unbekannt (Österreich). Technisches Museum Wien Inv. Nr. 35183

der Produktion, dem Vertrieb, Verkauf und dem Sammeln von Postkarten verbunden waren. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang vor allem historische Objekte wie alte Briefkästen, Postkartenständer, Postkartenautomaten (Abb. 3), Postkartenalben und Postkartensammelboxen (Abb. 4). Es dürften gerade solche Gegenstände wesentlich dazu beigetragen haben, die Besucher*innen zielgerichtet und kurzweilig auf die verschiedenen Sektionen der Ausstellung einzustimmen und somit einen lebendigen Eindruck von der immensen Bedeutung



Abb. 4 Sammelbox mit Ansichten von Wien, Budapest, Prag (um 1900).
Sammlung Lukan Wien

und dem tatsächlichen Gebrauch dieses über große Zeitspannen hinweg einzigartigen, weil nahezu konkurrenzlosen Kommunikationsmittels zu vermitteln.

Wie von vornherein zu erwarten war, konnte selbst diese zeitlich wie inhaltlich umfassend angelegte und durchkomponierte Ausstellung nicht alle nur denkbaren Themenfelder und Epochen gleichermaßen berücksichtigen. Meines Erachtens wurde beispielsweise der zunehmenden ethnischen Diversität Wiens seit dem 19. Jahrhundert zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl dieser Aspekt nicht ohne Auswirkungen auf das Stadtbild geblieben ist und somit auch auf topografischen Postkarten ihren Niederschlag gefunden hat. In erster Linie ist hierbei auf die ‚Wiener Tschechen‘ zu verweisen, die bis in die Zwischenkriegszeit hinein die größte nicht deutschsprachige Minderheit in dieser Stadt gestellt haben und deren Vereinshäuser und Schulen sehr wohl auf Postkarten abgebildet wurden. Man braucht in diesem Zusammenhang nur an das vielzitierte Schlagwort vom „tschechischen Wien“ oder an den „Böhmischen Prater“ zu

erinnern.¹⁰ Die Wiedergabe einer einzigen tschechischen Bildpostkarte in der Ausstellung reichte daher nicht aus, diesem kaum zu überschätzenden Faktor in der jüngeren Wiener Stadt- und Gesellschaftsgeschichte angemessen gerecht zu werden.

Ähnliches gilt für die turbulente und emotional aufwühlende Zeit des Ersten Weltkriegs, die womöglich eine eigene Schwerpunktbildung gerechtfertigt hätte. In diesen Kriegsjahren erschienen in Wien ja nicht nur Bildpostkarten, die das Frontgeschehen und die Feindpropaganda thematisierten, sondern durchaus auch patriotisch aufgeladene topografische Motive, welche die konkreten Auswirkungen des Krieges auf die Hauptstadt Österreich-Ungarns sichtbar gemacht haben. Stellvertretend sei hier nur an die Beflagung öffentlicher Gebäude oder an Abbildungen der überlebenswichtig gewordenen Spitäler verwiesen.¹¹ Wünschenswert und hilfreich wäre zum Schluss zudem ein – wenigstens kursorisch vorgenommener – Vergleich mit anderen europäischen Großstädten von Nutzen gewesen, um so die Spezifika der Wienpostkarten im Wandel der Zeiten vielleicht noch deutlicher hervortreten zu lassen.¹²

- 10 Siehe dazu stellvertretend den neueren zweisprachigen Überblick von Vlasta Valeš: Die Wiener Tschechen einst und jetzt. Eine Einführung in die Geschichte und Gegenwart der tschechischen Volksgruppe in Wien. Prag 2004; vgl. ergänzend dazu außerdem noch die umfassend angelegte historische Rückschau von Gábor Ujváry: Auf den Spuren ungarischer Geschichte in Wien. In: Collegium Hungaricum Wien <https://culture.hu/de/wien/ourcommunity-de> (Zugriff: 29.3.2024).
- 11 Vgl. zur Kriegspostkarten-Propaganda v. a. den hervorragenden Überblick von Walter Lukan: Die Kriegspostkarte Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg. Ausgewählte Beispiele zum Leitthema „Staat und Provinz“. In: Ulrike Tischler-Hofer, Karl Kaser (Hg.): Provincial Turn. Verhältnis zwischen Staat und Provinz im südöstlichen Europa vom letzten Drittel des 17. bis ins 21. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2017, S. 145–187.
- 12 Vgl. dazu stellvertretend die historisch wie methodisch weitaus eingeschränkteren Übersichten in den großformatigen Postkartentalben von Bratislava und Prag von Július Cmorej: Bratislava. Svedectvo historických pohľadníc. Bratislava 2004; Edmund Orian (Hg.): Prague in Picture Postcards of the Period 1886–1930. Prague 1998; außerdem das neuerliche Ausstellungsprojekt: Budapest. The First Golden Age. Stereograms and Postcard Images. From the Collections of Fortepan and Deutsche Fotothek (1903–1912), Ungarische National Galerie, Budapest, 15. November 2023 – 18. Februar 2024, <https://en.mng.hu> (Zugriff: 19.11.2023).

Alle hier angesprochenen Monita und Desiderata ändern freilich nichts an dem durchwegs positiven Gesamteindruck, den diese Ausstellung bei allen Besuchern und Besucherinnen hinterlassen haben dürfte – egal ob es sich nun um auswärtige oder lokale Wien-Begeisterte handelte, um Postkartenliebhaber*innen und Sammler*innen oder einfach nur um ein allgemein stadt-, medien- und kulturgeschichtlich interessiertes Publikum.

Die Ausstellung war schließlich so offen und so vielseitig ausgerichtet, dass sich die unterschiedlichsten Interessengruppen gleichermaßen angesprochen fühlen konnten, was wiederum zweifellos auf die exzellent durchkomponierte Gesamtkonstruktion zurückzuführen ist. Die abschließende Bilanz bestätigt diesen Erfolg: Bis zum Ausstellungsende war die Besucherzahl immerhin auf 9.750 Personen angestiegen.¹³ Erfreulich gestaltete sich auch das durchwegs positive Presseecho, das nicht nur auf Wien und Österreich beschränkt blieb. Über den unmittelbaren kulturhistorischen Erkenntniswert dieser Ausstellung für Wien und seine Postkartengeschichte hinaus darf zudem davon ausgegangen werden, dass mit diesem Unternehmen auch innovative und international bedeutsame methodische Anstöße, wenn nicht sogar Maßstäbe für vergleichbare Vorhaben in Zukunft gesetzt worden sind.

Gerade wegen aller hier angeführten Vorzüge war es umso bedauerlicher, dass kein Ausstellungskatalog vorgelegen hat. Bleibt zu hoffen, dass die ursprünglich hierfür vorgesehenen Beiträge nicht nur sukzessive und einzeln im Online-Magazin des Wien Museums¹⁴ erscheinen, sondern in absehbarer Zeit gesammelt in einer Druckfassung nachzulesen sein werden, sodass auch auf diesem Wege der reiche Ertrag und die überragende Leistung dieses Ausstellungsprojekts im Zusammenhang nachvollzogen werden können.

RUDOLF JAWORSKI

13 E-Mail von Sándor Békési, 26.9.2023;

14 Siehe beispielsweise Michael Ponstingl: Das Phänomen Serie. Fotopostkarten „Wiener Straßenleben“. In: Magazin Wien Museum, 4.8.2023, <https://magazin.wienmuseum.at/fotopostkarten-wiener-strassenleben> (Zugriff: 9.8.2023).

#UNGELAUFEN. 501 historische Ansichtskarten,
Online-Ausstellung auf der Website der Universität Klagenfurt,
<https://ausstellung.aau.at/> mit Katalog

In der Reihe *Kostbarkeiten aus der Bibliothek* entstand in den Jahren 2020/21 die Ausstellung *#UNGELAUFEN. 501 historische Ansichtskarten* im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts des Studiengangs Angewandte Kulturwissenschaft der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt unter der Leitung von Ute Holfelder in Zusammenarbeit mit Christa Herzog, Barbara Maier und Sophia Fritzer. Die Ausstellung wurde von Juni bis Oktober 2021 im Zeitschriftenlesesaal der Universitätsbibliothek Klagenfurt gezeigt und ist seither als Online-Ausstellung auf den Internetseiten der Universität Klagenfurt abrufbar.

Die Online-Ausstellung befasst sich mit dem Gesamtbestand von 501 Ansichtskarten aus der Sammlung der Klagenfurter Universitätsbibliothek. Weil die Provenienz der Karten unbekannt ist, treten die Motive in den Vordergrund. Es handelt sich um Ansichtskarten aus der Alpen-Adria-Region zwischen 1901 und 1942 mit Abbildungen aus Kärnten, der Steiermark, Italien, Kroatien, Slowenien und Ungarn. Die Bildervielfalt zwischen Arbeitskultur, Ortsansichten und Alpinismus nutzt die Ausstellung, um zunächst einen Überblick über die Entstehungsgeschichte der Post- und Ansichtskarten in Österreich zu geben. Begleitende Illustrationen und Abbildungen entlang des Textes kommen fast ausschließlich aus der in der Ausstellung präsentierten Ansichtskartensammlung und zeigen, wie sowohl die Geschichte des Mediums selbst als auch die kultur- und sozialgeschichtlichen Einschnitte der Region über die Ansichtskarte erzählt werden können. Nach einer knappen historischen Einbettung des Mediums, seiner Nutzungsweisen und der Geschichte der vorliegenden Sammlung öffnen sich den Besucher*innen sechs thematische, virtuelle Ausstellungsräume.

Die digitalen Räume verweben die Entstehung und die wachsende Popularität der Ansichtskarte als Korrespondenz- und Sammelobjekt mit den technologischen und wirtschaftlichen Umbrüchen am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. So wird in die Produktionsweisen und Drucktechniken eingeführt, die für die Herstellung von Postkarten zentral wurden, aber auch in Techniken der Montage,

Collage, des Kolorierens und Retuschierens. Denn „[w]er davon ausgeht, dass Ansichtskarten eine authentische Realität widerspiegeln, liegt falsch“.¹ Die thematischen Räume der Ausstellung orientieren sich streng am Dargestellten: *#BILD und SPRACHE* zeichnet die polyglotte Alpen-Adria-Region nach, *#BERGE und BAUWERKE* setzt der urbanen oder dörflichen Ortsansicht die Welt des aufkommenden Alpinismus entgegen, technische Errungenschaften wie etwa der Bau der Karawankenbahn, die zunehmende Industrialisierung und der Bergbau werden unter *#INDUSTRIE und EISENBAHN* thematisiert. Auch das Alltagsleben, das Lokalkolorit und die Rolle der Tracht lassen sich motivisch in den Ansichtskarten der Sammlung finden (*#FIGUREN und TRACHTEN*). Die Ausstellung schließt mit Künstlerpostkarten von Kärntner Künstlern wie Eduard Manhart oder Raoul Frank (*#KUNST und KARTEN*).

Betreten die Besucher*innen die digitalen Ausstellungsräume präsentieren sich die kurzen Informationstexte auf einer Landkarte. Wie Tourist*innen reisen die Besucher*innen an die Orte der Ansichten. Dabei kann einer vorgegebenen Tour gefolgt oder können die einzelnen Themen per Klick auf die interaktive Karte aufgerufen werden. Neben den Beschreibungen der Postkarten, deren Verlage und Entstehungszeiträume geben analytische Einschübe Aufschluss über sich verändernde Schauplätze, neue soziale und gesellschaftliche Ordnungen der Region, entstehende Industriezweige oder fotografische Praktiken. Die angehefteten Ansichtskarten bleiben somit nicht nur Illustration, sondern sind für sich sprechende Zeitdokumente, die etwa den Bau des Karawankentunnels oder die Rolle reisender Auftragsfotograf*innen dokumentierten und kommentierten. In dieser Form der Darstellung und Kontextualisierung bringt die Ausstellung nicht nur die Betrachter*in an den abgebildeten Ort, sie zeigt auch, wie facettenreich das Medium Ansichtskarte zu Beginn des 20. Jahrhunderts war. Denn das Medium diente nicht nur als touristisches Souvenir, sondern auch als portables Kunstwerk, als Objekt mit Nachrichtenwert und Fenster in den Alltag.

Begleitend zur Ausstellung entstand ein von Ute Holfelder herausgegebener Ausstellungskatalog mit den gesammelten

1 *#VERLAG und DRUCK*. In: *#UNGELAUFEN*. 501 historische Ansichtskarten, <https://ausstellung.aau.at/> (Zugriff: 30.1.2024).

Ausstellungstexten und Ansichtskarten. Der Katalog unterteilt die Ausstellungsthemen in kleinere Abschnitte, die die Verschränkungen der Themensetzung verdeutlichen. Durch seine kürzeren Kapitel wirkt er als thematisches Brennglas, welches andere Akzente setzt. So schafft er neue Blickwinkel auf fotografische und verlegerische Tätigkeiten und rückt die auf den Ansichtskarten dargestellten Personen weiter in den Vordergrund. Diese Ebenen sind in der Online-Ausstellung weitgehend in die Ausstellungsräume integriert, mit dem Ausstellungskatalog bekommen diese detaillierteren Aspekte sowie die Autor*innen der Ausstellung jedoch mehr Raum und Sichtbarkeit.

Die Ausstellung *#UNGELAUFEN. 501 historische Ansichtskarten* gibt einen umfassenden Einblick in kulturanalytische Lesarten der Post- und Ansichtskarte. Sie schafft Räume in denen das Medium für sich sprechen kann und spannt gleichzeitig den historischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Rahmen auf, aus welchem heraus die Ansichtskarten analysiert und interpretiert werden können. Lediglich politische Entstehungskontexte rücken stellenweise in den Hintergrund und die Rolle der Ansichtskarten in Zusammenhang mit dem Niedergang der Monarchie, in der Zwischenkriegszeit und im Nationalsozialismus bleibt als Lücke offen. Dass die gezeigten Ansichtskarten ungelaufen – also unbeschrieben und nicht durch die Post zugestellt – sind, belässt den Fokus auf den Bildpolitiken und Produktionszusammenhängen der Karten, die die Ausstellung prägnant herausarbeitet und darstellt.

FLORIAN GRUNDMÜLLER

Helen Ahner: Planetarien. Wunder der Technik – Techniken des Wunderns. Wallstein Verlag: Göttingen 2023, 368 S., 20 Abb.

Den Gefühlen wurde als kulturell geformte und körperlich performierte Praktiken in den letzten Jahren im Zuge des sogenannten *emotional turn* vermehrt wissenschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt.¹ Gleichzeitig kann die Empirische Kulturwissenschaft auf eine Tradition der Technikforschung aufbauen, die an zahlreichen Beispielen aufzeigt, dass mediale und technische Erneuerungen häufig im Spannungsfeld zwischen Angst und Euphorie verhandelt werden.² Das hier rezensierte Werk von Helen Ahner besetzt nun genau diese produktive Schnittstelle zwischen praxistheoretisch informierter Emotionsforschung und kulturwissenschaftlicher Technikforschung und erschließt mit diesen Denktraditionen im Gepäck für die deutschsprachige EKW (unverständlicherweise in der Publikation als „Post-Volkskunde-Fächer“ [S. 25] im Plural bezeichnet) ein neues Forschungsfeld: das Planetarium.

Die 2021 abgeschlossene Dissertation widmet sich aus einer akteur:innenzentrierten Perspektive der Entstehungsphase der Projektionsplanetarien im Zeitraum zwischen 1923 und 1933. Ahner fragt nach den spezifischen Erfahrungen, „Wahrnehmungs-, Wissens-, Fühl- und Erzählweisen“ (S. 28), die das Planetarium ermöglichte und hervorbrachte und rückt damit dessen lebensweltliche Bedeutung in den Vordergrund. Die Autorin bezieht in der zweiten Fußnote (S. 14) explizit Stellung zum Gebrauch gendersensibler Sprache. Das mag im Publikationskontext der EKW zunächst redundant erscheinen, wo doch ein entsprechend sensibler Umgang mit Sprache mittlerweile zum Konsens gehört. Vor dem Hintergrund der historischen

- 1 Monique Scheer: Emotionspraktiken. Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Matthias Beitzl, Ingo Schneider (Hg.): *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten*. Wien 2016, S. 15–36; Stephanie Schmidt: *Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit*. Bielefeld 2023.
- 2 Stefan Beck: *media.practices@culture. Perspektiven einer Kulturanthropologie der Mediennutzung*. In: Ders. (Hg.): *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag*. Münster 2000, S. 9–17, hier S. 9 f.; Maximilian Jablonowski: *Imagine Drones. Eine Kulturanalyse ziviler Drohnen*. Berlin 2022, S. 291–297.

Ethnografie scheint es allerdings umso wichtiger, da die Autorin damit das weibliche und queere Publikum, das es im Planetarium ohne Zweifel gab, das aber in den Quellen durch das generische Maskulinum kaum sichtbar wird, sprachlich sichtbar macht.

Als historische Ethnografie nähert sich das vorliegende Werk dem Feld anhand von vier Fallbeispielen, deren „Planetariumsgeschichte(n)“ eng verwoben mit einer kritischen Einordnung der Quellen und den archivalischen Auffindungskontexten besprochen werden. Als empirische Beispiele, die allesamt zur „erste[n] Welle der Planetariumseröffnungen“ (S. 35) gehören, dienen das Planetarium im Deutschen Museum in München, das firmeneigene des Herstellers Zeiss in Jena, ein österreichisches, das zuerst vor dem Wiener Messepalast aufgestellt wurde und später in den Wurstelprater umzog und das Planetarium im Hamburger Wasserturm. Praxistheoretisch unterfüttert arbeitet Ahner aus einem beachtlichen Konvolut von etwa 900 Quellen, das unter anderem aus Korrespondenzen, Plänen, Broschüren und Zeitungsberichten besteht, das Wundern bzw. Staunen als zentrales Motiv der frühen Planetariumseuphorie heraus.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert, wobei der erste Teil die Kapitel der Einleitung, des Feldzuschnitts und der methodischen Überlegungen umfasst. Das Motiv des Wunderns durchzieht die Arbeit konsequent. Der zweite Teil fokussiert unter dem Titel „Wunder der Technik“ die Gleichzeitigkeit der Auseinandersetzung mit Technik (und dem Projektor als zentralem Akteur) und Natur (in Form des über Gefühle in seiner Authentizität legitimierten Sternenhimmels). Eindrücklich zeigt die Autorin etwa am Beispiel des Lichtzeigers die Rolle von Technik im Planetarium, welche als Vermittlerin die Besucher:innen mit dem Sternenhimmel in Bezug setzt. Das Gerät, das ähnlich einer Taschenlampe einen Lichtpfeil auf die Kuppel projiziert, leitete als Verlängerung des menschlichen Arms die Blicke und „erlaubte es den Besucher*innen und Vortragenden, sich körperlich mit der Projektion und der dahinterstehenden Maschinerie in Verbindung zu setzen“ (S. 181). Im Verlauf dieses zweiten Teils wird in der empirisch dichten und durchwegs stringenten Argumentation deutlich, dass es sich beim Wundertopos um eine historisch situierte Erzählweise handelt, welche die Erfahrungen rahmt und die Auseinandersetzung der Besucher:innen mit ihren Zukunftsverständnissen und der Bedeutsamkeit ihrer Epoche – der Moderne – prägte.

Der dritte Abschnitt widmet sich den „Techniken des Wunderns“ und damit dem Wundern als verkörperte „Wahrnehmungs-, Fühl- und Wissensweise“ (S. 244), die im Planetarium als Teil der dort stattfindenden Wissensvermittlung erzeugt, eingeübt und performiert wurde. Dazu nimmt die Autorin mit viel Liebe zum Detail und Gespür für Nuancen die Körper und Praktiken der Besucher:innen in den Blick. Mit Bezug auf die beweglichen Stühle – ein Paradebeispiel im Bereich der Literatur zu Affordanzen, worauf die Autorin auch selbst augenzwinkernd hinweist – argumentiert Ahner, dass jene zentral und konstitutiv an der im Planetarium eingeübten Sehtchnik beteiligt waren. Durch ihre Beweglichkeit sollten sie den Körpern der Zusehenden den Blick nach oben erleichtern und ihnen so ermöglichen „sich in ihren Sinnen [zu] verlieren und ihren sitzenden Körper [zu] ‚vergessen‘“ (S. 277). Ahner analysiert das Planetarium darüber hinaus in seiner Wirkweise als „Atmosphärenapparat“, der in einem Zusammenspiel aus dem Wundertopos, dem Einsatz von Musik und dem Einüben von Körperpraktiken einen bestimmten Modus der Wahrnehmung hervorbrachte, welcher „Gefühle wie Erbauung, Entzückung, Ehrfurcht, Andacht und Begeisterung beinhaltet und das astronomische Wissen als bedeutsam erfahrbar machte“ (S. 262). Die ästhetische Inszenierung von Feierlichkeit sowie die Nähe des Wunderns zu religiösen Gefühlen deutet Ahner abschließend als Möglichkeitsbedingungen für Transzendenzerfahrungen im Planetarium, die von den Zeitgenoss:innen je nach Weltanschauung im Anschluss als christlich oder politisch oder als Erfahrung des technisch Erhabenen gedeutet wurden.

Die Dissertation ist ein gelungenes Beispiel für das analytische Potenzial eines weitgefassten kulturwissenschaftlichen Technikbegriffs. Vor diesem Hintergrund verwundert es ein wenig, dass die grundsätzliche Diskussion der Literatur aus der kulturwissenschaftlichen Technikforschung erst auf Seite 147 gewissermaßen einleitend in das folgende erste thematische Kapitel stattfindet. Gerade dieser Teil hätte auch in dem ausführlicheren Überblick über den Forschungsstand am Anfang des Buches besprochen werden können, der in der Einleitung angesiedelt ist. Allerdings wird dort lediglich die interdisziplinäre Weltraumanthropologie behandelt. An welcher Stelle die Einordnung der Arbeiten zur kulturwissenschaftlichen Technikforschung vorgenommen wird, bleibt letztlich eine Geschmacksfrage.

Über die gesamte Studie hinweg gelingt es der Autorin gleichzeitig theoretisch anspruchsvoll und nahe an den historischen Quellen zu argumentieren. Der Leseindruck ist daher von einer erfrischenden Leichtigkeit bei gleichzeitiger theoretisch-analytischer Präzision geprägt. Ahner schreibt überaus klar und verständlich, so dass sich die Ausführungen zu theoretischen Begrifflichkeiten stets wie kleine Einführungswerke lesen. Der Schreib- und Argumentationsstil ist ein großer Verdienst der Autorin, er führt in keiner Weise dazu, dass ihre wissenschaftliche Interpretation an Komplexität einbüßt. Insgesamt hat Ahner eine hervorragende Dissertation vorgelegt, in der sie das Wundern als moderne Technikemotion detail- und facettenreich ausleuchtet und theoretisiert.

HANNAH KANZ

Georg Fertig, Sandro Guzzi-Heeb (Hg.): Genealogien. Zwischen populären Praktiken und akademischer Forschung (= Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raums/Rural History Yearbook, 2021). Studienverlag: Innsbruck, Wien 2022, 314 S., 41 Abb. und 12 Tab.

Laut Klappentext geht dieser Band drei Aspekten nach. Zum einen soll dargelegt werden, welche wissenschaftlichen, privaten, politischen oder anderen Motive der Erforschung von Genealogien zugrunde liegen. Ein weiterer Fokus liegt darauf, aufzuzeigen, wie versucht wurde/wird die Genealogie als Beitrag zur Wissenschaft zu etablieren. Außerdem soll beleuchtet werden, welches Potenzial die genealogischen Wissensbestände für Geschichtswissenschaft, Demografie und Anthropologie haben.

Die Einleitung (S. 11–30), verfasst von den Herausgebern Georg Fertig (Institut für Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und Sandro Guzzi-Heeb (Institut für Geschichte, Universität Lausanne), gibt einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Genealogie und ihrer Kontexte, wobei erläutert wird, dass damit zu verschiedenen Zeiten, verschiedene Ziele verfolgt wurden. Außerdem wurden „[i]n verschiedenen Ländern [...] Fragen der

Abstammung in unterschiedlichen sozialen und Wissenskontexten verhandelt“ (S. 18). Wohl auch deshalb wurde bei der Konzeption des Bandes auf Internationalität geachtet. Enthalten sind deutsch- und englischsprachige Texte. Manche Artikel wirken allerdings so, als wären sie ins Deutsche übersetzt worden, was die Frage aufwirft, warum nicht alle Texte ins Deutsche übersetzt und die jeweiligen Originaltexte online zur Verfügung gestellt wurden.

An und für sich werden bereits im Einleitungstext die drei auf dem Buchdeckel als Fragen formulierten Aspekte umrissen und grob beantwortet. Für Leser*innen, die sich bisher gar nicht oder kaum mit der Thematik auseinandergesetzt haben, ein guter Einstieg und eine Auffrischung für jene, die sich schon länger nicht mehr damit befasst haben. Fertig und Guzzi-Heeb liefern außerdem eine ausführliche Übersicht über den Inhalt des gesamten Bandes (S. 24–30).

Die Publikation ist nach ‚Vorwort‘ und ‚Einleitung‘ in die vier Abschnitte *Motive*, *Praktiken*, *Ressourcen* und *Forum* gegliedert. Die ersten drei Abschnitte, denen je drei Beiträge zugeordnet sind, basieren auf dem Call for Papers *Genealogie als populäre Praxis und als wissenschaftliche Perspektive in der historischen und ethnologischen Forschung: Motive – Praktiken – Ressourcen* von 2019 (S. 25f.). Freilich lassen sich Forschungsmotive, Forschungspraktiken und die zugrundeliegenden Ressourcen, sprich Primär- und Sekundärquellen, nur bedingt trennen. Trotzdem ist die Gliederung nachvollziehbar.

Die drei ersten Texte gehen vertiefend auf Beweggründe ein, Genealogie zu betreiben. Die drei Beiträge im Teil *Praktiken* fokussieren auf genealogische Untersuchungen der Vergangenheit. Der Abschnitt *Ressourcen* präsentiert drei praktische Forschungsarbeiten und deren Quellen, darunter auch solche, die aus genealogischen Forschungen und den daraus resultierenden Bedürfnissen nach Erfassung und Darstellbarkeit der Ergebnisse entstanden.

Der Überbegriff *Forum* für den vierten und letzten Abschnitt ließe Spielraum für diverse Themen. Dort beleuchten acht Berichte „genealogische [...] und personengeschichtliche [...] Arbeitsvorhaben, die jeweils das Anliegen teilen, breit nutzbare digitale Infrastrukturen zu schaffen“ (S. 26). Dabei werden u. a. Projekte vorgestellt, die auf bürgerwissenschaftlichen Initiativen, *Citizen Science*, basieren. Damit wird ein im Band bereits einleitend angeführtes Anliegen, nämlich das Zusammenführen von akademischen und privaten Forschungen,

abgedeckt, dem im Vorfeld mittels zweier Tagungen, 2018 in Münster und 2019 im Wallis, nachgekommen wurde.¹

Dieser spannende Bereich soll in Folge genauer betrachtet werden: Der erste Beitrag im *Forum* stammt von Jesper Zedlitz (Verein für Computergenealogie e. V./CompGen, Köln) und Georg Fertig und bietet grundlegende Informationen zum Sammeln, Modellieren und Analysieren von Daten. Folgerichtig unterscheidet er dabei zwischen Interessen von Kultur- und Gedächtnisinstitutionen und von Genealog*innen (S. 223f.). Eine tabellarische Auflistung von „Datenbanksystemen und -formaten für historische Personen-, Beziehungs- und Lebenslaufdaten“ (S. 228–230) ist angeschlossen. Das Datenbanksystem *Gedbas4all* des Vereins für Computergenealogie wird dann von den Autoren ausführlicher vorgestellt. Dabei gewinnt man einen guten Einblick in die durchdachte und bedarfsorientierte Strukturierung eines komplexen Datenbanksystems (S. 231–233).

Im zweiten Forumsbeitrag geht Georg Fertig kritisch auf das Feld der DNA-Genealogie ein und erklärt u. a., wie die sogenannte Herkunftsanalyse funktioniert (S. 242 f.) und in wie weit sich die auf schriftlichen Quellen basierte Genealogie von der ganz und gar auf biologische Verwandtschaftsbeziehungen fußenden DNA-Genealogie unterscheidet. Er inkludiert einen unverblühten Bericht über eine, inzwischen ausgelaufene, Kooperation zwischen dem Verein CompGen und dem britischen Unternehmen LivingDNA.

Die beiden digitalen Werkzeuge zur Identifikation von historischen Ortsangaben Geschichtliches Ortsverzeichnis (GOV) und Dariah Geo-Browser (DGB) werden im Forumsbeitrag von Anne Purschwitz (Institut für Geschichte, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) und Jesper Zedlitz gegenübergestellt sowie deren Praxistauglichkeit anhand eines Anwendungsbeispiels mit über 8.000 Briefen aus der Deutschen Auswanderungsbrieffsammlung (DABS) darlegt (S. 250–268). Die Vorgehensweise während des Praxistests wird unter Einbezug technischer Details ausführlich beschrieben.

Der Beitrag von Moritz Müller (Museum für Naturkunde Berlin) fokussiert auf das Simulationsprojekt *Time Maschine* in Leipzig. Müller plädiert begründet dafür, dass urbane Sozialgeschichte

1 Zwei weitere Tagungen waren für 2020 geplant, wurden aber aufgrund der damals grassierenden Corona-Pandemie abgesagt (S. 9).

auch mithilfe von „bürgerwissenschaftlichem Engagement“ und auch auf genealogischer Ebene erforscht wird (S. 269–273).

Im nächsten, dem fünften Beitrag beschäftigen sich Volker Hirsch (Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Detmold) und Roland Linde (Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung, Detmold) mit einem Crowdsourcing-Projekt, das erfolgreich auf die Beteiligung von Lai*innen aufbauend, Personenstandsdaten von „Juden in Westfalen und Lippe“ durch „Tiefenerschließungen“ von Archivmaterialien des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen erforschte (S. 274–280).

In beiden Artikeln wird deutlich gemacht, wie viel Potenzial in *Citizen Science* und *Crowdsourcing* steckt. Dass es hierfür auch einer gründlichen Vorbereitung und einer wissenschaftlichen Begleitung bedarf, darauf weisen besonders Hirsch und Linde hin (S. 279 f.).

Peter Moser (Archiv für Agrargeschichte/AfA, Bern) stellt in seinem Text das Portal *Personen und Institutionen* vor, das vom Schweizer Archiv für Agrargeschichte betrieben wird (S. 281–301). Dort werden durch quellenbasierte Einträge Informationen zu Personen und Institutionen gesammelt, „die in der Entwicklung der ländlichen Gesellschaft der Schweiz eine Rolle gespielt haben“ (S. 283). Neben biografischen Daten werden in diesem Onlinenachschlagewerk Verbindungen zwischen den angeführten Personen und Institutionen sichtbar gemacht. Moser beschreibt ausführlich die Strukturierung der Plattform und die dort zu gewinnenden Erkenntnisse und belegt sie mit Beispielen.

Auch die beiden letzten Beiträge behandeln genealogische Forschungsprojekte und deren Datenbanken. Jean-Charles Fellay (Centre Régional d'Études des Populations Alpines/CREPA, Sembrancher) stellt CREPA vor, ein Projekt, das in den 1970er Jahren startete, und Adriano Rodesino (Physiker i. R., Corzoneso) präsentiert genealogische und demografische Untersuchungen mittels des von ihm privat zusammengetragenen Archivs des Bleniotals (S. 309–314).

Obwohl in einigen der genannten Beiträge technische Einzelheiten zu Datenbanken und Informationssystemen erläutert werden, bemühen sich alle Autor*innen, diese Inhalte so allgemein verständlich wie möglich zu transportieren.

Der Band ist das Ergebnis des Versuchs „[m]it mehreren Tagungen [...] Beiträge aus europäischen und außereuropäischen,

akademischen und bürgerwissenschaftlichen Communities zusammenzuführen“ (S. 9). Diese angestrebte Internationalität schlägt sich hauptsächlich in den Themenfeldern *Motive*, *Praktiken* und *Ressourcen* nieder. Im Abschnitt *Forum* sind ‚nur‘ Beiträge aus Deutschland und der Schweiz zu finden, was in der Einleitung immerhin angesprochen wird (S. 9).

Ein Blick auf die Autor*innenbiografien ergibt außerdem, dass lediglich der letzte Text von einem sogenannten Bürgerforscher allein geschrieben wurde. Die knappen biografischen Angaben sind zudem nicht sonderlich informativ. Allgemein war das Lesen in der broschiierten Publikation auf Grund von grafischen Entscheidungen wie Schriftgröße, Zeilenabstand und Seitenränder eher mühsam. Die Seiten wirken überladen. Der Band ist auch als Onlinepublikation erschienen – dort können die Seiten individuell vergrößert werden.

Dem Buch gelingt es zu verdeutlichen, dass es sich bei Genealogie nicht ausschließlich um ein Instrument privat betriebener Familienforschung, sondern um ein Werkzeug von verschiedenen Wissenschaftszweigen (wie z. B. Geschichtswissenschaft, Soziologie, Anthropologie, Ethnologie und Demografie) oder interdisziplinären Forschungen (z. B. Migrationsforschung) handelt.

Fazit ist, es stellt für all jene eine rentable Lektüre dar, die Genealogie ernst nehmen, weil sie entweder selbst genealogisch, demografisch arbeiten und Beziehungsgeflechte erforschen und darstellen wollen oder sich einfach für diese Forschungen interessieren – egal ob beruflich oder privat.

MARIA RAID

Jessica Richter: Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (1880–1938). De Gruyter: Oldenburg 2024, 515 S.

Genaueres Hinsehen, relationales Denken und ein kritisches Feingefühl für Quellen. Mit diesen Schlagworten kann Jessica Richters Dissertation beschrieben werden, in der sie sich mit „besonderen

Arbeitskräften“ von 1880 bis 1938 in Österreich beschäftigt. Das Buch ist im Druck sowie Open Access¹ erschienen.

Die Gruppe der besonderen Arbeitskräfte ist in dieser Publikation weit gefasst und kontext- wie zeitabhängig zu verstehen. Unter anderem befasst sich Jessica Richter mit Dienstbot*innen, Bediener*innen, Wäscher*innen und Bediensteten in der Landwirtschaft. Entlang der Achsen Geschlecht, Migration und soziales Milieu skizziert sie ein Bild von Hierarchisierungen zwischen verschiedenen Formen der Hausarbeit, aber auch der sich um die Jahrhundertwende verstärkt etablierenden Lohnarbeit, die andere Formen der Arbeit verdrängte oder vereinnahmte. Jessica Richters Studie ist nicht bloß eine Aufzählung von Gesetzesänderungen und Errungenschaften des häuslichen Dienstes, sondern verweist auf soziale Transformationen, Beharrlichkeiten und Brüche, bei denen der Wert von – insbesondere der gesellschaftlich als *richtig* erachteten – Arbeit, verhandelt und produziert wurde. Es handelt sich um Diskurse und Praktiken, die bis heute nachwirken und unser Verständnis prägen. Die Autorin zeigt das anhand einer Vielzahl von Quellen auf – darunter Gesetzestexte, Zeitschriftenausschnitte, Stellenausschreibungen und (auto-)biografische Materialien. Diese setzt sie miteinander in Bezug, um ein tiefgreifendes Verständnis für die besonderen Arbeitskräfte und ihre Umstände zu schaffen.

Im ersten Kapitel „Von Dienstboten zu Hausgehilfen: soziale Rechte, Ansprüche und politische Auseinandersetzungen (circa 1890–1938)“ wird die Formalisierung des häuslichen Dienstes beschrieben. Diese fand unter anderem durch Gesetze wie das Hausgehilfengesetz von 1920 (S. 96), die Gründung von Vereinen und die Professionalisierung durch Ausbildung statt. Die Vereinsstrukturen waren breit gefächert von privaten, konfessionellen und bürgerlichen Vereinen bis hin zu Wohlfahrtseinrichtungen und politischen Interessensvertretungen (S. 95). Diese Transformationsprozesse waren nicht nur vom politischen Willen der Interessensvertretungen geprägt, sondern dahinter standen Debatten und Kämpfe um Deutungshoheiten, die festlegen wollten, welche Form der Arbeit der häusliche Dienst zu sein hatte.

1 Open Access Zugang: <https://doi.org/10.1515/9783110633351>

So zeigte der sozialdemokratische Verein Einigkeit, der Anfang des 20. Jahrhunderts gegründet wurde, die Tendenz, die Mitglieder für eigene parteipolitische Zwecke zu vereinnahmen. Durch patronisierende Maßnahmen sollte das Hauspersonal zu einer besseren sozialen Stellung gelangen, in der Hoffnung, dass sich diese im Gegenzug sozialdemokratisch engagieren würden (S. 63). Der Reichsverband der christlichen Hausgehilfinnen hingegen nahm eine ambivalente Haltung ein, die zwischen politischer Vertretung der Hausgehilf*innen und gleichzeitiger Erhaltung patriarchaler, „gottgegebener“ Machtverhältnisse zugunsten der Dienstgeber*innen hin und her schwankte, wobei der Verein sich eher den Dienstgeber*innen zuneigte (S. 90). Der häusliche Dienst wurde ab Ende des 19. Jahrhunderts zum Großteil von Frauen erbracht, was der patriarchalen Strukturierung des Haushalts besonders entgegenkam.

Laut Richter förderten die gesetzlichen Verordnungen ebenfalls hierarchisierende Tendenzen. Einerseits unter den verschiedenen Hausgehilf*innen selbst und andererseits in Bezug auf deren Stellung im Haushalt. So wurden Dienstbot*innen und landwirtschaftliche Bedienstete aus dem Hausgehilfengesetz ausgeschlossen, obwohl der Übergang zwischen diesen Berufsbezeichnungen und deren Tätigkeiten fließend und nicht eindeutig definierbar waren. Jessica Richter erläutert, dass das Hausgehilfengesetz von 1920 eher widerwillig von den Dienstgeber*innen angenommen wurde, was so weit führte, dass Verbesserungen für Hausgehilf*innen häufig missachtet wurden und gerichtlich eingeklagt werden mussten (S. 109).

Dass sich der häusliche Dienst teilweise diesen Formalisierungsversuchen entzog, zeigt die Autorin im nächsten Kapitel: „Lenkung des häuslichen Arbeitsmarkts: Auseinandersetzung um Stellenvermittlung und Stellensuche“. Der häusliche Dienst wurde demnach oft durch Hörensagen und private Netzwerke, bestehend aus Verwandten und Bekannten, organisiert. Personen, die nicht auf ein solches Netzwerk zurückgreifen konnten, waren zuerst auf gewerbliche und ab der Zwischenkriegszeit vermehrt auf staatliche Arbeitsvermittlung angewiesen. Frauen profitierten verstärkt von ihren Netzwerken, indem sie selbst als gewerbliche oder ehrenamtliche Vermittler*innen arbeiteten. Dies stand dem Aufbau einer zentralisierten, staatlichen Vermittlung diametral gegenüber, wodurch die informelle Stellenvermittlung auch Ziel von staatlichen Einschränkungen war.

Auf das Verhältnis von Haushalt und Personal geht Jessica Richter im vierten Kapitel „Das Wesen des Privathaushaltes: Die konflikthafte Herstellung von Haushalten und ihrem Personal“ ein, indem sie gerichtliche Entscheidungen zu juristischen Konfliktfällen bezüglich der Form des Arbeitsverhältnisses analysiert und danach fragt, in welchem hierarchischen Verhältnis Arbeitskräfte aus Gewerbe- und Landwirtschaftsbetrieben sowie Wohlfahrtseinrichtungen zu jenen aus privaten Haushalten standen. Sie zeichnet dabei ein Bild von Uneindeutigkeiten mit widersprüchlichen Gerichtsentscheidungen. Jedoch lässt sich nachweisen, dass besonders Dienstbot*innen in der Zeit von 1880 bis um 1920 rechtlich dem patriarchal strukturierten Haushalt zu- und untergeordnet wurden (S. 227). In der Ersten Republik wurden die Aufgaben der Dienstbot*innen neu strukturiert und der Gruppe der Hausgehilf*innen zugeordnet. Dadurch standen diese rechtlich in einem Arbeitsverhältnis, das nicht ganz dem der regulären Lohnarbeit glich. Durch das Naheverhältnis zwischen Hausgehilf*innen und den Dienstgeber*innen sowie deren Haushalten kam es dazu, dass sie als besondere Arbeitskräfte den regulären Arbeitnehmer*innen unterstellt wurden (S. 255).

Im fünften Abschnitt analysiert Jessica Richter mithilfe einer multiplen Korrespondenzanalyse Briefe, Dienstzeugnisse, Tagebücher, einen sozialdemokratischen Briefroman sowie ein katholisches Theaterstück (S. 264). Anhand dieser Quellen zeichnet sie Praktiken von Hausgehilf*innen, Dienstbot*innen und andere dem Haushalt angehörigen Personen nach. So entstehen differenzierte Beobachtungen, die aufzeigen, wie unterschiedlich deren Lebenswelten sein konnten. Die Vielfältigkeit der Betrachtungen zieht sich durch die gesamte Dissertation, die es geschafft hat, komplexe, teils widersprüchliche Diskurse und Praktiken rund um besondere Arbeitskräfte zu beschreiben, ohne zu versuchen, diese Gegensätzlichkeiten aufzulösen. Dabei verweist Jessica Richter im Zuge ihrer detaillierten Literatur- und Quellenrecherche auch auf Lücken in der Forschungslandschaft. Der von der Autorin geleistete historische Rückblick auf die Produktion der besonderen Arbeitskräfte ist auch rezent relevant, da er verdeutlicht, wie der weiblich dominierte Bereich der Hausarbeit sich immer stärker mit der häuslichen Sphäre vermischte, wodurch die Linien zwischen bezahlter und unbezahlter Hausarbeit verschwammen, während die sogenannte Lohnarbeit als ‚richtige Arbeit‘ an

Bedeutung und Macht gewann. Richters Studie bietet daher einen ausgezeichneten Ansatzpunkt, um gegenwärtige Aushandlungen von Care-Arbeit historisch einzuordnen und zu dekonstruieren.

TABEA SÖREGI

Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger, Maria Raid (Hg.): Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108). Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 2023, 175 S., zahlreiche Abb.

Das ÖMV widmete 2023 seine temporäre Ausstellung *Gesammelt um jeden Preis!* der Sammlungsgeschichte des Hauses während der NS-Zeit und deren Aufarbeitung in der Gegenwart. Der damit verbundene Anspruch wurde vom Direktor des ÖMV, Matthias Beitzl, im vorliegenden Katalog wie folgt zusammengefasst: Es gehe um die „Erforschung des Erwerbs und der Herkunft von Dingen im Museum [...] und [...] deren Verbleibsgeschichten bis heute“ (S. 7). Wie der Ausstellungs-Web-Seite entnommen werden kann, betraten die Kuratorinnen Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger und Maria Raid mit der Aufarbeitung dieser Thematik im Rahmen einer Ausstellung Neuland: „Erstmals wurden die komplexen Abläufe der NS-Provenienzforschung und Restitution in Österreich einer breiten Öffentlichkeit in einer Ausstellung gezeigt.“¹ Nach dem Besuch der Ausstellung² und der Lektüre des Kataloges gelangte der Rezensent

- 1 https://www.volkskundemuseum.at/gesammelt_um_jeden_preis_online (Zugriff: 7.2.2024).
- 2 Der Rezensent besuchte die Ausstellung vor und nach Veröffentlichung des Kataloges. Während die Ausstellung am 22. April 2023 eröffnet wurde, erfolgte die Präsentation der Publikation gegen Ende der Ausstellung am 28. September 2023.

zur Überzeugung, dass diese Aufgabe umfassend gelöst wurde und dass Präsentation³ und Katalog sehr zu empfehlen sind.

Wie kam es, dass die komplexen Themata: Unrechtsgehalt von Sammlungen, Provenienzforschung und Restitution in das Ausstellungsprogramm des ÖMV Eingang fanden, wo es doch – im Lichte der umfangreichen Sammlungsbestände im ÖMV (gegen 550.000 Objekte inkl. Fotografien und Bibliothek, S. 39) – durchaus weniger ‚trockene‘ Vermittlungsthemen geben könnte?

Während der NS-Zeit fanden – neben all den menschenverachtenden Grausamkeiten – umfangreiche Sammlungsbestände oftmals auf unrechtmäßige Weise Eingang in die Museen. Dort blieben sie jahrzehntelang, ohne dass die unrechtmäßigen Bedingungen ihres Erwerbs thematisiert worden wären. Wenn nun die Ausstellung mit dem 25. Jahrestag des Inkrafttretens des „Kunstrückgabegesetzes“ 1998 in Zusammenhang gebracht wird (S. 48), so steht sie auch mit dem 80. Jahrestag der „Moskauer Erklärung“ vom 30. Oktober 1943 im Zusammenhang: Darin fand Österreich auf jene Weise Erwähnung,⁴ die später Österreichs „Opferthese“ nährte und zur schleppenden oder fehlenden Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit (und somit auch mit dem Themenkomplex Restitution in den österreichischen Museen) führte. Das Kunstrückgabegesetz 1998 markiert daher auch einen Wendepunkt in der österreichischen Restitutionspolitik:⁵ Ein gesetzlich ins Leben gerufener Beirat bekam

- 3 Die Ausstellung wurde inzwischen in den virtuellen Raum migriert, https://www.volkskundemuseum.at/gesammelt_um_jeden_preis_online (Zugriff: 7.2.2024).
- 4 Österreich als „das erste freie Land, das der typischen Angriffspolitik Hitlers zum Opfer fallen sollte“, sei als freier Staat wiederherzustellen, zitiert nach: Helmut Konrad: 1943: Moskauer Deklaration. In: Haus der Geschichte Österreich, <https://hdgoe.at/moskauer-deklaration> (Zugriff: 7.2.2024).
- 5 Das Kunstrückgabegesetz von 1998 stellt nicht die früheste oder einzige Rechtsgrundlage für die Restitution von Gütern dar, die in der NS-Zeit unrechtmäßig erworben wurden. Bereits 1946 und 1947 wurden sieben (!) Rückstellungsgesetze vom Nationalrat beschlossen, die – immer wieder verlängert – den Betroffenen allerdings große Hindernisse bei der Verfolgung ihrer Ansprüche in den Weg legten. Die Restitution von Kulturgut geht in Österreich allerdings viel weiter zurück: Im zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 zwischen Frankreich einerseits und Großbritannien, Österreich, Preußen und Russland andererseits wurde dem unterlegenen Frankreich aufgetragen, die im Rahmen der Feldzüge

die Aufgabe, auf Grundlage der von der Kommission für Provenienzforschung durchgeführten Recherchen über die Herkunft des Sammlungsguts (das zwischen 1933 und 1945 in die Sammlungen des Bundes gelangte) dem/der Kulturminister*in eine Empfehlung über die mögliche Rückgabe des Sammlungsguts an die Eigentümer*innen bzw. an die Erb*innen zu übermitteln.

Was hat nun aber das Kunstrückgabegesetz von 1998 mit dem ÖMV zu tun, zumal das Gesetz nur auf Bundesmuseen anwendbar ist, für das ÖMV aber der Verein für Volkskunde als Träger auftritt? 2014 hat der Verein beschlossen, das Gesetz analog wie bei einem Bundesmuseum anzuwenden, somit Provenienzforschung zu betreiben und auch Restitutionen durchzuführen. Seit 2015 ist daher im ÖMV eine Forscherin der Kommission für Provenienzforschung tätig. War auch die Sammlungspolitik des ÖMV zwischen 1938 und 1945 nach dem Krieg für das Museum kein großes Thema, so bestand doch ein Unrechtsbewusstsein und der Wille zur Wiedergutmachung – zumindest in Ansätzen: Bis 2015 gab das Museum 24 Artefakte zurück (ein weiteres Objekt war in der Zwischenzeit unauffindbar). Auf Grundlage der systematischen Provenienzforschung wurden seit 2015 über 600 Objekte an die rechtmäßigen Erb*innen restituiert, Fälle von weiteren „bedenklichen Objekten“ befinden sich noch in Bearbeitung (was aufgrund der schwierigen Suche nach den Rechtsnachfolger*innen noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird, vgl. S. 74).

Die vielleicht bis hierher als abstrakt wirkende Geschichte des Eigentumsentzuges von Kulturgütern durch das NS-Unrechtsregime und deren zum Teil erfolgte Rückgabe an die rechtmäßigen Eigentümer*innen bzw. (mittlerweile meistens eher) an deren Erb*innen wird in der Ausstellung durch ein Beispiel aus der Praxis vermittelt: Konrad und Anna Mautner. Ihre Familie war dem ÖMV freundschaftlich verbunden (und hatte auch eine Funktion im Vereinsvorstand übernommen), was sich vor 1938 in einer Reihe von Schenkungen an

von Napoleon Bonaparte aus vielen Teilen Europas ins Musée Napoleon (Louvre) verbrachten Kunstwerke zu restituieren. Auch der Friedensvertrag von Saint Germain vom 10. September 1919 zwischen der Entente und Österreich enthielt Verpflichtungen, aufgrund von Staatensukzessionen am Ende des Ersten Weltkrieges (oder während des Kriegsverlaufs angeeignetes) Kultur- und Archivgut an die (vornehmlich Nachbar- und Nachfolge-)Staaten zu übergeben.

das Museum manifestierte.⁶ Nach 1938 wurde die Familie Mautner allerdings als jüdisch verfolgt und ihre privaten Sammlungsgegenstände wurden im ÖMV „sichergestellt“ und unter ihrem Wert von der Witwe Anna Mautner angekauft (Konrad Mautner war bereits 1924 verstorben). Nach 2015 wurden die Erwerbungsstände der rund 500 Objekte untersucht und eine Restitutionsempfehlung ausgesprochen. Allerdings schenkten die Angehörigen der Familie Mautner beinahe alle restituierten Objekte dem ÖMV – wo sie in der hier besprochenen Ausstellung bis gegen Ende 2023 präsentiert wurden.

Ist auch das Narrativ dieser Ausstellung schlüssig, der unrechtmäßige Erwerb in der NS-Zeit, Provenienzforschung und Restitution im musealen Kontext an einem konkreten Beispiel dargestellt, so sind die Anforderungen an die Ausstellungspraxis und an die begleitende Publikation herausfordernd: Wie kann (Un-)Recht ausgestellt werden? Texte von Rechtsnormen sind (jedenfalls für Nicht-Jurist*innen) eher ‚langweilig‘, schwer verständlich und im Kontext einer Ausstellung wenig haptisch. Zudem sind Verfahrensabläufe (wie z. B. von Verwaltungsprozessen und bei der Erstellung von Inventaren) komplex und für Laien unübersichtlich. Darüber hinaus stellt die Vermittlung des Unrechtscharakters (wie eben die widerrechtliche Aneignung) durch ein gänzlich menschenverachtendes Regime besondere Anforderungen an die Ausstellungsarchitektur, sollen doch Willkür und Terror nicht durch ein „arty & shiny“-Design ‚geschönt‘ oder gar kompensiert werden. Einfacher, d. h. durch „konventionelle“ Ausstellungsarchitektur, lassen sich dagegen der Umfang und Inhalt einer Sammlung (wie eben die rund 500 Artefakte der jetzigen Schenkung Mautner) vermitteln.

Der Rezensent hält den eingeschlagenen Vermittlungsansatz für durchaus gelungen und überzeugend – sowohl in den

6 Es soll darauf hingewiesen werden, dass die Schenkungen und Erwerbungen von der Familie Mautner in Publikationen aus den 1960er und 1980er Jahren nicht angesprochen wurden. Der langjährige Direktor des ÖMV, Leopold Schmidt (1912–1981) verwies in seinem Museumsführer von 1960 (*Das österreichische Museum für Volkskunde: Werden und Wesen eines Wiener Museums* [= Österreich-Reihe, 98/100], Wien 1960, S. 9) wie auch in seiner Biografie 1982 (*Curriculum vitae: Mein Leben mit der Volkskunde*. Wien 1982, S. 28) zwar auf das Engagement Konrad Mautners für die alpenländische Volkskunde, erwähnt aber nicht dessen Sammlungstätigkeit für das ÖMV.

Ausstellungsräumen als auch durch die Publikation. Der Weg durch die Ausstellung wie auch die Struktur des Kataloges folgen derselben Ordnung und werden durch ein Farbleitsystem synchronisiert: Der erste Teil der Ausstellung vermittelt (Un-)Recht und dessen Anwendung. Hervorzuheben ist die originelle Lösung, das zweiseitige Bundesgesetzblatt über das Kunstrückgabegesetz von 1998 wie eine wertvolle Urkunde in der Vitrine zu präsentieren – quasi als „Magna Carta der Restitution“. Video-Interviews mit Expert*innen, Grafiken über Verfahrensabläufe und eine Bibliothek mit Sitzmöglichkeiten vermögen die spröde Rechtsmaterie zu vermitteln. Die ausgestellten Vorschriften mit ihren abstrakten Formulierungen könnten bei den Besucher*innen den Eindruck hinterlassen, dass die rechtsstaatlichen Prinzipien in formaler Hinsicht eingehalten wurden (d. h. die Vorschriften wurden im Wege eines gesetzlich vorgeschriebenen Verfahrens von den zuständigen Behörden erstellt). Allerdings vermitteln die ausgestellten Fotos die Brutalität, die mit diesen Normen eines totalitären Regimes einherging. Die Fotos dokumentieren auf beklemmende Weise deren Unrechtsgehalt.

Als Übergang zum ‚Sammlungsteil‘ wird der Ablauf der Inventarisierung und der Provenienzforschung vermittelt (mit dem originellen Ansatz, die unterschiedlichen Inventare des ÖMV jeweils durch das Objekt mit der Inventarnummer 1 vorzustellen). Auch hier – wie bereits im vorhergehenden ‚juristischen Teil‘ – wurde von den Kuratorinnen Neuland betreten, sind doch Arbeitstechniken in den Museen, wie z. B. die Objekterfassung, bislang ein Stiefkind bei der musealen Vermittlung geblieben. Ein umfangreiches Kapitel im Katalog dient der Präsentation der Sammlung Mautner (bzw. zwei von den insgesamt fünf Räumen der Ausstellung). Die Dichte und Anzahl des vorhandenen Materials (es wurde der gesamte Bestand ausgestellt) lässt an ein Schaudepot erinnern. Allerdings vermitteln eine umfangreiche Zahl von Fotos aus dem Sammlungsbestand einen Einblick in das Leben und in das Sammlungsverständnis des Ehepaares Mautner. Ein Video in der Ausstellung über Konrads Enkel Stephen M. Mautner, der in den USA lebt, und dessen Katalogbeitrag gewähren Informationen über die familieninterne Rezeption der Sammlungstätigkeit der Vorfahren in Österreich und auch über die Beweggründe, die Sammlung dem ÖMV als Geschenk zu überlassen.

Die umfassende Ausstellung und der gediegen redigierte Katalog vermögen einerseits Licht in ein dunkles Kapitel früherer Museumspraxis zu bringen, andererseits aber auch eine Lösung aufzuzeigen, die zur Versöhnung mit den Nachkommen der Opfer führt.

PETER STRASSER

Eingelangte Literatur¹

- Ahner, Helen**, Planetarien. Wunder der Technik – Techniken des Wunders. Göttingen, Wallstein Verlag, 2023. 366 Seiten
- Altensleben, Stephan**, Rätselhafte Steinkreuze - die Entdeckung ihrer wahren Bedeutung. Eine rechtsarchäologische Untersuchung. Langenweißbach, Beier & Beran. Archäologische Fachliteratur, 2023. 379 Seiten (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 105)
- Antweiler, Christoph**, Heimat Mensch. Eine populäre Ethnologie. Aschaffenburg, Alibri, 2022. 315 Seiten
- Balzer, Jens**, Ethik der Appropriation. Berlin, Matthes & Seitz, 2022. 87 Seiten (Fröhliche Wissenschaft, 207)
- Bathelt, Christoph (Hg.)**, Die Heimat in der Schultasche. Geschichte einer Flucht. Die Erlebnisse von Heinz H. Bathelt, geschildert von ihm selbst. Wien, Neue Welt Verlag, 2023. 30 Seiten
- Bausinger, Hermann**, Vom Erzählen – Poesie des Alltags. Stuttgart, Hirzel, 2022. 206 Seiten
- Becker, Tobias**, Weltanschauungen. Bilder der Erde als umwelt- und klimapolitische Argumente. Münster u. a., Waxmann, 2022. 265 Seiten (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband 6)
- Beer, Barbara**, Es geht nicht um schön. 15 Restaurierungsgeschichten aus dem Wien Museum. Salzburg u. a., Wien Museum/Residenz Verlag, 2023. 175 Seiten
- Bendl, Eva (Hg.)**, Wohntrends in Miniatur. Moderne Puppenmöbel von Bodo Hennig 1950–2000. Oberschönenfeld, Museum Oberschönenfeld, 2024. 96 Seiten (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 63)
- Berger, Karl C., Alexandra Bröckl, Valeska Flor, Jenny Illing, Gilles Reckinger und Martina Röthl (Hg.)**, „Es wäre ja schade, wenn alles geklärt wäre.“ Empirische Kulturwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse. Münster u. a., Waxmann, 2023. 341 Seiten (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 6). Erscheint anlässlich des Geburtstags von Ingo Schneider (Inhalt: Reinhard Bodner: Die unbequeme Wissenschaft. Volkskundliches Erbe, ethnographische Kunst, anthropologisches Engagement. 19–39; Irene Götz: Vom Narzissmus zur Kollaboration. Autobiographische Erfahrungen mit einer eingreifenden Kulturanalyse. 41–50; Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Kunst – Wissenschaft – Brauchtumsvereine. Divergente Narrative. 51–68; Konrad J. Kuhn: „Walser-Volkskunde“. Nahverhältnisse, alpin-kulturelle Rückprojektionen und die Wissenschaft über ein „Bergvolk“. 69–87; Nikola Langreiter: Abscheu und Akzeptanz. Der Hundemetzger von Lustenau. 89–104; Lukas Madersbacher: Der Werkmeister als Denker. Zur Frühgeschichte des Architektenporträts und der Imagebildung eines Berufsstandes. 105–123; Silke Meyer: Der Sandler im Hörsaal. Gegenwärtige Sagen an der Universität Innsbruck. 125–139; Werner Nicolussi: Zur Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Gefühle mit jemandem zu teilen. 141–154; Friedrich Pöhl: Menschenfresser in Anthropologie und Ethnologie. 155–169; Bernd Rieken: Angriff

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- aus der Unterwelt. Moderne Sagen über Schlangen im WC. 171–181; Mike Robinson: Schneider Master Rap. 183–184; Johanna Rolshoven: Kollisionen zwischen Wissenschaft und Leben. Zur Kritik der Universität. 185–200; Martin Scharfe: Was „zeigt“ die Erzählung, was „erzählt“ das Bild? Zur medialen, substantiellen und seelengeschichtlichen Bedeutung von Berg-Ersteigungsgeschichten. 201–219; Klaus Schönberger: Konflikte um Denkmäler als Kämpfe um den öffentlichen Raum. Eine kleine Theorie des Denkmalkommentars. 221–249; Richard Schwarz: „... meine ganze Zeit ...“. Wirkung und Lebenslauf eines Zitats. 251–262; Martin Sexl: Die visuelle Produktion von Unsichtbarkeit. Oder: Wie Klasse durch Kultur verdeckt wird. 263–273; Claudius Ströhle: What is it like to leave the field? Einige Gedanken zum Feldausstieg in der ethnographischen Forschung. 275–290; Dietrich Thaler: Der Weg der Karrenzieher. 291–307; Harm-Peer Zimmermann: „Volkspoesie“ revisited. Anthropologische und ästhetische Aspekte. 309–321)
- Berger, Karl C., Ursula Grimm und Astrid Flügel (Hg.)**, Sammeln und Präsentieren. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner u. a., 2023. 208 Seiten (Wissenschaftliches Jahrbuch der Tiroler Landesmuseen, 16/2023)
- Böhler, Ingrid, Karin Harrasser, Dirk Rupnow, Monika Sommer und Hilde Strobl (Hg.)**, Ver/störende Orte. Zum Umgang mit NS-kontaminierten Gebäuden. Wien u. a., Mandelbaum Verlag, 2024. 259 Seiten
- Borchardt-Birbaumer, Brigitte (Hg.)**, 2000er. Bye-bye Zuversicht. Wien, Verlag für Moderne Kunst, 2023. 552 Seiten
- Bowry, Jaya**: Ethnografische Erkundungen im Fußballstadion. Kulinarische Fanfreuden zwischen Genuss, Gemeinschaft, Gewissen und Gesundheit. Münster u. a., Waxmann, 2022. 308 Seiten (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 24)
- Brochmann, Nina und Ellen Stökken Dahl**, Viva la Vagina! Alles über das weibliche Geschlecht. Frankfurt a. M., S. Fischer, 2022. 396 Seiten
- Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport, Sektion für Kunst und Kultur (Hg.)**, Fokus Publikum. Wien, Bundesministerium für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport, 2023. 327 Seiten (Aus dem Inhalt: Wolfgang Muchitsch: Auf den guten Mix an Kennzahlen kommt es an! 62–63; Michael Zechmann-Khreis: Darf man das museale Publikum fordern? 107–111; Karin Schneider: Mit, durch, für ... das Publikum – welches Publikum? 131–137; Birgit Johler und Anita Niegelhell: In Bewegung: das Volkskundemuseum in Graz und seine Beziehungen zu Gesellschaft und Öffentlichkeit. 199–201; Matthias Beitzl: Wollen wir nur besucht werden? 317–319)
- Czaja, Wojciech (Hg.)**, Wien Museum/Neu. Salzburg u. a., Wien Museum/Müry Salzmann, 2023. 208 Seiten
- Daston, Lorraine**, Regeln. Eine kurze Geschichte. Berlin, Suhrkamp, 2023. 432 Seiten
- Dinçkal, Noyan, Bärbel Kuhn und Matthias Weipert (Hg.)**, Verschwörung denken. Bielefeld, Transcript, 2023. 162 Seiten (Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 2023/1)
- Dinkl, Susanne, Michaela Fenske, Joachim Hamm und Felix Linzner (Hg.)**, Katastrophen, Fluten, Weltenbrände. Erzählungen von Krisen und Chancen vom Mittelalter bis heute. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2023. 284 Seiten (Würzburger Ringvorlesungen, 21)
- Dippel, Anne und Warnke, Martin**, Tiefen der Täuschung. Computersimulation und Wirklichkeitserzeugung. Berlin, Matthes & Seitz, 2022. 172 Seiten
- Donzé, Pierre-Yves**, Selling Europe to the World. The Rise of the Luxury Fashion Industry, 1980–2020. London u. a., Bloomsbury Visual Arts, 2023. 166 Seiten

- Eberl, Christine (Hg.), Übers Überraöckl. Garnierspenser, Hut, Steppmieder. Leogang, Eigenverlag, 2023. 201 Seiten
- Eichert, Robert, Die Lobau. Eine historische Bilderreise durch die Natur- und Kulturlandschaft der Wiener Lobau. Schleinbach, Edition Winkler-Hermanden, 2023. 117 Seiten
- Eigner, Peter, Die Wittgensteins. Geschichte einer unglaublich reichen Familie. Wien, Molden, 2023. 335 Seiten
- Fekrsanati, Farideh und Gabriel Schimmeroth (Hg.), From Conservation to Conversation. Rethinking Collections Care. Hamburg, MARKK Hamburg/Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt, 2023. 144 Seiten (Mitteilungen aus dem Museum am Rothenbaum, Neue Folge 53)
- Folkers, Gerd, Faustmanns Hypsometer und andere seltsame Instrumente zur Vermessung der Welt. Zürich, Chronos, 2023. 213 Seiten
- Frank, Elisa, Vom Umgang mit einem multiplen Tier. Eine Ethnografie wölfischer Präsenz in der Schweiz. Zürich, Chronos, 2023. 462 Seiten (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29)
- Gaillinger, Felix, Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter. München, utzverlag GmbH, 2022. 128 Seiten (Münchner ethnographische Schriften, 35)
- Giersberg, Bettina, Die Kunst der Imitation. Glarner Textildruck. Zürich, Hier und Jetzt, 2022. 147 Seiten
- Greitemann, Leander, Unfollow Your Dreams. Leben, Ziele, Sinn und Erfolg neu denken. Mainz, Verlag Hermann Schmidt, 2023. 248 Seiten
- Haas, Georg Friedrich, Durch vergiftete Zeiten. Memoiren eines Nazibuben. Wien u. a., Böhlau Verlag, 2022. 296 Seiten
- Hammerschmid, Michael, stopptanzstill! Wiener Tier Figuren Gedichte. Wien, Picus Verlag, 2023. 93 Seiten
- Heimann-Jelinek, Felicitas und Hannes Sulzenbacher (Hg.), „Ausgestopfte Juden?“ Geschichte, Gegenwart und Zukunft jüdischer Museen. Göttingen, Wallstein Verlag, 2022. 431 Seiten
- Herrmann, Volker und Beatrice Tobler (Hg.), Gut Brand! Historisches Ziegelhandwerk in Forschung und Vermittlung. Tagungsband zur internationalen Ziegeltagung vom 3.–4. September 2021 im Freilichtmuseum Ballenberg. Basel, Friedrich Reinhardt Verlag, 2023. 160 Seiten
- Jablonowski, Maximilian, Valerie Keller, Simone Stiefbold und Malte Völk (Hg.), Analytische Fantasie. Von narrativen Welten zum guten Altern. Eine Festschrift für Harm-Peer Zimmermann. Ilmtal-Weinstraße, Jonas Verlag, 2022. 279 Seiten
- Jaeger-Erben, Melanie und Sabine Hielscher, Verhältnisse reparieren. Wie Reparieren und Selbermachen die Beziehung zur Welt verändert. Bielefeld, transcript, 2022. 196 Seiten (Urban Studies)
- Jerin, Anja und Nena Židov (Hg.), Register nesnovne kulturne dedišöine Slovenije (2008–2023) [Register of the Intangible Cultural Heritage of Slovenia (2008–2023)]. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2023. 137 Seiten
- Kluy, Alexander, Der Regenschirm. Eine Kulturgeschichte. Wien, Atelier, 2023. 124 Seiten
- Krause, Katharina, Gefährliche Bilder. Milchfrauen, Lumpensammler und anderes Straßenvolk in der großen Stadt. Baden-Baden, Nomos, 2023. 411 Seiten (Politiken der Sicherheit, 11)
- Kuhn, Konrad J. (Hg.), Gehen – kulturwissenschaftlich. Erkundungen zu alltäglichen Praktiken. Innsbruck, university press, 2023. 183 Seiten (bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 12) (Inhalt: Konrad J. Kuhn: Alles geht? Einführende Gedanken zu alltäglichen Praktiken des Zu-Fuß-Gehens. 7–15; Elisabeth Waldhart: Spurensuche. Wie Gehen den Innsbrucker Stadtraum prägt und von ihm geprägt wird. 17–43; Claudia Frick: „Die sprechenden Zeichen des Bürgertums“. Ein bürgerlicher Spaziergang und Accessoires im Innsbruck des 19. Jahrhunderts. 45–60; Marina Mearrelli: „Andiamo a San Luca?“. Motive und

- Wahrnehmungen abendlicher Gehkultur in Bologna. 61–79; Alexander Profanter: Zwischen Freiheit und Solidarität. Habituelle Veränderungen des Spaziergangs im Kontext der Corona-Pandemie. 81–97; David Dagn: Durch Welten wandern. Modalitäten des virtuellen Gehens in Videospiele. 99–117; Lea Dechert: Von Almwiesen, Kaiserschmarrn und Hüttenromantik. Wovon auf privaten Wanderblogs erzählt wird. 119–129; Laura Kogler: Gehen auf den „heiligen Berg“. Zu emotionalen Praktiken des Bergsteigens auf die Hohen Munde. 131–148; Lucas Brand: „Quintessenz der Langeweile“? Erkenntnisse zum sportlichen Gehen. 149–163; Franziska Niederkofler: „Eigentlich ist die Straße für die Fußgänger:innen da ...“. Eine ethnografische Annäherung an kleinstädtische Räume des Zu-Fuß-Gehens. 165–180)
- Lari, Anna, Manuela Rathmayer und Konrad J. Kuhn**, Im Reigen der Ideologisierung. Karl Horak, Volkstanz und der Nationalsozialismus. In: *Tiroler Heimatblätter* 98, 2023, 2. S. 60–67
- Laufenberg, Mike und Ben Trott (Hg.)**, Queer Studies. Schlüsseltexte. Berlin, Suhrkamp, 2023. 576 Seiten (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 2308)
- Laug, Anna-Sophie (Hg.)**, Das Land spricht. Sámi Horizonte = The Land has a Mind to Speak. Sámi horizons = Eanan hállá. Sámi oinnodat. Hamburg, MARKK Museum am Rothenbaum, 2023. 131 Seiten
- Lepore, Jill**, Die geheime Geschichte von Wonder Woman. München, C. H. Beck, 2022. 549 Seiten
- Lupi, Elisabetta und Jonathan Voges (Hg.)**, Luxus. Perspektiven von der Antike bis zur Neuzeit. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2022. 266 Seiten
- Menze, Nele**, Ökonomisches Handeln in der Drag- und Tunten-Szene. Ethnographische Erkundungen. Münster u. a., Waxmann, 2023. 135 Seiten (Fördeblick, 2)
- Nußbaumer, Martina (Hg.)**, Momentaufnahme Wien. 130 Stimmen zur Stadt der Gegenwart. Wien, Falter Verlag, 2023. 575 Seiten
- Pfleger, Susanne, Gila Kolb und Konstanze Schütze (Hg.)**, Kunstvermittlung zwischen Haltung und Verantwortung. München, kopaed, 2023. 159 Seiten
- Pieler, Erich**, Nur eine Flasche. Formen eines Gebrauchsglases in Österreich von 1800 bis zur Gegenwart. St. Pölten, Museumsmanagement Niederösterreich GmbH, 2023. 4 Bände (Schriftenreihe Regional- und Heimatforschung, 10)
- Prelić, Mladena, Lada Stevanović und Miroslava Lukić Krstanović (Hg.)**, Rod, znanje i moć. Istorija, nasleđe i značaj naučnica u Srbiji [Gender, Knowledge and Power. History, Heritage and Significance of Women Scholars and Scientists in Serbia]. Beograd, Etnografski institut SANU, 2022. 239 Seiten (Zbornik radova/Etnografski institut SANU, 34)
- Ruda, Adrian**, Der Totenkopf als Motiv. Eine historisch-kulturanthropologische Analyse zwischen Militär und Moden. Köln, Böhlau, 2023. 610 Seiten (mode global, 4)
- Rümelin, Christian (Hg.)**, Papierarbeiten. Works on Paper. Köln, Wienand, 2024. 280 Seiten
- Saks, Kertu und Reet Piiri**, Scarfs. Messages in a Triangle. An Exhibition of Estonian 20th-Century Souvenir Scarfs. Tartu, Eesti Rahva Muuseum, 2023. 62 Seiten
- Schädler, Jonas**, Der Stromzähler. Elektrische Energie als Konsumgut, 1880–1950. Zürich, Chronos, 2023. 235 Seiten (Interferenzen, 29)
- Schäfer, Florian, Janin Pisarek und Hannah Gritsch**, Fabeltiere. Tierische Fabelwesen der deutschsprachigen Mythen, Märchen und Sagen. Köln, Böhlau, 2023. 254 Seiten
- Schindler, Thomas, Marguerite Rumpf und Markus Rodenberg (Hg.)**, Alltagskultur ist Alltagskultur ist Alltagskultur^N. Kulturkontakte – Kultur(de/re)konstrukte – Kulturverluste. Essays zu Perspektiven empirischer Kulturwissenschaft. Ilmtal-Weinstraße, Jonas Verlag, 2023. 203 Seiten (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 58)

- Schnyder, Mireille und Leonie Rohner (Hg.)**, Standreden. Fünfunddreissig Hinrichtungspredigten als kulturhistorische Quellen. Zürich, Chronos, 2023. 422 Seiten (Schweizer Texte, Neue Folge 59)
- Schöne, Anja und Malin Drees (Hg.)**, Er gehört zu mir. Muslimische Lebenswelten in Deutschland. Münster u. a., Waxmann, 2022. 196 Seiten
- Simek, Rudolf**, Dämonen, Teufel, Hexenglaube. Böse Geister im europäischen Mittelalter. Wien u. a., Böhlau, 2023. 329 Seiten
- Škafar, Bojana Rogeli (Hg.)**, Slovenski Etnografski Muzej. Prvih sto 1923–2023 [Slovene Ethnographic Museum. The first Hundred 1923–2023]. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2022. 187 Seiten
- Slater, Alison, Susan Atkin und Elizabeth Kealy-Morris (Hg.)**, Memories of Dress. Recollections of Material Identities. London, Bloomsbury Visual Art, 2023. 241 Seiten
- Stifter, Christian H. und Celine Wawruschka (Hg.)**, Populäres Wissen. Von der Laienforschung des 19. Jahrhunderts zur heutigen „Citizen Science“ – eine Annäherung. Wien, Verein zur Geschichte der Volkshochschulen/Förderverein des Österreichischen Volkshochschularchivs, 2023. 232 Seiten (Spurensuche, 30–31/2021–22) (Aus dem Inhalt: Regina Wonisch: Die Wiener Bezirksmuseen als Orte der Laienwissenschaft. 4–21; Celine Wawruschka: Partizipative Forschung im langen 19. Jahrhundert am Beispiel des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. 60–75; Hubert Christian Ehalt: Emanzipatorisches Interesse und engagierte Volkshochschulbewegung am Beispiel von Seminaren in „Haus Rief“, 1980–1986. 119–122; Claudia Peschel-Wacha, Katrin Prankl, Matthias Beitl und Magdalena Puchberger: Freiwilligenarbeit im Volkskundemuseum Wien. 140–149; Alexander Schatek: Topotheiken in Österreich. Sicherung und Erschließung historischer Quellen aus Privatbesitz in lokalen Online-Archiven durch Citizen Science. 178–184; Bernhard Schossig: Verbrannte und verbannte Bücher von Erwachsenenbildnern. 195–199)
- Stuiber, Peter**, Mixed Doppel. 40+40 Objekte aus dem Wien Museum. Wien, Falter Verlag, 2023. 176 Seiten
- Taeuffenbach, Robin von**, Schmutz, Elend und Gewalt? Das Mittelalter als mediale Retrodystopie in filmischen Umsetzungen des Shakespeare-Dramas Henry V. Münster u. a., Waxmann, 2023. 120 Seiten (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 45)
- Tauschek, Markus (Hg.)**, Zukunftsentwürfe. Ein kulturwissenschaftliches Panorama. Münster, Waxmann, 2023. 183 Seiten (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, Sonderband 7)
- Trummer, Manuel, Daniel Drascek, Gunther Hirschfelder, Lena Möller, Markus Tauschek und Claus-Marco Dietrich (Hg.)**, Zeit. Zur Temporalität von Kultur. Münster u. a., Waxmann, 2023. 417 Seiten (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 43)
- Weese, Michael (Hg.)**, Das behaute Leben. Erinnerungsort Salzburger Freilichtmuseum. Salzburg u. a., Müry Salzmann, 2023. 143 Seiten
- Wilke, Inga**, Muße als Strategie. Eine Kulturanalyse von Achtsamkeits- und Entschleunigungskursen. Münster u. a., Waxmann, 2023. 268 Seiten (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 5)
- Wittenzellner, Jana und Franka Schneider (Hg.)**, Läufe. Die Ausstellung zur Mensuration. Begleitbuch. Berlin, Staatliche Museen zu Berlin/Preußischer Kulturbesitz, 2023. 87 Seiten (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen, 26)

Internationale Zeitschriftenschau

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2023.

Beiträge: Helge Gerndt: In Geschichten verstrickt oder: Wie alt sind unsere Märchen? 15–23; Michaela Fenske: Mit der Blauen Holzbiene denken. Neue Perspektiven auf die Verflechtungen von Menschen und Insekten. 25–42; Noah Bössenrodt und Julia Leitert: GreenGrenoble 2022. Eine ethnografische Annäherung an Ideen einer umweltbewussten Stadtentwicklung. 43–56; Alina Becker und Christiane Schwab: „Münchner Straßenkampf“. Diskursanalytische Annäherungen an urbane Aushandlungsprozesse um Mobilität und Raumnutzung. 57–71; Alena Zelenskaia und Irene Götz: Die Heiratsmigrantin. Vigilanz und Subjektivierungsprozesse im Kontext des Ehegattennachzugs aus der Ukraine nach Deutschland. 73–90; Burkhard Lauterbach: „Touristisches Kapital“. Eine neue Perspektive für die kulturwissenschaftliche Reiseforschung? 91–101; Stefanie Samida: Die NS-Thingstätten. Vom propagandistischen Massentheater zum popkulturellen Massenevent. 103–117; Michaela Eigtmüller: Dokumentarische Fotografien von Oskar von Zaborsky und ihre Verwendung in der Volkskunde der 1930er bis 1950er Jahre. 119–141; Georg Schrott: „Der zu denen Heyden in die Schul geschickte/Christ“. Die Vermittlung von Japan-Wissen und Japan-Bildern durch Predigten der Barockzeit. 143–158; Jürgen Küster: Zur allegorischen Darstellung von Schembart-„Höllen“ in der Handschrift der Getty Research Library (Signatur 2009.M.38). 159–169.

Graugold. Magazin für Alltagskultur. 2023.

Aufsätze: Sebastian Schröder: Friede, Freude, Leibzüchter?! Bäuerliche Generationenkonflikte im Mindener Land der Frühen Neuzeit. 36–46; Bärbel Sunderbrink: Kolonialgeschichte in Detmold. 72–85; Bernd Thier: Endlich Zahntag! Eine kleine Geschichte der Lohntüte. 123–135; Kurze Texte

und Fotostrecken zu folgenden Alltagsthemen: Der böse Blick; Hörfunk der 1920er Jahre; Antisemitismus; Erzählforschung u. v. a. mehr auf 170 Seiten.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde.

119. Jahrgang, 2023, Heft 2. Beiträge: Alain Müller: Die multiplen Inszenierungen des Berges. Praktiken der Bergdarstellung und ihre ontologische Politik. 7–17; Marion Schulze: Geworden, verstrickt, verwoben. Geschlecht durch Verben denken. 19–26; Lara Gruhn: Medialität des (Ge)Wissens. Dokumentarische Filme und alltäglicher Konsum. 27–44; Dominik Landwehr: „Ich möchte an keinem anderen Ort leben“. Erste Bestandsaufnahme aus dem Oral History Projekt „Stimmen aus dem Safiental“. 45–72; Ute Wallenböck: Die tibetische Küche und *Momo* als Kulturgut in der Diaspora. 73–91; Martin Scharfe: Die Verzweigung der Bergriesen. Zur Entstehung der Bergpostkarten Emil Noldes. 93–101.

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft. 119. Jahrgang, 2023, Heft 2.

Beiträge: Sonja Windmüller: Staging Economics. Zur Kulturanalyse des Wirtschaftlichen. 155–175; Lina Franken: Algorithmen und Daten in kulturwissenschaftlicher Forschung. Digital Humanities in Anwendung und Reflexion. 176–200; Christine Hämmerling: Professionelle Authentizität. NGO-Fundraising in neoliberalen Zeiten. 201–222; Oliwia Murawska: Empirischer Posthumanismus. Wir sind schon immer posthuman gewesen. 223–246.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Dr. Matthias Beitzl
 Volkskundemuseum Wien
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Mag. Dr. Reinhard Bodner
 Institut für Kulturanalyse
 Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
 9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
 reinhard.bodner@aau.at

Ass.-Prof. Dr. Bernhard Fuchs
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 bernhard.fuchs@univie.ac.at

Florian Grundmüller, MA
 Institut für Kulturanthropologie/
 Europäische Ethnologie
 Georg-August-Universität Göttingen
 37073 Göttingen, Wilhelmsplatz 1
 florian.grundmueller@uni-goettingen.de

Thassilo Hazod, MA
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 thassilo.hazod@univie.ac.at

Prof. Dr. Rudolf Jaworski
 78462 Konstanz, Raitenaugasse 2
 jaworski@arcor.de

Hannah Kanz, MA
 Institut für Empirische Kulturwissenschaft
 Universität Freiburg
 79100 Freiburg, Maximilianstraße 15
 hannah.kanz@ekw.uni-freiburg.de

Mag. Rocco Leuzzi, MSc
 Zentrum für Museale
 Sammlungswissenschaften
 Amt der NÖ Landesregierung,
 Abteilung Kunst und Kultur
 3109 St. Pölten, Landhausplatz 1
 rocco.leuzzi@donau-uni.ac.at

Dr.ⁱⁿ Elisabeth Luggauer, BA MA
 Institut für Europäische Ethnologie
 Humboldt-Universität zu Berlin
 10117 Berlin, Anton Wilhelm
 Amo-Straße 41
 elisabeth.luggauer@hu-berlin.de

Maria Raid, BA MA
 Volkskundemuseum Wien
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 maria.raid@volkskundemuseum.at

Dr. Martin Rohde, BA MA
 Historický ústav AV ČR, v. v. i.
 190 00 Praha 9m Prosecká 809/76
 rohde@hiu.cas.cz

PD Dr.ⁱⁿ Stefanie Samida
 Historisches Seminar
 Ruprechts-Karl-Universität Heidelberg
 69117 Heidelberg, Grabengasse 3–5
 stefanie.samida@zegk.uni-heidelberg.de

Tabea Söregi, BA MA
 Institut für Kulturanthropologie
 und Europäische Ethnologie
 Universität Graz
 8010 Graz, Attemsgasse 25/I
 tabea.soeregi@uni-graz.at

**Univ.-Prof. Mag. Mag. Dr. Dr.
 Peter Strasser, LL.M.**
 Zentrum für Baukulturelles Erbe
 Universität für Weiterbildung Krems
 3500 Krems, Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30
 peter.strasser@donau-uni.ac.at

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Medina Velić
 8020 Graz, Heimgartenweg 12b
 medina.velic2@gmail.com

Hanna Wäger, MA
 Institut für Kulturanthropologie
 und Europäische Ethnologie
 Universität Graz
 8010 Graz, Attemsgasse 25/I
 hanna.waeger@uni-graz.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben

Redaktionsteam

Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Kathrin Pallestrang,
Magdalena Puchberger und Johann
Verhovsek

Redaktionsanschrift

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. H. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at/oezv

Gesamtredaktion und Produktion

Magdalena Puchberger
magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

Abhandlungen & Essays

Katharina Eisch-Angus
Alexa Färber
Ute Holfelder
Oliwia Murawska
Magdalena Puchberger

Berichte & Besprechungen

Thassilo Hazod (Chronik/Berichte)
Magdalena Puchberger
(Chronik/Berichte)
Kathrin Pallestrang (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)
Johann Verhovsek (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)

neuerDings

Kathrin Pallestrang
Magdalena Puchberger

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT 212011128810111600,
BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH

Offenlegung

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zur Gänze im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein dient der wissenschaftlichen Erforschung der Volkskunde Österreichs im europäischen Kontext – namentlich der in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Zentral-, Ost- und Südosteuropas – und der Verbreitung volkskundlichen Wissens im Sinne einer Europäischen Ethnologie. Der Verein ist Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde gehören an: Präsident Hofrat Dr. Wolfgang Muchitsch, Vizepräsidentin Dr. Sandra Konstatzky, Vizepräsidentin Dr. Alexia Gerhardus, Generalsekretär Mag. Matthias Beitl, Generalsekretär-Stellvertreterin Mag. Magdalena Puchberger, Kassier Mag. Stefan Benesch, Kassier-Stellvertreterin Dr. Claudia Peschel-Wacha

Abhandlungen
und Essays



Liebeshungrig, trunk- und männer-süchtig. Pathologisierung weiblicher Sexualität im österreichischen Giftmordfall: „Eine liebestolle Greisin will frei werden“ (1931)

Diese Abhandlung widmet sich der Verhandlung eines vergleichsweise späten und nicht gelungenen Ehegattenmordversuchs im Österreich der 1930er Jahre. Der 59 Jahre alten Wirtschaftsbesitzergattin Anna Auer wird gerichtlich und journalistisch den zeitspezifischen kriminologischen und sexualwissenschaftlichen Vorstellungen entsprechend eine pathologische Sexualität zugeschrieben. Ein angenommenes planerisches Kalkül, den eigenen Ehemann zu vergiften, steht im krassen Kontrast zu der ihr zugeschriebenen Männersucht und Liebestollheit, deren Gewichtigkeit durch die argumentative Umkehrung der dichotomen Geschlechterpolarisierung narrativ forciert wird.

„Eine liebestolle Greisin will frei werden“, lautete eine prominente Schlagzeile in der österreichischen „Illustrierten Kronen Zeitung“ am 5. März 1931.¹ Die 59 Jahre alte ‚liebestolle Greisin‘ Anna Auer (1871–1950), die ihren Gatten Heinrich am 29. November 1930 mit Tollkirschengift zu ermorden versucht hatte, sechs Tage später verhaftet wurde und anschließend ihren Geliebten Hermann Steiner der Anstiftung bezichtigte, verurteilte das Kreisgericht Krems in Niederösterreich zu fünf Jahren schweren Kerkers in der „Weiberstrafanstalt Wiener-Neudorf“.

1 Illustrierte Kronen Zeitung: Eine liebestolle Greisin will frei werden. Mordversuch an dem Gatten mit Tollkirschen. – Ein entsetzliches Sittenbild. – Der junge Liebhaber belastet sie. In: Illustrierte Kronen Zeitung, 5.3.1931, S. 10.

Anna Auer, deren Rolle und Figur sich in Relation zu ihrem versuchten Mordopfer Heinrich und dem heimlichen Geliebten Hermann Steiner konturiert, steht im Fokus dieser historisch dimensionierten rechtsanthropologischen Abhandlung. Sie nimmt einen konkreten Giftmordfall zum Anlass, sich Praktiken zu widmen, die darauf abzielen, innerhalb eines rechtlichen Korsetts die Handlungsmacht aufrechtzuerhalten bzw. herzustellen, wenn sie als solche nicht vorgesehen ist: Es geht um die Frage, wie ein Ausweg aus einer verbindlich-verbindenden Ehe versucht, de- und legitimiert wird und innerhalb und jenseits verrechtlichter Räume seine Verurteilung findet.

Auf der Grundlage einer Analyse journalistischer Berichte über den Giftmordfall um Anna Auer – die meisten von ihnen am 5. März 1931, dem Tag nach der Urteilsverkündung, veröffentlicht – illustrieren wir, wie im Zuge der Gerichtsberichterstattung auf die Verhandlungen um Schuld und Unschuld der Angeklagten geblickt wurde. Unsere Analyse bezieht sich auf Zeitungen, die verschiedenen gesellschaftlichen Milieus zuordenbar sind. Dieser Fokus bezeugt weniger eine archivalische Mangellage – wenngleich uns konkretes Prozessmaterial trotz intensiver Recherchen nicht vorliegt –, als dass er Aufschlüsse über kulturelle Aufmerksamkeitsökonomien im Bereich des populären Journalismus gibt und sich dadurch auch der Konstitution einer zeitspezifischen medialen Publizität annähert. Neben zeitgenössischen sozialhistorischen und diskursgeschichtlichen Studien zu Giftmorden ebenso wie juristischen Einordnungen greifen wir auf historische Dokumente zurück. Die für die 1930er Jahre und damit zur Zeit des hier betrachteten Giftmordfalls spezifischen Verständnisse von Sexualität, Geschlecht und Verbrechen in verwandtschaftlichen Strukturen können auf diese Weise historisch exakt durchdrungen werden. Damit gelingt es, der medialen Präsentation des Falles Anna Auer eine Logik einzuschreiben, die über den Einzelfall hinausweist und Einblicke in die damaligen rechtlich fundierten Legitimitätsvorstellungen und Geschlechterimaginationen ermöglicht. Während sich kultur- und sozialwissenschaftliche Studien zu von Frauen verübten Gift- und Gattenmorden bisher mehrheitlich der frühen Neuzeit und in der Regel tatsächlich gelungenen Morden widmen,² referiert unsere Studie auf einen vergleichsweise späten Fall und läuft damit mystifizierenden Vorstellungen entgegen, der Giftmord zwischen Eheleuten sei ein vormodernes Spezifikum.

Im Mittelpunkt unseres Beitrags steht stets Anna Auer, deren Rolle die Berichterstattung vielfach adressiert und auf der Basis zeitgenössischen Wissens einordnet. In diesem Sinne überspannen die nachfolgenden Ausführungen eine Breite an Facetten, über die ge- und die verurteilt wurden: Anna in ihrer wirtschaftlichen und biografischen Situiertheit als Gattin (Kapitel 1), Annas mutmaßliche Liebestollheit und deren vermutete Ursachen (Kapitel 2), das Ringen um Annas Intention und Vorgehen als explizit *weibliche* Giftmörderin (Kapitel 3) sowie die Klärung der Schuldfrage (Kapitel 4). Bewusst verlassen wir den konsequenten Fokus auf Anna dabei immer wieder, um Blicke auf zeitgenössisches Wissen, rechtliche Rahmenbedingungen und umkämpfte Legitimationsvorstellungen von Recht, Geschlecht und Sexualität in ihrer Wechselwirkung zu werfen. Weniger konturiert sind die weiteren zentralen Personen in diesem Beziehungsgeflecht nicht erst durch unseren analytischen Fokus, sondern bereits in der Berichterstattung: ihr Ehemann Heinrich Auer und ihr heimlicher Geliebter Hermann Steiner. Naheliegend ist der Fokus auf Anna Auer nebst ihrer Identifikation als Tatverdächtige auch vor dem Hintergrund eines gesteigerten Interesses an weiblicher Untreue und der unterstellten Hypersexualität, was sich – wie wir zeigen werden – in wiederholten journalistischen Verweisen auf das Sensationelle und Fantastische, das Tyrannische und Hexenhafte konkret spiegelt.

- 2 Christian Marzahn: Scheußliche Selbstgefälligkeit oder giftmordstüchtige Monomanie? Die Gesche Gottfried im Streit der Professionen. In: *Criminalia* 11, 1988, S. 195–256; Susanne Bühler: Gift für den Gatten. Ein Stuttgarter Mordfall im 19. Jahrhundert. Silberburg 1995; Silke Göttisch: „Vielmahls aber hätte sie sich gewünscht, einen andern Mann zu haben“. Gattenmord im 18. Jahrhundert. In: Otto Ulbricht (Hg.): *Von Huren und Rabenmüttern. Weibliche Kriminalität in der Frühen Neuzeit*. Köln 1995, S. 313–334; Dorothea Nolde: *Gattenmord. Macht und Gewalt in der frühneuzeitlichen Ehe*. Köln, Weimar, Wien 2003. Sich in der österreichischen Geschichtsforschung verortend reiht sich diese Quellenstudie in die Analyse sogenannter *legal regimes* ein, denen sich etwa Margareth Lanzinger und Kolleg:innen – ebenfalls nicht über das 19. Jahrhundert hinausgehend – ausführlich gewidmet haben; vgl. Margareth Lanzinger, Janine Maegraith, Singline Clementi, u. a. (Hg.): *Negotiations of Gender and Property through Legal Regimes (14th–19th Century)*. Stipulation, Litigating, Mediating. Leiden, Boston 2021; vgl. auch Margareth Lanzinger, Edith Saurer (Hg.): *Politiken der Verwandtschaft. Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht*. Göttingen 2007.

1. Anna, die Gattin

1.1. *Giftmörderische Täterinnenschaft und Passivität des Ehepartners*

Anna Auer ist zum Zeitpunkt ihrer Verurteilung 59 Jahre alt und – wie es die Illustrierte Kronen Zeitung verlautbart – eine seit 30 Jahren mit Heinrich Auer verheiratete Wirtschaftsbesitzergattin, habe aber gleichwohl „stets ein loses Leben geführt“³. Ein fast schon idyllisches Bild zeichnet die „Arbeiterzeitung“ von der Biografie des Ehepaares Auer, das sich über die Jahre durch Fleiß und Ausdauer ein behagliches Leben in der Wachau, einer an der Donau gelegenen, pittoresken Obst- und Weingegend in Niederösterreich, einrichten konnte.⁴ Die Idylle hält jedoch nicht lange an – die Schlagzeile zur „Tragödie einer liebestollen Frau und eines nachsichtigen Ehemannes“⁵ zum Giftmordprozess um Anna Auer im „Neuen Wiener Journal“ stellt ein klares Bild über das Ehepaar auf, in welchem vor allem die Gegensätzlichkeit der beiden unterstrichen wird. Besonders deutlich zeichnet sich der Kontrast in der Wortwahl der Arbeiterzeitung ab:

„Man sieht der Anna Auer [...] nicht an, daß sie heuer noch 60 Jahre alt wird. Ihr Körper ist straff und die Augen sind jung – die ganze Kluft zwischen den beiden Menschen wird man gewahr, wenn man den Gatten, der, schlohweiß, zittrig, zusammengesunken, unter den Zuschauern des Schwurgerichtssaales sitzt, ihr gegenüberstellt.“⁶

Auch die Illustrierte Kronen Zeitung beschreibt die „harten Züge“ Anna Auers und die „gütigen Augen“ ihres Ehemannes Heinrich⁷, die dazu einen krassen Gegensatz bilden. Somit wird die Ehe in der Gerichtsberichterstattung als eine dargestellt, in der die als natürlich

3 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

4 Arbeiterzeitung: Tollkirschensaft für den Gatten. Die Tragödie einer liebestollen Greisin. – Wegen Mordversuch vor den Geschworenen. In: Arbeiterzeitung, 5.3.1931, S. 5.

5 Neues Wiener Journal: Tollkirschensuppe für den Gatten. Die Tragödie einer liebestollen Frau und eines nachsichtigen Ehemannes. Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals“. In: Neues Wiener Journal, 5.3.1931, S. 18.

6 Arbeiterzeitung (wie Anm. 4).

7 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

und gegensätzlich konstruierten Geschlechtscharaktere der passiv-emotionalen Frau und des aktiv-rationalen Mannes⁸ in gewisser Hinsicht umgekehrt sind. Anna sei „mit ihrem Manne in sexueller Beziehung nicht zufrieden gewesen“⁹ und führte daher zahlreiche sexuelle Verhältnisse, was Heinrich laut der Berichterstattung „ohne besondere Erregung hinnahm“¹⁰. In der Arbeiterzeitung klingt überraschend viel Verständnis für die Position Anna Auers mit, wenn es heißt, ihre zahlreichen Ehebrüche würden wohl der Wahrheit entsprechen und „wenn man den Greis neben dem lebendigen Weib sieht, glaubt man es auch ohne den gerichtsmäßigen Nachweis“¹¹. Die Beschreibung Heinrich Auers lässt generell das Bild einer primär im Hintergrund agierenden Person entstehen. Die abweichende Einordnung der Motive und deren Verurteilungen fallen insbesondere im Kontrast zwischen der Arbeiterzeitung und der Illustrierten Kronen Zeitung auf. Erstere war bis zu ihrer austrofaschistischen Zäsur im Jahr 1934 das zentrale Organ der österreichischen Sozialdemokratie und stand nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines Kampfes um Arbeiterrechte und politische Emanzipation für Solidarisierung und Hegemoniekritik, was sich auch in der tendenziell empathischen und abwägenden Berichterstattung um Anna Auer erkennen lässt. Die Illustrierte Kronen Zeitung hingegen sollte durch den bereits im Namen stehenden günstigen Verkaufspreis ein breites Massenpublikum durch mitunter überspitzte komplexitätsreduzierende Berichterstattung erreichen.

Das ‚ungleiche‘ Paar Anna und Heinrich Auer habe jedenfalls keineswegs in einer jene Gegensätzlichkeiten anerkennenden Harmonie miteinander gelebt. Die Ehe schien geprägt von Streitigkeiten, chronischer Unzufriedenheit, Gleichgültigkeit und einer fundamentalen Zweckmäßigkeit, zumindest aus der Sicht Heinrich Auers. „Ob das Liebe war?“¹², fragt die Arbeiterzeitung, um dieser Suggestivfrage mit der Feststellung zu entgegnen, Heinrich Auer schätze seine Frau

- 8 Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, S. 363–393, hier S. 367.
- 9 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.
- 10 Ebd., S. 10.
- 11 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 6.
- 12 Ebd.

Anna primär als tüchtige Wirtschaftlerin, die Haus und Hof zusammenhalte und somit „dem Bauern eben unentbehrlich“¹³ sei.

Von Seiten Anna Auers schien dieses wirtschaftliche Arrangement mit einer tiefgehenden Abneigung und dementsprechenden Verbitterung einherzugehen. Laut Aussagen ihres nun nicht mehr ganz heimlichen Geliebten Hermann Steiner sagte sie, dass ihr „ihr Hund [...] lieber, als ihr Mann“¹⁴ sei. Mehrmals habe sie zudem zum Ausdruck gebracht, sie würde ihren Mann nicht mehr mögen und „es sei schon gut, wenn er hin werde“¹⁵. Die Zitate sind als Aussage ihres Geliebten mit Vorsicht zu genießen, weil sie in journalistischen Aufmerksamkeitsökonomien verwoben sind. Dennoch spricht der Mordversuch dafür, dass Anna Auer sich in einer Situation befand, in der ihr das Begehen eines schweren Verbrechens plausibler erschien als der Erhalt des Status quo. Es drängt sich die Frage auf, warum eine Trennung für Anna Auer keine greifbare Option war. Tatsächlich heißt es in der Berichterstattung sogar, das Ehepaar Auer habe in der letzten Zeit von der Scheidung gesprochen.¹⁶

1.2. Bedingte Möglichkeit einer Scheidung im Eherechtschaos

Die nähere Beschäftigung mit dem in Österreich geltenden Eherecht und dessen Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert kann Aufschluss darüber geben, welche legalen Optionen Anna und Heinrich Auer zur Trennung der Ehe zur Verfügung gestanden wären. Das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB), das 1812 in Kraft trat, bildet die Ausgangslage für das österreichische Eherecht. Nach dem ABGB wurde der Ehevertrag von einem Priester geschlossen, der dabei kurzfristig als weltlicher Beamter fungierte. Obwohl dies bedeutete, dass für Katholik:innen nur eine Scheidung von Tisch und

13 Ebd.

14 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

15 Kleine Volks-Zeitung: Nach dreißigjähriger Ehe. Giftmordversuch einer Sechzigjährigen an ihrem Gatten. In: Kleine Volks-Zeitung, 5.3.1931, S. 11.

16 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10. Zurecht weist Silke Göttsch (wie Anm. 2) darauf hin, dass es noch im 18. Jahrhundert nicht unüblich war, dass Frauen im Falle einer scheiternden Ehe ihre Kinder ermordeten, um eine Verhaftung und Verurteilung zum Tode zu erreichen, wodurch suizidale Absichten gewissermaßen umgelenkt wurden. Weil dies im Falle Auers keine Rolle spielt und unser Material keine systematischen Aussagen diesbezüglich zulässt, rücken wir dieses Argument in der rechtlichen Zusammenschau in den Hintergrund.

Bett (§§ 103 ff.), jedoch keine Ehetrennung (§§ 115 ff.) möglich war, wollte die katholische Kirche diese Gesetzgebung nicht anerkennen, weil sie ihr die symbolische Deutungshoheit über die Ehe entzog und andere Maßstäbe anlegte: Die Ehetrennung, die eine tatsächliche Auflösung der Ehe bedeutete, stand nur nicht-katholischen Christ:innen und Jüd:innen offen.¹⁷

Das 19. Jahrhundert war deshalb geprägt von einer Phase des Verhandeln zwischen Kirche und Staat im Monopol über das Ehegesetz, was in der Einführung des Konkordats 1855 unter Kaiser Franz Joseph mündete,¹⁸ das die gesamte Jurisdiktion über Ehesachen zwischen Katholik:innen zurück an die Kirche gab.¹⁹ Das Konkordat wurde allerdings schon damals als unzeitgemäß empfunden²⁰ und 1868 wieder außer Kraft gesetzt. Stattdessen wurde die Einführung der Notzivilehe beschlossen, die eine Eheschließung vor weltlichen Behörden ermöglichte.²¹

Dieser Zustand, in dem eine Wiederverheiratung für geschiedene Katholik:innen nach wie vor unmöglich war, blieb bis zum Untergang des Kaiserreichs nach dem Ersten Weltkrieg bestehen und änderte sich erst wieder im Zuge des Eherechtschaos in der Ersten Republik²². Nach zahlreichen gescheiterten sozialdemokratischen Eherechtsreformversuchen fand das Chaos seinen Höhepunkt in den sogenannten Dispens- oder Sever-Ehen unter dem niederösterreichischen Landeshauptmann Albert Sever. In einer geschickten Neuauslegung der Ebehindernisgründe ermöglichte der Sozialdemokrat Sever ab 1919 den niederösterreichischen Katholik:innen eine Wiederverheiratung nach der Scheidung, was bis 1935 zu circa 70.000 Sever-Ehen führte.²³ Eine bereits 1921 vom Verfassungsgerichtshof

17 Die Scheidung von Tisch und Bett ermöglichte eine Auflösung des gemeinsamen Haushalts, jedoch war eine anschließende Wiederverheiratung nicht möglich; Herbert Kalb: Das Eherecht in der Republik Österreich 1918–1978. In: Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 1, 2012, S. 27–43, hier S. 23.

18 Hermann Baltl, Gernot Kocher: Österreichische Rechtsgeschichte. Graz 1997, S. 232.

19 Kalb (wie Anm. 17), S. 28.

20 Baltl, Kocher (wie Anm. 18), S. 232 f.

21 Kalb (wie Anm. 17), S. 29.

22 Kalb (wie Anm. 17), S. 30.

23 Ebd., S. 32.

beschlossene Bestimmung zur Ungültigkeit dieser Ehen mündete in einem ‚Ehewirrwarr‘, was durch ein wiederum konträres Eherecht im Burgenland noch verschärft wurde.²⁴

Im Zentrum dieses Ehewirrwarrs befand sich das Ehepaar Auer, das laut unserer Recherche im Sterbebuch der Pfarrei Göttweig zwar katholisch war,²⁵ aber in Niederösterreich lebte, wodurch eine Scheidung mit anschließender Wiederverheiratung in Form einer Dispensehe möglich gewesen wäre, wenn auch die Implikationen und Gültigkeiten einer solchen Ehe österreichweit fragwürdig geblieben wären.

Das Eherecht, das politisch und gesellschaftlich polarisierte, brachte ferner eine Vielzahl an Erwartungen und Tabus mit sich. Silke Götsch zeigt am Beispiel ihrer Quellenstudie zu Gattenmorden in Schleswig-Holstein zwischen 1700 und 1810, dass Frauen die Giftmorde in der Regel nicht im Affekt begangen haben, sondern sie vielmehr ihre Lebensentwürfe „an der Realität ihrer Ehe und das Wissen um die Diskrepanz“²⁶ prüften. Ein angenommenes planerisches Kalkül steht – wie wir zeigen werden – im Falle Anna Auers im krassen Kontrast zu der ihr zugeschriebenen Männersucht und Liebestollheit. Generell musste eine Scheidung für viele Frauen als sozialer Abstieg und Verlust der existenziellen Sicherheit betrachtet werden, „da die Frau ihren Hauptnährer verlor und diesen nicht durch einen neuen legalen Partner ersetzen durfte“²⁷. Somit zogen viele Frauen eine unglückliche Ehe einem Leben in Scheidung vor, das in der Habsburgermonarchie noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts ein „marginales Phänomen [darstellte], da maximal 5 % der Ehen mit

24 Ebd., S. 33.

25 Demnach ist Heinrich Auer im Jahr 1938, Anna Auer im Jahr 1950 gestorben. Vgl. Sterbebuch (1. Januar 1888–31. Dezember 1938), in: Rk. Diözese St. Pölten, Pfarre Göttweig; Signatur: 03/07, 02-Tod_0279; vgl. ebd., Signatur: 03/07, 03-Index Tod_0001. Dieses Sterbebuch ist abgesehen von einem Trauungsbuch derselben Pfarrei, in der Hermann Steiners später geschiedene Ehe aus dem Jahr 1921 aufscheint, die einzige nicht-journalistische Quelle, die zu den Akteurinnen und Akteuren des Giftmordfalls ausfindig zu machen war. Weder konnten wir die Geburts- einträge von Anna oder Heinrich Auer lokalisieren, noch lagen dem Niederösterreichischen Landesarchiv die Gerichtsakten vor.

26 Ebd. 325.

27 Alice Velková: Schuld und Strafe. Von Frauen begangene Morde in den böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. München 2012, S. 201.

einer Scheidung endeten“²⁸. Im Falle Anna und Heinrich Auers weist die Abhängigkeit mindestens in beide Richtungen, wird doch immer wieder betont, wie wichtig Annas Arbeitskraft für den Erhalt des Hofes sei. Wie auch immer Anna und Heinrich Auer persönlich zur Ehescheidung standen, welche Erwartungen von ihrem sozialen Umfeld auf sie einwirkten und welches Rechtsbewusstsein sie zu den Möglichkeiten einer Trennung hatten – die Ehe wurde nicht geschieden und dies führte schließlich dazu, dass die „liebestolle Gattin“ auf anderem Wege versuchte, „frei [zu] werden“²⁹.

2. Anna, die Liebestolle

„Sie brach wiederholt ihrem Gatten die Treue, was dieser jedoch, wie es scheint, ohne besondere Erregung hinnahm. Er verzieh ihr immer wieder, weil sie eine so ausgezeichnete Arbeitskraft war. Nur hie und da gab es Streitigkeiten.“³⁰

Anna Auer wird trotz ihrer vorgerückten Jahre noch als ‚sehr määnersüchtig‘ geschildert. Die Betonung der ausgeprägten ‚Liebestollheit‘ der Anna Auer geht in vielen Fällen einher mit einem Aufrollen ihrer sexuellen Biografie. Nicht nur habe sie „stets ein loses Leben geführt“³¹, sondern auch auffallend früh ‚mit Männern zu tun gehabt‘. Von diesen sexuellen Erfahrungen und Anna Auers Aussagen dazu berichteten die Zeitungen durchaus unterschiedlich und teilweise mit Widersprüchen.

2.1. „Zeitig geweckte Sexualität“ oder Vergewaltigung – Widersprüche im Aufrollen der Sexualbiografie

Die „Wiener Allgemeine Zeitung“³², der „Wiener Tag“³³ und die „Kleine Volks-Zeitung“³⁴ zitieren sie jeweils gleichlautend folgendermaßen:

28 Ebd., S. 202.

29 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Kleine Volks-Zeitung (wie Anm. 15), S. 10.

33 Der Wiener Tag: Vor dem Richter. Eine määnersüchtige Sechzigjährige vergiftet ihren Mann. Der Plan mißlingt. – Der Mann verzeiht. – Fünf Jahre Kerker zuviel?. In: Der Wiener Tag, 5.3.1931, S. 8.

34 Wiener Allgemeine Zeitung: Der Giftmordversuch einer liebestollen Greisin. In: Wiener Allgemeine Zeitung, 5.3.1931, S. 9.

„Mit sieben oder acht Jahren habe ich zum erstenmal mit Burschen zu tun gehabt, das ist dann in der nächsten Zeit immer ärger geworden.“ Die Illustrierte Kronen Zeitung und die Arbeiterzeitung hingegen berichten: „Mit sieben Jahren, da hat sich einer an mir vergangen und dann mit siebzehn Jahren. Da habe ich mit einem Schuster ein Verhältnis angefangen.“³⁵ Was bei der letzteren Version der Erzählung im Vergleich der Berichte heraussticht, ist die unterschiedliche Bedeutung und Bewertung der Aussage, was ferner die jeweiligen Absatzüberschriften verdeutlichen. Während die Arbeiterzeitung die Aussage Anna Auers mittels der Betitelung „Mit sieben Jahren vergewaltigt“³⁶ klar als Gewalttat darstellt, heißt es in der Illustrierten Kronen Zeitung: „Mit sieben Jahren hat sie angefangen“³⁷. Die Wiener Allgemeine Zeitung betitelt den entsprechenden Absatz mit „Schon mit sieben Jahren sexuell tätig“³⁸ und klammert dabei den Aspekt der Gewalttat ebenfalls gänzlich aus.

Der im Falle Anna Auers hervorgehobene und biografisch konstruierte Zusammenhang von sexueller Frühreife und ‚abnormem‘ Sexualverhalten ist etwas, das auch die frühen Sexualwissenschaften, die sich Ende des 19. und im frühen 20. Jahrhundert zu etablieren begannen, festzustellen glaubten und auch im hier betrachteten vergleichsweise späten Giftmordfall der 1930er Jahre noch mobilisiert wird. Der italienische Psychiater und Kriminologe Cesare Lombroso, der in seinem 1893 veröffentlichten Werk *Criminal Woman, the Prostitute, and the Normal Woman* die kriminelle Disposition gewisser Frauen zu naturalisieren versuchte, wies zum Beispiel darauf hin, dass ein Drittel der untersuchten Diebinnen ihren ersten Geschlechtsverkehr vor dem 15. Lebensjahr erlebte, während ‚frühereifere Geschlechtsverkehr‘ bei fast der Hälfte der befragten Prostituierten festgestellt wurde. Lombroso, dessen Arbeiten von offenem Rassismus durchzogen sind, stellt eine Verbindung zwischen sexueller Frühreife, die auch bei Tieren und ‚savages‘ auftritt, und kriminellem Verhalten her.³⁹ Der deutsche Kriminologe Erich Wulffen kritisierte zwar Lombrosos

35 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

36 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 6.

37 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

38 Wiener Allgemeine Zeitung (wie Anm. 35), S. 9.

39 Cesare Lombroso, Guglielmo Ferrero: *Criminal Woman, the Prostitute, and the Normal Woman*. Durham, London, 1893/2004, S. 161.

strikte Verbrecherkategorien,⁴⁰ scheint jedoch mit dessen Sicht auf frühes Sexualverhalten übereinzustimmen, wenn er 1917 schreibt, die Hauptmerkmale von Giftmischerinnen seien „äußere Schönheit, zeitig geweckte Sexualität“ und „eine Ehe ohne Neigung“⁴¹. Ebenso witterte Wulffen eine ‚sexuelle Frühverderbnis‘, die von der „Unzucht mit Kindern, vornehmlich mit Mädchen“⁴², deren weite Verbreitung in keiner Statistik aufscheine, verursacht werde. Dabei scheint für Wulffen die durch Unzucht und deren Bekanntwerden hervorgerufene ‚Verderbnis‘ einen ansteckenden Charakter anzunehmen: „Eine einzige Gemißbrauchte, deren Erlebnis zu schnell bekannt wird, kann den sexuellen Reiz in die ganze Schulklasse tragen.“⁴³

Generell scheint für frühe Sexualwissenschaftler von der „erwachende[n] Erotik“⁴⁴ junger Frauen und vor allem vom Einsetzen der Menstruation, einer „Lebensperiode physiologischer Minderwertigkeit“⁴⁵, eine bedrohliche Wirkung auszugehen. Der deutsche Gynäkologe Max Hirsch konstatierte 1929: „Psychiatrie und Kriminalistik lehren, daß mit der pubertären Menstruation Geistesstörungen und kriminelle Handlungen besonders eng verbunden sind“⁴⁶. Die zu menstruieren beginnende junge Frau bedürfe einer besonders intensiven erzieherischen Einwirkung, um sie vom ‚falschen Wege‘ abzuhalten, dessen erste Anzeichen „Schwärmereien, Mädchenfreundschaften, glühende Verehrung, Gefall- und Putzsucht, Neid und Eifersucht“⁴⁷ seien. Dass diese ‚Einwirkung‘ im Falle von Anna Auer aus Sicht ihrer Zeitgenoss:innen vermutlich ausgeblieben war, wodurch diese eine im Sinne der Zeit pathologisierte Sexualität entwickelte und als Gefahr konstruiert wurde, argumentiert das folgende Kapitel.

40 Wulffen, Erich: *Psychologie des Giftmordes*. Wien 1917, S. 5.

41 Ebd., S. 47.

42 Erich Wulffen: *Vergehen in Beziehung auf die Ausübung der Religion. Verbrechen und Vergehen gegen die Ordnung der Ehe und des Personenstandes und gegen die Sittlichkeit*. In: P. F. Aschrott, Franz von Liszt (Hg.): *Die Reform des Reichsstrafgesetzbuchs*. Berlin 1910, S. 119–153, hier S. 134.

43 Ebd.

44 Max Hirsch: *Das Strafmündigkeitsalter der weiblichen Jugendlichen in konstitutionsbiologischer Betrachtung*. In: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 49, 1929, S. 441–451, hier S. 449.

45 Ebd.

46 Ebd., S. 446.

47 Ebd., S. 449.

2.2. „Eine abnorme Erscheinung“ – Pathologisierungen der weiblichen Sexualität

Die ‚Liebestollheit‘ der Anna Auer schaffte es in eine Mehrzahl der Schlagzeilen, die über den Fall berichteten. „Die Tragödie einer liebessollen Greisin“⁴⁸ oder „Eine liebessolle Greisin will frei werden“⁴⁹ heißt es dort beispielsweise. Das „Kleine Blatt“ berichtete über „Frau Anna, die liebeshungrige Sechzigerin“⁵⁰. Dabei geschieht die Betonung ihrer sexuellen ‚Abnormalität‘ einerseits über anekdotische Erzählungen und andererseits über die Bezugnahme auf psychiatrische Gutachten vor Gericht.

Während die Illustrierte Kronen Zeitung eher nüchtern feststellt, „Anna Auer [werde] trotz ihrer vorgerückten Jahre noch als *sehr männersüchtig* geschildert“⁵¹, heißt es im Kleinen Blatt fast schon ausschweifend erzählend:

„Sie hat viel geliebt und die galanten Gefühle nicht abgeneigten [sich] Bauern dieser Gegend können so manches davon erzählen. Man lud die Anna in den Keller ein, gab ihr ein paar Glaserln Wein, und dann kam eine Liebesstunde. Sie ist zwar schon 59 Jahre alt, die Anna, aber sie wollte noch immer lieben und noch und noch – krankhaft, leidenschaftlich. Und die Galans von Paudorf sind nicht wählerisch.“⁵²

Sie habe „von der Liebe nicht genug [gekriegt]“⁵³ und sei sogar „in letzter Zeit immer zügelloser“⁵⁴ geworden. Über das psychiatrische Gutachten wurde berichtet, Anna Auer sei „von einer überschäumenden Lebenslust und einem kolossal gesteigerten Geschlechtstrieb“⁵⁵ geleitet sowie „eine männersüchtige Frau, doch sei eine Geisteskrankheit

48 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 6.

49 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

50 Das Kleine Blatt: Vor Gericht. Frau Anna, die liebeshungrige Sechzigerin. Versuchter Gattenmord. In: Das Kleine Blatt, 21.7.1931, S. 11.

51 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10; Herv. i. O.

52 Das Kleine Blatt: Tragödie der Liebestollheit. Giftmordversuch am Gatten. – Ein Sensationsprozeß in Krems. In: Das Kleine Blatt, 5.3.1931, S. 4.

53 Das Kleine Blatt (wie Anm. 52), S. 11.

54 Reichspost: Tollkirschensuppe für den Gatten. In: Reichspost, 5.3.1931, S. 11.

55 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 6.

an ihr nicht festzustellen; die Angeklagte sei für ihre Tat voll verantwortlich⁵⁶. Zudem heißt es, sie wäre „als Mädchen auf den rechten Weg zu bringen gewesen“⁵⁷, was jedoch aufgrund einer ungünstigen Umgebung nicht geschehen sei. Um die allgegenwärtige Fokussierung auf Anna Auers Sexualleben besser einordnen zu können, lohnt es sich, einen Blick auf das unter Psychiatern, Psychoanalytikern, Medizinern, Kriminologen und Sexualwissenschaftlern im deutschsprachigen Raum diskutierte Verständnis von weiblicher Sexualität im frühen 20. Jahrhundert zu werfen. Der in Deutschland und Österreich wirkende Psychiater Richard von Krafft-Ebing schrieb in seinem 1901 veröffentlichten und breit rezipierten Werk *Psychopathia Sexualis* über ‚das Weib‘:

„Ist es geistig normal entwickelt und wohlgezogen, so ist sein sinnliches Verlangen ein geringes. Wäre dem nicht so, so müßte die ganze Welt ein Bordell und Ehe und Familie undenkbar sein.“⁵⁸

Gleichzeitig habe der Mann (als Gegenpol der Frau) ein hohes sexuelles Verlangen, wodurch seines Erachtens „der Mann, welcher das Weib flieht, und das Weib, welches dem Geschlechtsgenuss nachgeht, abnorme Erscheinungen“⁵⁹ darstellen. Gewissermaßen im Widerspruch dazu wurde der Frau eine erhöhte Beherrschung durch ihre Geschlechtlichkeit, vor allem in Bezug auf ihre geschlechtsspezifischen ‚Zustände‘ wie Menstruation, Schwangerschaft und Wechseljahre, unterstellt.⁶⁰ Diese vermeintliche Triebhaftigkeit und Gefühlsbeherrschtheit der Frau, die „vom Intellekt gewissermaßen unbeleuchtet“⁶¹ bleibe, strahlte für Erich Wulffen, wie bereits die Menstruation für Max Hirsch, etwas Bedrohliches aus. In der „uns häufig unerschlossene[n], ihm [dem Weib] selbst meist nicht

56 Neue Freie Presse: Die Mordsucht einer Sechzigjährigen. Giftmordversuch am eigenen Gatten nach dreißigjähriger Ehe. Telegramm unseres Korrespondenten. In: Neue Freie Presse, 5.3.1931, S. 13.

57 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 6.

58 Richard von Krafft-Ebing: *Psychopathia Sexualis*. Stuttgart 1901: S. 13.

59 Ebd.

60 Inge Weiler: *Giftmordwissen und Giftmörderinnen*. Eine diskursgeschichtliche Studie. Tübingen 1998, S. 80.

61 Wulffen (wie Anm. 41), S. 24.

verständliche[n] Gefühlswelt [...] schlummert das Unberechenbare, Unerforschliche der weiblichen Natur; hier haben Stimmungen, Launen, schlechte Instinkte einen Tummelplatz“.⁶² Für Lombroso wiederum waren jene Frauen die ‚abnormsten‘, die die meisten männlichen Merkmale in Bezug auf Aussehen, Intelligenz, Temperament und sexuelles Verlangen aufwiesen.⁶³ Um mit dieser Theorie nicht den Eindruck zu erwecken, diese mutmaßlich männlichen Eigenschaften seien inhärent minderwertig, maß Lombroso weibliche Devianz stets an einem selbst aufgestellten Prototyp der ‚normalen Frau‘, die er als optisch feminin, mütterlich, passiv und praktisch frei von sexuellem Verlangen charakterisierte.⁶⁴

Das fortgeschrittene Alter von Anna Auer, dem zusätzliches Gewicht in der Berichterstattung gegeben wird, scheint ihrer von der Norm abweichenden Sexualität nur noch eine zusätzliche Ebene von Bedrohlichkeit hinzuzufügen. Der Alterungsprozess (Lombroso zufolge selbst eine Form der Degeneration) führe nämlich, wie am Tierreich beobachtet werden könne, zu einer „tendency for elderly females to adopt masculine sexual habits“⁶⁵. Auch Wulffen lässt es sich noch 1917 nicht nehmen, auf den Prototypen der ‚Hexe‘, in deren Charakterisierung das Alter eine zentrale Rolle spielt, Bezug zu nehmen: „Manches alte Weib hat tatsächlich im Innern und Äußern etwas Hexenartiges“⁶⁶. Doch nicht nur im Hinblick auf ihr Sexualverhalten wird Anna Auer als deviant markiert, sondern auch aufgrund ihrer ‚anderen Sucht‘: des Alkohols.

2.3. „Trunk- und männersüchtig“ – *Alkoholsucht und erbliche Belastung*

„Vors.: Warum haben Sie das gemacht? – Angekl.: Ich war betrunken“⁶⁷
– so lautet ein vielzitiertes Ausschnitt aus dem Gerichtsverfahren

62 Ebd.

63 Lisa Downing: Murder in the Feminine. Marie Lafarge and the Sexualization of the Nineteenth-Century Criminal Woman. In: Journal of the History of Sexuality 18, 2009, S. 121–137, hier S. 133.

64 Ebd., S. 132.

65 Lombroso, Ferro (wie Anm. 40), S. 178.

66 Wulffen (wie Anm. 41), S. 24.

67 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 5; Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10; Das Kleine Blatt: Tragödie der Liebestollheit. Giftmordversuch am Gatten. – Ein Sensationsprozeß in Krems. In: Das Kleine Blatt, 5.3.1931, S. 4.

gegen Anna Auer. Die Berichterstattung referiert immer wieder auf die Alkoholsucht der Angeklagten, die als weitere Erklärung für das kriminelle Verhalten herangezogen wird.

Während sich zuvor in den Wissenschaften Theorien der ‚angeborenen‘ Kriminalität verbreitet hatten, etablierte sich im Laufe der 1920er Jahre die Vorstellung von biologisch-hereditärer Disposition in der kriminologischen Ursachenforschung. Verbrecherinnen wurden demzufolge nicht mehr einfach als solche geboren, sondern brachten gewisse erbliche Belastungen mit sich, die sich bei mangelnder Vorbeugung in kriminellern Verhalten niederschlugen. Eine dieser Dispositionen war die Trunksucht, die entsprechend über Generationen zurückverfolgt und dokumentiert wurde.⁶⁸

In den meisten Berichterstattungen wird Anna Auer eine biologische Disposition zur Alkoholsucht unterstellt. Nach eigenen Aussagen sei ihr Vater Trinker gewesen und, so habe Anna Auer ausgesagt, „schon bei meinen Zieheltern habe ich damit angefangen; so oft ich in den Keller um Milch gehen mußte, habe ich aus einer Flasche Wein getrunken“⁶⁹. Auch gab Anna Auer vor Gericht an, „rabiat“ zu werden, wenn sie „einen Rausch habe“⁷⁰.

Dabei stoßen wir in den Berichterstattungen auf widersprüchliche Darstellungen ihrer familialen Herkunft. Während die Arbeiterzeitung⁷¹ betont, Anna Auer habe ihre Mutter im Alter von vier Jahren verloren und ihr Vater sei im Alter von 42 an Lungenschwind- und schwerer Alkoholsucht gestorben, berichtet die „Deutschösterreichische Tages-Zeitung“: „Sie stammt aus guter Familie, ihr Bruder ist Fabrikbesitzer“⁷². Im Gros der Berichterstattung wird grundsätzlich allerdings betont, wie vernachlässigend der Vater agiert habe, weshalb Anna Auer und ihr Bruder – so Das Kleine Blatt⁷³ – als

68 Hania Siebenpfeiffer: Böse Lust. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik. Köln 2005, S. 45.

69 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 5.

70 Ybbstal Zeitung: Aus dem In- und Ausland. In: Ybbstal Zeitung, 14.3.1931, S. 8.

71 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 5.

72 Deutschösterreichische Tages-Zeitung: Ein sechzigjähriger Weibsteufel. Unter der Anklage des Giftmordversuches an dem Gatten vor den Geschworenen. – Die Geschichte einer Liebestollen. In: Deutschösterreichische Tages-Zeitung, 5.3.1931, S. 7.

73 Das Kleine Blatt (wie Anm. 67).

Gemeindekostkinder⁷⁴ zu Zieheltern kamen und zu Bauern in Dienst gegangen seien. Angesichts der kriminologischen Vorstellungen zu erblicher Vorbelastung ist es nicht verwunderlich, dass diese auch vor Gericht „ein wichtiges Element zur Urteilsfindung“⁷⁵ darstellten. Während zuvor nur Juristen über die Schuld- und Zurechnungsfähigkeit der Angeklagten entschieden hatten, wurden ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt medizinisch-psychiatrische Gutachter als Sachverständige vor Gericht herangezogen, die wiederum der sich etablierenden Kriminologie als wissenschaftliche Disziplin zu mehr Prominenz verhalfen.⁷⁶ Im psychiatrischen Gutachten von Anna Auer heißt es beispielsweise bezüglich ihrer Alkoholsucht:

„Sie trank durchschnittlich täglich mindestens zwei Liter Wein und oft auch eine entsprechende Menge Rum. [...] Die Angeklagte ist durch die Trunksucht ihres Vaters erblich belastet und degeneriert. [...] Die Alkoholauswirkung erleichterte die Ausführung.“⁷⁷

Diese Feststellung führte dazu, dass die Geschworenen in späterer Folge ihre ‚erbliche Belastung‘ als Milderungsgrund bei der Urteilsverkündung anführten.⁷⁸

74 (Gemeinde-)Kostkinder waren Kinder, die in die Obhut von mit ihnen nicht verwandten Personen gegeben wurden. Die Kinder waren dort untergebracht und ‚verköstigt‘. Im Gegenzug erhielten die unterbringenden Personen eine Entlohnung. (Gemeinde-)Kostkinder galten gemeinhin als körperlich und durch Liebesentzug vernachlässigt und mussten deshalb beispielsweise als Pointe in zeitgenössischen ‚Witzen‘ herhalten, so zum Beispiel im satirischen Arbeiterblatt *Glühlichter* um 1910: „Alles, was Recht ist! Meine Zieheltern wissen ganz genau, was sie uns Kindern schuldig sind. Wir sind Kostkinder, folglich dürfen wir von allem nur kosten, aber nicht essen“. *Glühlichter*: Das magistratische Kostkind. In: *Glühlichter*, 20.10.1910, S. 5.

75 Melanie Grütter: *Verworfenne Frauenzimmer. Geschlecht als Kategorie des Wissens vor dem Strafgericht*, Bielefeld 2016, S. 88.

76 Ebd., S. 104.

77 *Arbeiterzeitung* (wie Anm. 6), S. 6.

78 *Kleine Volks-Zeitung* (wie Anm. 15), S. 11–12.

3. Anna, die Giftmörderin

„Der Mann gefiel ihr so gut, daß sie beschloß *den unbequemen Gatten aus dem Weg zu räumen*, um mit Steiner ganz leben zu können. Als Mittel sollte Gift dienen. Sie erwog, ob Nikotin oder Arsenik das beste wäre und verfiel schließlich auf Tollkirschenwurzeln.“⁷⁹

3.1. Der Giftmord – eine ‚weibliche Domäne‘

Dass der Giftmord ein weibliches Verbrechen sei, war für die Kriminologen, Ärzte und Psychiater des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts mehr Hausverstand als umstrittener Sachverhalt.⁸⁰ Im Jahr 1900 schreibt ein Landesgerichtspräsident in der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“ über dieses Verbrechen:

„Strafprozesse, deren Gegenstand ein Giftmord ist, bieten in der Regel an sich größeres Interesse, weil die verbrecherische That hier nicht das Erzeugnis eines unseligen Augenblicks, einer leidenschaftlichen Aufwallung, sondern die schreckliche Frucht des bösen Gedankens ist, der nicht im Keime erstickt, im Herzen des Menschen wuchernd zuletzt die Kraft erlangt, um, zum vollständigen Plan gereift, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die oft seiner Ausführung hemmend und warnend sich in den Weg stellen.“⁸¹

Während er hier nicht konkretisiert, von wem diese ‚schreckliche Frucht des bösen Gedankens‘ üblicherweise ausgehe, taten dies – wie die Historikerin und Geschlechterforscherin Melanie Grütter zeigt – diverse andere Autoren sehr explizit. Die besonders ausgeprägte Verwerflichkeit des Giftmordes wurde einem ‚weiblichen Bösen‘ zugeschrieben, welches „stets anders, meist grausamer, hinterlistiger, unsichtbarer, dunkler ist als sein männliches Pendant“⁸². Dass Frauen

79 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

80 Weiler (wie Anm. 60).

81 D. Kerckhoff: Ein Giftmordprozeß. Altenmäßig und wahrheitsgetreu darstellt durch Landgerichtspräsident a. D. Kerckhoff in Hannover. In: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 20, 1900, S. 708–734, hier S. 708.

82 Grütter (wie Anm. 75), S. 18.

zu Gift als Mordwaffe griffen, sei dabei nur eine logische Konsequenz deren ohnehin minderwertigen Wesens, dem das Lügen geradezu instinktiv innewohnt⁸³ und dem der „Gewaltmord mit der Stoß-, Hieb- oder Schußwaffe“⁸⁴ aufgrund seines Mangels „an Kraft, an persönlichem Mut, an Entschlossenheit“ und „an Geschicklichkeit“⁸⁵ nicht liege. Die Verstellungsfähigkeit und allgemeine ‚Schwäche‘ der Frau seien somit jene vermeintlich so natürlichen Eigenschaften, die sie zu Giftmorden bewegen.

Solche Artikulationen des vergeschlechtlichten Verbrechens durch die Gift- und die Kindsmörderin⁸⁶ tauchten dabei nicht nur in der Kriminologie auf, sondern übten auch Faszination auf Schriftstellende aus, die die Sozialfigur der Giftmörderin (teils inspiriert von realen Fällen) begeistert aufgriffen (z. B. Alfred Döblin mit der 1924 veröffentlichten Erzählung *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord*)⁸⁷. Fast schon literarisch – vor allem aber einer Anleitung zum Verwechsellern ähnlich – ist auch die in der Arbeiterzeitung nachzulesende Beschreibung der Vorgangsweise Anna Auers bei der Vergiftung ihres Mannes:

„Am 29. November holte sie die Wurzeln aus dem Keller, wusch sie und schnitt ein ungefähr 10 Zentimeter großes Stück in dünne Scheiben, gab sie in ein Viertel Liter Wasser und ließ sie ungefähr eine Stunde kochen. Den Absud gab sie in die Rindsuppe, in welche sie Nieren einkochte. Diesen Trank setzte sie dann ihrem Manne vor.“⁸⁸

83 Lombroso an dieser Stelle: „To demonstrate that lying is habitual and almost physiological in woman would be superfluous, since it is confirmed even by popular sayings. The proverbs we refer to are innumerable and turn up in all languages. [...] Women have something close to what might be called an instinct for lying“. Lombroso, Ferro (wie Anm. 40), S. 77.

84 Wulffen (wie Anm. 41), S. 22 f.

85 Ebd.

86 Anne Stähr: Die entsetzliche Nothwehr einer unglücklichen Frau. Der Giftmörderinnendiskurs des 19. Jahrhunderts in Heinrich Heines Feuilleton. In: Sophia Könemann, Anne Stähr (Hg.): Das Geschlecht der Anderen. Bielefeld 2011, S. 123–134.

87 Weiler (wie Anm. 60).

88 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 5.

Die Zubereitung des Gifttrankes, die je nach Zeitung mehr oder weniger detailliert ausgeführt wird, ruft wiederum starke Assoziationen zu einer ‚Hexenküche‘ hervor, was durch Beschreibungen Anna Auers als „Weibsteufel“⁸⁹ beziehungsweise als „bestialische Frau“⁹⁰ nur verstärkt wird. Noch bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde auch Arsen verwendet, das allerdings nicht löslich genug war, um es in Suppen zuzubereiten, und stattdessen beispielsweise in Pfannkuchen oder gemeinsam mit Puderzucker auf Butterbrot gestreut serviert wurde,⁹¹ was dem Bild des Hexenartigen wohl weniger zugespielt hätte.

Auch aus rein rechtlicher Sicht stellte der Giftmord am Gatten in zweierlei Hinsicht einen Sonderfall dar. Es handelte sich dabei einerseits um einen sogenannten Meuchelmord, „welcher durch Gift oder sonst tückischerweise geschieht“⁹², und zweitens um einen Mord an einem „Verwandte[n] der aufsteigenden oder absteigenden Linie oder an dem Ehegenossen“⁹³, was beides laut § 138 des von 1852 bis 1974 gültigen *Österreichischen Strafgesetz über Verbrechen, Vergehen und Übertretungen* erschwerende Umstände darstellte und somit härter zu bestrafen sei.⁹⁴

3.2. „Das Weib als Sexualverbrecherin“

Im Jahre 1923 erscheint Erich Wulffens Buch *Das Weib als Sexualverbrecherin*, in dem dieser die Behauptung aufstellt, weibliches Verbrechen unterliege einer sexuellen Triebhaftigkeit. Damit reiht sich Wulffen in eine Vielzahl ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts aufgestellter psychoanalytischer und sexualwissenschaftlicher Theorien

- 89 Neugkeits-Welt-Blatt: Der 60jährige Weibsteufel von Paudorf vor Gericht. Ein Gatte, der sogar einen Giftmordversuch verzeiht. In: Neugkeits-Welt-Blatt, 5.3.1931, S. 7; Salzburger Volksblatt: Aus dem Gerichtssaal. In: Salzburger Volksblatt, 5.3.1931, S. 9; Tages-Post Mittagsblatt: Der Weibsteufel von Paudorf vor Gericht. In: Tages-Post Mittagsblatt, 5.3.1931, S. 3; Alpenländische Rundschau: Der Weibsteufel von Paudorf vor Gericht. Tollkirschenwurzelabsud für den Gatten. In: Alpenländische Rundschau, 5.3.1931, S. 20.
- 90 Salzburger Volksblatt (wie Anm. 89), S. 9.
- 91 Göttsch (wie Anm. 2).
- 92 Ludwig Altmann, Siegfried Jacob, Max Weiser: Die österreichische Strafgesetzgebung nach dem Stande vom 30. Juni 1927. Wien 1927, S. 130.
- 93 Ebd.
- 94 Ebd., S. 131.

ein, die ‚abnormes‘ Sexualverhalten zu verwissenschaftlichen begannen und mit Erkenntnissen der Kriminalistik, Medizin und Psychologie zu verbinden versuchten.⁹⁵

Eine Grundannahme der Vorstellung der Frau als Sexualverbrecherin ist ihre „Nähe [...] zur Geschlechtlichkeit“⁹⁶, die „mit dem ‚weiblichen Urtrieb zum Gebären‘ [...], der das gesamte Fühlen und Denken des Weibes bestimme“⁹⁷ begründet wird. Der Mann, so die Theorie, könne sich von ‚der Natur‘ distanzieren, während die Frau durch ihre Gebärfähigkeit untrennbar mit ihr verbunden sei.⁹⁸ Die zunehmend rigide Dichotomisierung der Geschlechtscharaktere im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zeigt sich hier wie so oft in der Unterscheidung zwischen männlicher Vernunft und weiblichem Gefühl.⁹⁹

Wulffen koppelt diese Grundannahme mit einer Liste vermeintlich typisch ‚weiblicher‘ Sexualmotive, die zu Giftmorden führen würden. „Verschmähte Liebe, Eifersucht, sexuelle Rache, Abneigung und Haß gegen den Ehegatten“¹⁰⁰ seien emotionale Erfahrungen, die vor allem im ‚weiblichen Gemüte‘ ihren Ausdruck finden würden. Ohne Lombrosos misogynen Ideen zu viel Platz einräumen zu wollen, sei doch an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass auch dieser Sexualität und Neigung zum Verbrechen zusammendenkt:

„Those who most clearly manifest exaggerated and unceasing lustfulness are both born criminals and born prostitutes; in them lasciviousness intermixes with ferocity.“¹⁰¹

‚Lüsternheit‘ sei in Wulffens und Lombrosos Vorstellung somit sowohl Ursache als auch Ausdruck von weiblicher Grausamkeit.

95 Alison Lewis: Female Sex Murders and Literary Case Writing. Alfred Döblin's Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord (1924). In: Joy Damousi, Birgit Lang, Katie Sutton (Hg): Case Studies and the Dissemination of Knowledge. New York, London 2015, S. 155–171, hier S. 160.

96 Weiler (wie Anm. 60), S. 25 f.

97 Ebd.

98 Ebd.

99 Stähr (wie Anm. 86), S. 131 f.

100 Wulffen (wie Anm. 41), S. 23.

101 Lombroso, Ferro (wie Anm. 40), S. 171.

3.3. „sinnlos vor Eifersucht“ – Gattenmord aus Leidenschaft

Dass ‚weibliche Sexualmotive‘ auch im Falle des versuchten Giftmordes der Anna Auer ausschlaggebend gewesen seien, bestätigte auch das ärztliche Gutachten, welches das Tatmotiv „in der sexuellen Abneigung der Frau gegen ihren Gatten und der Zuneigung zu ihrem Geliebten“¹⁰² zu sehen glaubte. Verschiedene andere Berichterstattungen bringen ebenso zum Ausdruck, Anna Auer hätte die Tat begangen, „um ungehindert ihrer Liebestollheit frönen“¹⁰³ oder „mit Steiner ganz leben“¹⁰⁴ zu können. Auch Hermann Steiner selbst sagte im Prozess aus, Anna habe ihm gesagt, dass sie nur ihn allein lieben und ihren Mann am liebsten vergiften würde.¹⁰⁵ Steiner, der im Folgenden als Zeuge auftritt, bestritt jedoch die Beschuldigung Anna Auers, er habe sie zum Giftmord angestiftet, was zu einer emotionalen Auseinandersetzung vor Gericht führte:

„Vors.: Sie sollen einmal zur Angeklagten gesagt haben, daß sie den Mann wegräumen soll? – Zeuge: Nein, das ist nicht wahr.

Angekl. (auf das Kruzifix zeigend): Da soll der Herrgott weg von dem Platz, wenn es nicht wahr ist. Du hast mich unglücklich gemacht. Du hast mir den Rat gegeben, ich soll nicht Arsen nehmen, sondern Tollkirschen.

Zeuge: Aber, geh‘ weg, du bist ja ganz narrisch. – Angekl.: Ja, vergafft war ich und blöd war ich. Du hast mich ins Unglück hineingehetzt.“¹⁰⁶

Steiner habe, so Anna Auer auf die Frage, ob sie ihn denn so sehr gemocht habe, „einen ganzen Narren“¹⁰⁷ aus ihr gemacht. In einigen ihrer Aussagen lässt sich eine gewisse Ambivalenz Steiner gegenüber und ihre intensive emotionale Involviertheit erkennen. Über die viel

102 Kleine Volks-Zeitung (wie Anm. 15), S. 10–11.

103 Der Abend: Giftmordversuch einer Greisin an ihrem Gatten.
In: Der Abend, 4.3.1931, S. 3.

104 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

105 Kleine Volks-Zeitung (wie Anm. 15), S. 11.

106 Kleine Volks-Zeitung (wie Anm. 15), S. 11.

107 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

berichtete Szene im Keller, wo sich Anna Auer und Hermann Steiner trafen, während Heinrich Auer nach dem versuchten Giftmord das Bett hütete, erzählte sie:

„Angekl.: Er ist mir dann zum Keller nachgegangen. – Vors.: Da haben Sie wieder ein Liebesabenteuer mit ihm gehabt? – Angekl.: Mir war es nicht recht, aber er hat mir keine Ruhe gegeben.“¹⁰⁸

Anna Auer erfüllt in der Berichterstattung genau das Bild, das Wulfen, Lombroso und weitere über die Frau als Sexualverbrecherin entwerfen und das gerne auf Phrasen wie ‚Tollheit‘, ‚Wahnsinn‘ und ‚Närrin‘ zurückgreift, wie es eben auch die Tageszeitungen und Hermann Steiner (‚Du bist ja ganz narrisch‘) tun. Die Ansicht, dass dieser Zustand ein pathologischer ist, vertritt auch Richard von Krafft-Ebing, der angesichts dieses Phänomens sichtlich besorgt konstatiert:

„Diese pathologische Liebe von Ehefrauen zu anderen Männern ist eine noch sehr der wissenschaftlichen Klärung bedürftige Erscheinung im Gebiet der Psychopathia sexualis.“¹⁰⁹

Sexuelle Leidenschaft, die ein Ergebnis dieser ‚pathologischen Liebe zu anderen Männern‘ darstellt, sei somit ein der Frau naheliegendes Mordmotiv. „The impulsivity and casualness of these women’s passions are extraordinary. When they fall in love, they need to satisfy their desire immediately, even if that means committing a crime“¹¹⁰, schreibt Lombroso; die Impulsivität dieser Handlungen ende außerdem (gerade bei Ehebrecherinnen und Giftmörderinnen) in „oddy pointless crimes“¹¹¹, die die geborene Verbrecherin – „lacking the frigidity of normal women“¹¹² – trotz damit einhergehender Gesetzesbrüche und gesellschaftlicher Schande begehe.

108 Ebd.

109 Krafft-Ebing (wie Anm. 58), S. 57.

110 Lombroso, Ferro (wie Anm. 40), S. 187.

111 Ebd., S. 186.

112 Ebd., S. 202.

4. Anna, die Angeklagte

„Der Prozeß, dem in der ganzen Gegend mit großer Spannung entgegengesehen wird, findet unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Dr. Kolazy statt. Die Anklage vertritt Staatsanwalt Hofrat Dr. Sponner, Verteidiger Dr. Krömer aus St. Pölten.“¹¹³

4.1. „Sensationsprozeß in Krems“ – Gerichtsberichterstattung

Das Avancieren der Presse zum Massenkommunikationsmedium im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, das unter anderem durch die wachsende Leserschaft, niedrigere Papier- und Produktionskosten sowie die Beschleunigung des Druckvorgangs bedingt wurde, bedeutete eine Erweiterung der Seitenanzahl von Zeitungen, die somit ausführlicher über eine größere Anzahl von Kriminalfällen berichten konnten.¹¹⁴ Die dadurch entstehende Möglichkeit, ausschweifend über als skandalös bewertete Verbrechen zu berichten, wurde von der Presse genutzt, indem sie dem Bericht über Gerichtsprozesse separate Rubriken widmeten oder sogar eigene Zeitungen für Gerichtsberichterstattung gegründet wurden.¹¹⁵

Die 1849 im § 103 der Reichsverfassung des österreichischen Kaiserreiches festgesetzte Bestimmung, das Gerichtsverfahren solle öffentlich und mündlich stattfinden, sofern dieses nicht die Ordnung und Sittlichkeit der Öffentlichkeit gefährde,¹¹⁶ bedeutete zudem, dass die Presse nun detaillierter, konkreter und vor allem realitätsnäher über Kriminalfälle und deren Aushandlung vor Gericht berichten konnte¹¹⁷. So wurden sämtliche Beteiligten des Gerichtsprozesses nicht nur mit Vor- und Nachnamen genannt, sondern teilweise auch deren Beruf, Alter, Wohnort oder andere private Informationen veröffentlicht.¹¹⁸ Über Anna Auer erfahren wir durch diverse Berichterstattungen

113 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

114 Jörg Hennig: Gerichtsberichterstattung in deutschen Tageszeitungen 1850–1890. In: Jörg Schönert (Hg.): Erzählte Kriminalität. Tübingen 1991, S. 349–367, hier S. 352.

115 Weiler (wie Anm. 60), S. 66.

116 Verfassung des österreichischen Kaiserreichs 1849, S. 78.

117 Lewis (wie Anm. 95).

118 Hennig (wie Anm. 114), S. 365.

beispielsweise ihr exaktes Geburts- und Hochzeitsdatum, außerdem erlangen wir Kenntnis über die Desertation ihres Bruders¹¹⁹ – ganz zu schweigen von ihrem persönlichen Liebesleben.

Hatte Anna Auer aufgrund ihrer „äußerlichen Erscheinung eine[r] ‚fesche[n] Person“¹²⁰ bisher in ihrer Ortschaft den Eindruck erweckt, um die 40 Jahre alt zu sein, so erfuhren die Ansässigen „erst aus dem Gerichtsverfahren [...], daß die Auer schon 60 Jahre alt sei“¹²¹. Diejenigen, die Anna Auer nicht bereits persönlich kannten, warteten dementsprechend neugierig auf deren Erscheinen vor Gericht, wie die „Neue Freie Presse“ berichtete:

„Krems hat heute wieder seine Sensation. Ein dichtes Menschenspalier säumte die Straßen vom Untersuchungsgefängnis zum Kreisgericht ein. Alles ist auf das Aussehen der Anna Auer gespannt.“¹²²

Der Prozess begegnete „in der ganzen Gegend dem größten Interesse“¹²³, was auch dadurch ersichtlich wird, welche Vielzahl an unterschiedlichen Zeitungen den Fall aufgriffen.

4.2. „Bewegung im Auditorium“ – im Gerichtssaal

Die Gerichtsberichterstattung um Anna Auer ist stark erzählerisch und eher emotionalisierend als nüchtern gehalten, was mit Blick auf zeitgenössische Tendenzen der 1930er Jahre insbesondere für den US-amerikanischen Journalismus als *interpretative reporting* bezeichnet wurde.¹²⁴ Gerade in Bezug auf das beschriebene Verhalten der Beteiligten vor Gericht und die entsprechend zugeschriebenen Emotionen kann davon ausgegangen werden, dass diese so ausgewählt wurden, dass sie mit der folgenden Urteilsfindung übereinstimmen.¹²⁵

119 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

120 Neues Wiener Tagblatt: Die liebestolle Greisin. Der Giftmordversuch am Gatten. In: Neues Wiener Tagblatt, 5.3.1931, S. 11.

121 Ebd.

122 Neue Freie Presse (wie Anm. 56).

123 Neugkeits-Welt-Blatt (wie Anm. 89).

124 Curtis MacDougall, Robert Reid Delaware: Interpretative Reporting. London 1987.

125 Katie Barclay: Narrative, Law and Emotion. Husband Killers in Early Nineteenth-Century Ireland. In: Journal of Legal History 38, 2017, S. 203–227, hier S. 209.

Emotionalisierungen innerhalb der Gerichtsberichterstattung können dazu dienen, die (Un-)Schuld der angeklagten Person zu untermauern, ein Beweisstück innerhalb der Konstruktion einer größeren Geschichte bereitzustellen oder auch zu „narratives in their own right“¹²⁶ werden, die übereinstimmend, entgegengesetzt oder in Beziehung zu anderen Erzählsträngen arbeiten. Auch die bloße An- oder Abwesenheit von Emotionalisierungen innerhalb des Gerichtsberichts gibt den Leser:innen mögliche Interpretationen des Geschehenen vor.¹²⁷

Zur Veranschaulichung sei an dieser Stelle eine längere Passage aus der Gerichtsberichterstattung der Illustrierten Kronen Zeitung zitiert, in der die zugeschriebenen Emotionen besonders markant hervortreten:

„Die Angeklagte erhebt sich nun und ruft Steiner erregt zu: ‚Kannst du dich nicht mehr erinnern? Wir sind beim Tor gestanden und haben über ihn gesprochen und da hast du gesagt: Rammern einfach weg!‘

Nach diesen Worten brach die Angeklagte in Tränen aus und schrie dann plötzlich: ‚Das ist so wahr, als ich lebe. Du hast mich unglücklich gemacht!‘ Ich soll von diesem Platz nicht lebend weggehen, wenn es nicht wahr ist.

Zeuge Steiner (vollkommen ruhig): Das ist nicht richtig.

Angekl. (leidenschaftlich): Von allem anderen hat er mir abgeraten, von den Schwämmen und von dem Arsenik, aber von den Tollkirschen hat er gesagt: ‚Das kannst ihm kochen, aber nicht zu viel, sonst wird er narrisch.‘ (Zum Zeugen:) Gib’s nur zu, du hast es so gesagt. Du bist an meinem ganzen Unglück schuld, *ich hab’ mich in dich vergafft und du hast mich g’fangt.*

Zeuge: Ich habe nie gedacht, daß es so weit kommt und daß sie ihren Mann vergiften wird. (Verächtlich:) Es haben’s ja auch andere Männer mit der Auer gehalten.

126 Ebd., S. 226.

127 Ebd., S. 212.

Nun wendet sich Heinrich Auer an den Vorsitzenden mit der Bitte, auch ein paar Worte sprechen zu dürfen.

Vors.: Sie haben sich ja der Zeugenaussage entschlagen.

Von den wütenden Blicken der Angeklagten verfolgt, verläßt nun der Zeuge Steiner den Saal.¹²⁸

Während Anna Auer hier Emotionen wie Erregung, Verzweiflung („brach in Tränen aus“), Leidenschaftlichkeit und Wut zugeschrieben werden, verkörpert Hermann Steiner das Bild eines stoisch beherrschten Mannes, der ‚vollkommen ruhig‘ die Verachtung für seine ehemalige Geliebte zum Ausdruck bringt. Der dritte Akteur, Heinrich Auer, bleibt auch in dieser Erzählung passiv und emotional unbeschrieben. Seinem Ausdruck von Emotion, der vermutlich sehr wohl beobachtbar gewesen wäre, wird keine Bedeutung für den Bericht beigemessen.

Die mutmaßliche emotionale Kälte Heinrich Auers tritt auch in der folgenden Passage sehr deutlich zum Vorschein, was von einem Ausdruck kollektiver Erregung begleitet wird:

„Vors.: Haben Sie sie denn noch gern gehabt? *Zeuge: Vom Gernhaben kann überhaupt keine Rede sein.* (Bewegung im Auditorium.)“¹²⁹

Wie genau diese ‚Bewegung‘ verstanden werden darf, ist nicht eindeutig, jedoch schließen wir aus der Tatsache, dass diese kollektive Reaktion im Bericht explizit gemacht wird, eine gewisse Anteilnahme der Journalisten an der vermutlich schmerzlich aufgenommenen Aussage Steiners gegenüber Anna Auer. Generell ist es eine Überlegung wert, welche Auswirkungen die geschilderte Emotionalität Anna Auers auf die damalige Rezeption des Falles hatte. „Emotions might humanize the murderer; they might reduce the threat of violent women, restoring social order for observers“¹³⁰; ebenso gut hätte die Darstellung einer ‚hysterischen‘ Frau vor Gericht zu einer zusätzlichen Dämonisierung führen können. Was genau in den Köpfen der

128 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 3), S. 11; Herv. i. O.

129 Das Kleine Blatt (wie Anm. 67), S. 7; Herv. i. O.

130 Barclay (wie Anm. 125), S. 226.

Zeitungslesenden am 5. März 1931 vorging, kann unmöglich rekonstruiert werden, jedoch gibt uns ein weiterer Aspekt in der Berichterstattung Indizien dafür, dass Anna Auer in bürgerlichen Milieus mit Mitgefühl oder zumindest Mitleid begegnet wurde.

4.3. „5 Jahre schweren Kerkers“ – Strafe und eheliche Vergebung

„Die Kremser Geschworenen erkannten sie mit acht Ja gegen vier Nein des versuchten, meuchlerischen Gattenmordes schuldig, und der Gerichtshof verurteilte sie zu fünf Jahren schweren Kerkers.“¹³¹ So lautete das Urteil, das nach eingebrachter und schließlich verworfener Nichtigkeitsbeschwerde im Juli 1931 finalisiert wurde und für Anna Auer den fünfjährigen Aufenthalt in der Weiberstrafanstalt Wiener-Neudorf bedeutete.¹³² Das Strafmaß wurde zudem verschärft durch „einen Fasttag vierteljährlich und Dunkelhaft an jedem Jahrestag der Haft“¹³³, was durch § 20 und § 23 geregelt wurde.¹³⁴

Mit der Formulierung ‚schwerer Kerker‘ ist die erhöhte Strenge der Strafe gemeint, die laut § 14 der Strafgesetzgebung in zwei Grade unterteilt wurde.¹³⁵ ‚Kerker zweiten Grades‘ (§ 16) bedeutete, dass dem Inhaftierten „eine Unterredung mit Leuten, die nicht unmittelbar auf seine Verwahrung Bezug haben, [...] nur in ganz besonderen und wichtigen Fällen gestattet [wird]“¹³⁶. Verbunden mit dem Aufenthalt in einer Strafanstalt war zudem laut § 18 eine Verpflichtung zur Arbeit.¹³⁷

131 Das Kleine Blatt (wie Anm. 52), S. 11.

132 Kleine Volks-Zeitung: Giftmordversuch an dem Gatten. In: Kleine Volks-Zeitung, 21.7.1931, S. 14.

133 Innsbrucker Nachrichten: Gerichtszeitung. Ein versuchter Gattenmord. In: Innsbrucker Nachrichten, 5.3.1931, S. 8.

134 „§ 20: Der erste und zweite Grad der Kerkerstrafe kann durch Fasten dergestalt verschärft werden, daß der Sträfling an einigen Tagen nur bei Wasser und Brot gehalten werde. Doch soll dieses wöchentlich nicht über dreimal, und nur in unterbrochenen Tagen geschehen. [...] § 23: Die einsame Absperrung in dunkler Zelle darf ununterbrochen nicht länger als drei Tage, dann erst wieder nach einem Zwischenraume von einer Woche und im ganzen höchstens dreißig Tage in einem Jahre stattfinden.“; Altmann, Jacob, Weiser (wie Anm. 92), S. 80.

135 Ebd., S. 77.

136 Ebd., S. 78.

137 Ebd., S. 79.

Auf die Urteilsverkündung wurde, wie mehrere Zeitungen berichteten, mit „Entsetzensrufe[n] über die Höhe der Strafe“¹³⁸ reagiert, was in mehrerlei Hinsicht erstaunlich ist. Zum einen lautete das im § 138 geregelte Strafmaß für versuchten Meuchelmord gegen den Ehegatten zehn bis zwanzig Jahre,¹³⁹ was bedeutet, dass Anna Auer eigentlich außerordentlich milde bestraft wurde. Dies könnte ein Resultat der Bitte der Geschwornen um „äußerste Milde“¹⁴⁰ bei der Bemessung des Strafmaßes sein, die mit der ‚erblichen Belastung‘ als Trinkerin und der Vergebung ihres Gatten begründet wurde. Zum anderen schienen die Anwesenden tatsächliches Mitleid für Anna Auer zu empfinden, was, wie aus den entsprechenden Berichterstattungen herauszulesen ist, auch bei manchen Journalisten auf Unverständnis stieß und beispielsweise im „Wiener Tag“ in Form eines sarkastisch platzierten, eingeklammerten Fragezeichens zum Ausdruck gebracht wurde: „*Das Publikum brach in Entrüstungsrufe aus, weil ihm die Strafe zu hart (?) vorkam*“¹⁴¹. Ebenso schreibt das „Neuigkeits-Welt-Blatt“ fast schon zynisch:

„Als die 60jährige Giftmischerin Anna Auer, die ihrem Gatten Rindfleisch mit Tollkirschen vorgesetzt hatte, vom Kremser Gericht nur zu fünf Jahren Kerker verurteilt wurde, war das Publikum entrüstet, weil ihm die Strafe zu hart schien. In der Kremser Gegend scheinen Tollkirschen als Delikatesse zu gelten.“¹⁴²

Das Zugeständnis von Mitgefühl aus der Öffentlichkeit könnte auch damit zusammenhängen, dass Gattenmörderinnen (wenn sie nicht als ‚Hexen‘ oder ‚Weibsteufel‘ stilisiert wurden) typischerweise eine ‚tragische‘ Figur darstellten,¹⁴³ was sich auch in Schlagzeilen wie „Die Tragödie einer liebestollen Greisin“¹⁴⁴ oder „Tragödie der

138 Das Kleine Blatt (wie Anm. 67), S. 7.

139 Altmann, Jacob, Weiser (wie Anm. 92), S. 131.

140 Kleine Volkszeitung (wie Anm. 15), S. 12.

141 Der Wiener Tag (wie Anm. 34), S. 9; Herv. i. O.

142 Neuigkeits-Welt-Blatt: Randbemerkungen zum Tag.

In: Neuigkeits-Welt-Blatt, 6.3.1931, S. 4

143 Barclay (wie Anm. 125), S. 214.

144 Arbeiterzeitung (wie Anm. 6), S. 5.

Liebestollheit¹⁴⁵ widerspiegelt. Zugleich kontrastiert die vermeintliche Milde des Urteiles eine Dynamik, die Dorothea Nolde in ihrer Studie zu Gattenmordprozessen der frühen Neuzeit am Beispiel Frankreichs als Rückgriff auf „das Bild der aufsässigen Frau“¹⁴⁶ bezeichnete, wodurch ebendiese Prozesse eine „doppelte Funktion“ erfüllten: Die Sanktionierung galt nicht allein einem Tötungsdelikt sondern ebenso der Transgression der Geschlechtsrolle der gefügigen Ehefrau¹⁴⁷, weshalb insbesondere weiblicher Gattenmord üblicherweise erheblich schwerer verurteilt wurde, „als die Ordnung der Ehe nicht nur verletzt, sondern umgestürzt wurde, wenn eine Frau sich die Macht über Leben und Tod des Ehemannes anmaßte“¹⁴⁸.

Zwischenmenschliche Komplexitäten dürften sich auch zwischen Anna und Heinrich Auer im Laufe von Annas Verhaftung abgespielt haben, denn wie so viele Berichte unterstreichen, verzieh Heinrich seiner Frau den Giftmordversuch, verweigerte die Zeugenaussage und bat vor Gericht (wenn auch erfolglos) um deren Enthftung. Sogar zu einer Aussöhnung zwischen dem Paar sollte es gekommen sein.¹⁴⁹ Was vorerst nach einer rührseligen Geschichte klingt, stellt sich weitaus nüchterner dar, wenn man sich das Enthftungsgesuch Heinrich Auers – ein wahrhaft „merkwürdiges Dokument“¹⁵⁰ – vor Augen führt:

„Da ich meiner Frau verzeihe und sie wieder in die häusliche Gemeinschaft aufnehmen will und meine Frau dringend zur Arbeit benötige, da ich im Alter von 64 Jahren mit unserer Wirtschaft allein nicht fertig werde, die Wirtschaft auch nicht soviel trägt, daß ich fremde Leute beschäftigen kann, ich aber mit dem Kochen und mit der Betreuung des Viehs nicht umgehen kann wie meine Frau, bitte ich, sie zu enthaften.“¹⁵¹

145 Das Kleine Blatt (wie Anm. 67), S. 4.

146 Nolde (wie Anm. 2), S. 415.

147 Ebd.

148 Ebd.

149 Illustrierte Kronen Zeitung (wie Anm. 1), S. 10.

150 Das Kleine Blatt (wie Anm. 67), S. 7.

151 Ebd.

Viel weniger als die Person und Gattin Anna Auer scheint hier die unbezahlte Arbeitskraft Anna Auer eine Rolle bei der Versöhnung gespielt zu haben, was auch Das Kleine Blatt ironisch anmerkt:

„Und der Mann? Er hat wieder verziehen. Wie immer. Er hat sich der Aussage entschlagen. Denn schließlich: Die Frau Anna ist eine gute Arbeitskraft. Und es scheint, als ob man das in Paudorf, Donautal, sonderlich zu schätzen wüßte...“¹⁵²

5. Fazit

In diesem Beitrag haben wir uns einem Gift- und Gattenmordfall der Zwischenkriegszeit in Österreich gewidmet und nach Ermächtigungspraktiken, der historischen sowie gesellschaftlichen Einbettung und damit verbundenen zeitspezifischen Rechts- und Gerechtigkeitsvorstellungen gefragt. Am Beispiel des Gerichtsprozesses um Anna Auer und der damit verbundenen journalistischen, sexualwissenschaftlichen und rechtlichen Einordnung konnten wir zeigen, dass die Rechtspraxis im verwandtschaftlichen Gefüge der von gegenseitiger Abhängigkeit geprägten Ehe ambivalenten und zeitspezifischen Argumentationsmustern zugeordnet werden kann, die keineswegs in einer nüchternen Diskussion rechtlicher Tatbestände aufging. Rückwirkend kann der Giftmord als solcher heute durchaus als eine verwandtschaftliche Rechtspraxis und Handlungsermächtigung gelesen werden, einen Ausweg aus einer Ehe zu suchen, der im niederösterreichischen Eherechtschaos des 19. und 20. Jahrhunderts nicht plausibel sein konnte. Die Brutalität eines Mordversuches nicht relativieren wollend, spiegelt sich doch in der Art und Weise, in der über die vermeintliche Milde des Urteils berichtet wurde, unterschwellig auch eine Kritik an der logischen Konsistenz zeitspezifischer Machtkonstellationen, die durch das Recht verfestigt wurden, nicht immer aber mit Gerechtigkeitsvorstellungen der Zeit vereinbar waren.

Anna Auer liebte nach eigenen Aussagen eigentlich Hermann Steiner, konnte mit ihm nicht zusammen sein und wurde (deshalb) zum Mord angestiftet. Die stark erzählerische Berichterstattung und die darin zitierten Gutachten attestierten ihr gemäß zeitspezifischen Vorstellungen pathologischer Sexualität und weiblicher Dispositionen eine ausgeprägte Liebestollheit und Männersucht. Diese wurde – wie

mehrfach hervorgehoben wurde – unter anderem im biologischen Erbe des alkoholsüchtigen Vaters gesucht. Darüber hinaus überzeichneten sie ihre Tatmotive als hexenhaft und tyrannisch. Immer wieder fanden wir jedoch auch Momente, in denen die damalige Geschlechterpolarisierung durchbrochen wurde, so etwa, als Anna Auer weniger als ihrem Ehegatten Heinrich eine starke sexuelle Triebhaftigkeit und körperliche Jugendlichkeit im hohen Alter unterstellt wurde und Letzterer als ihr unterlegen, passiv, blass und tragisch abhängig auf die Bühne zu treten scheint. Unsere Quellenstudie plädiert damit nicht zuletzt für eine historisch exakte Betrachtung, welche auch gewaltsame und vermeintlich allzu private Rechtspraxen untersuchen sollte, um aus ihr heraus die machtdurchdrungenen und vergeschlechtlichten Konstitutionslogiken von Recht und daran gekoppelte Legitimitätsvorstellungen in verwandtschaftlichen Strukturen zu verstehen. Methodologisch lohnt eine weiterführende Diskussion, wie neben der öffentlichkeitswirksamen journalistischen Berichterstattung auch Gerichtsfälle genutzt werden können, um nach den Aushandlungspraktiken gesellschaftlicher Machtkonstellationen und Legitimierungsstrategien zu fragen. In historischer und gegenwartsorientierter Perspektive liegt dazu bereits ein gutes Fundament vor, das einer europäisch-ethnologischen Rechtsforschung im Bereich der Kriminalgeschichte zuträglich wäre,¹⁵³ doch bleibt gerade die Frage gesellschaftsdiagnostischer Reichweiten in Teilen offen. Unser Fokus auf eine journalistische Publizität in ihrer manchmal widersprüchlichen

152 Ebd., S. 4.

153 Siehe beispielsweise: Lisa Flower: *Doing Loyalty. Defense Lawyers' Subtle Dramas in the Courtroom*. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 47, 2018, S. 226–254; Thomas Scheffer: *Materialitäten im Rechtsdiskurs. Von Gerichtssälen, Akten und Fallgeschichten*. In: Kent D. Lerch (Hg.): *Recht vermitteln. Strukturen, Formen und Medien von Kommunikation im Recht*. Berlin 2005, S. 349–376; Bernd Rusinek: *Vernehmungsprotokolle. „Wir haben sehr schöne Methoden.“. Zur Interpretation von Vernehmungsprotokollen*. In: Ders. (Hg.): *Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Neuzeit*. Paderborn 1992, S. 111–131; Gerd Schwerhoff: *Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die historische Kriminalitätsforschung*. Tübingen 1999; Jayme Walenta: *Courtroom Ethnography. Researching the Intersection of Law, Space, and Everyday Practices*. In: *The Professional Geographer* 72, 2020, S. 131–138.

und manchmal umso deutlicheren Einordnung vor dem Hintergrund zeitgenössischen sexualwissenschaftlichen und kriminologischen Wissens plädiert insofern für weitere Erkundungen.

**Love-hungry, Alcoholic, and Addicted to Men: Pathologizing
Female Sexuality in an Austrian Poison Murder Case:
'A Love-Crazed Old Woman Wants to be Free' (1931)**

This paper is dedicated to the trial of a relatively late and unsuccessful attempt of spousal murder in 1930s Austria. The 59-year-old wife of a landowner, Anna Auer, is judicially and journalistically attributed with a pathological sexuality in accordance with the criminological and sexological notions of the time. An assumed calculated plan to poison her own husband stands in stark contrast to the attributed insatiable desire for men and love madness, whose significance was narratively reinforced by the argumentative reversal of the dichotomous gender polarization.

Die Arbeit an der Autonomie: Ökonomische Praktiken der Direkt- vermarktung landwirtschaftlicher Familienbetriebe in Oberösterreich

Durch die Klimakrise und den Boom von Wertbegriffen wie Nachhaltigkeit und Regionalität sind Landwirtschaft und Lebensmittelversorgung stärker in den Fokus unseres Alltags gerückt. Was an neuen und etablierten Formen der Direktvermarktung landwirtschaftlicher Produkte gleichermaßen auffällt, ist der häufige Bezug auf Familie bzw. den Familienbetrieb. Der Beitrag wirft einen Blick hinter dieses Label und untersucht Logiken der Wirtschafts- und Lebensform des bäuerlichen Familienbetriebs. Geleitet von einer ökonomischen Perspektive spürt der Text den erweiterten Handlungsräumen nach, die Direktvermarktung mit sich bringt. Befragt werden Motivationen und Werthaltungen hinter dieser Ausrichtung der Landwirtschaft sowie deren Auswirkungen wie entgrenzte Arbeit und plurale Ökonomie. Der analytische Fokus gilt dem Verhältnis zwischen betrieblichen Erfordernissen und sozialen Beziehungen sowie Zusammenhängen von Ökonomien und Moral.

Prolog

Sarah Gschwandner¹ ist die Hoferbin eines mittelgroßen und für die Region typischen Vierkanthofes im Zentrum Oberösterreichs. Sie begann mit ihrem Mann Michael zwei Jahre nach Übernahme des Betriebs mit der Direktvermarktung. Davor hatte das Paar, beide um die 40, bereits zehn Jahre beim elterlichen Betrieb mitgeholfen. Der Betrieb finanzierte sich bis dahin neben dem Verkauf von

1 Die Personennamen meiner Gesprächspartner:innen sind Pseudonyme.

Mastschweinen und Ferkeln durch die Pension der Großmutter, das Einkommen von Sarahs Mutter als SupermarktkassiererIn und das Einkommen des jungen Paares: Sarah war Kindergärtnerin, Michael Dachdecker. Nach der Pensionierung der Eltern und dem Tod der Großmutter war der Betrieb kaum überlebensfähig.

Sarah beschloss, die Sache in die Hand zu nehmen, und begann damit, zwei Mal in der Woche nach Linz auf den Markt zu fahren. Die Entscheidung fällt sie gegen den Widerstand ihres Mannes und ihres Vaters. Beide konnte sie erst durch den finanziellen Mehrwert der Direktvermarktung überzeugen: Der Betrieb konnte nun im Vollerwerb geführt werden. Der Verkauf von Schweinen an den Handel wurde fortgeführt, aber reduziert. Ein Teil wird nun bei einem befreundeten Fleischer geschlachtet, intern verarbeitet und am Markt verkauft. Wie zu Zeiten von Sarahs Großeltern gibt es wieder eine Vielfalt an Tieren am Hof: neben den Schweinen Hühner, Honigbienen und neuerdings Alpakas. Wichtigste Mitarbeiterin am Markt ist Sarahs nebenan wohnhafte Schwester. Auch ein Pensionist aus dem Dorf bietet sich als Arbeitskraft an, um im Morgengrauen in die Stadt zu fahren und Selbstgemachtes feilzubieten: Speck, Braten und Würstchen, Brot, Kuchen, Eier, Kartoffeln, Most, Schnaps, Gestecke und vieles mehr. Michael bleibt zuhause, er ist für die Feld- und Stallarbeit, aber auch die Fleischverarbeitung und Haushaltstätigkeiten zuständig. Der Vater hat weiterhin bei der Schweinemast das Sagen. Sarah konnte durch die Umstellung auf Direktvermarktung den belastenden Job als Kindergärtnerin aufgeben (sie hat selbst sechs Kinder) und für Michael fielen die Strapazen der Doppelbelastung als Dachdecker und Landwirt weg. Sarah betont, dass sie damit den Zwängen des „Wachstumsmodells“ entkommen wollte: Bäuer:innen in ihrer Umgebung würden Kredite aufnehmen, um zu expandieren, und kämen dennoch nicht zurecht.² Bei Michaels Eltern ging es so weit, dass sie ihre Gründe verkaufen mussten, sein Vater nahm sich daraufhin das Leben.

Etwa 15 Kilometer östlich, nahe der Westautobahn, haben Maria und Jakob Pointner, beide Mitte 30, vor einigen Jahren den Hof von Marias Großeltern übernommen. Eine Generation wurde

2 Gespräch mit Sarah Gschwandner, 24.4.2023.

übersprungen, der Hof war zehn Jahre stillgestanden. Beide Ehepartner haben an der Hochschule Landwirtschaft studiert und konnten ihre Ideen ohne Kompromisse, also Verhandlungen mit den Vorbesitzer:innen, umsetzen. Sie haben sich für das Modell der Solidarischen Landwirtschaft (*Community-Supported Agriculture*) entschieden: Die gesamte Gemüseernte wird wöchentlich auf Ernteteiler:innen aufgeteilt, die mit ihren Beiträgen den Betrieb jeweils für ein Jahr finanzieren. Der Gemüseanbau bot die Möglichkeit, mit wenig Kapital zu starten: Es waren dafür kaum Maschinen, wenig Grund und keine Investitionen in den Umbau der Gebäude erforderlich. Zudem ist mit dem Konzept der Solidarischen Landwirtschaft die Sicherheit des Absatzes geklärt. Der Einstieg ist im Vergleich zur Viehwirtschaft risikofrei und dies gilt auch für einen möglichen Ausstieg. Als weitere Einnahmequelle richten Maria und Jakob einen Selbstbedienungshofladen ein. Hier sind Eier, Nudeln, saisonale Pestos oder Jungpflanzen zu erwerben. Zu ihrer Überraschung konnten sie schon nach drei Jahren die Produktion für einen Kundenstock von über 100 Ernteteiler:innen hochfahren, um den Betrieb im Vollerwerb zu führen. Marias Eltern, die sich damals gegen die Übernahme des Hofes entschieden hatten und im Nachbardorf wohnen, sind jetzt als Helfer:innen in der Kinderbetreuung oder beim Unkrautjäten im Einsatz. Doch der enorm arbeitsintensive biologische Gemüseanbau erfordert Arbeitskräfte über das Familien-Kontingent hinaus. Es braucht engagierte Ernteteiler:innen und Praktikant:innen, um das Arbeitsvolumen zu bewerkstelligen. Die Familien Pointner und Gschwandner besitzen je etwa zehn Hektar Nutzfläche (die Gschwandners bewirtschaften weitere 15 Hektar in Pacht) – im Oberösterreich-Vergleich ein kleiner und ein durchschnittlicher Betrieb.³ In beiden Fällen leben bzw. arbeiten drei Generationen zusammen. Dasselbe gilt für den Betrieb der Familie Huemer, von dem im Text ebenfalls die Rede sein wird. Birgit und Richard Huemer bewirtschaften etwa 15 Hektar

3 Durchschnittlich bewirtschaftet ein Betrieb in Oberösterreich heute 22,4 ha landwirtschaftliche Nutzfläche (LF). Etwa 40 % der LF wird gepachtet. Die Zahlen für Gesamt-Österreich sind ähnlich. Vgl. o. A.: Grüner Bericht Oberösterreich 2023. Bericht über die wirtschaftliche und soziale Lage der oberösterreichischen Land- und Forstwirtschaft in den Jahren 2020–2022. Linz 2023, S. 36.

Nutzfläche. Die Schweinemast dient wie bei den Gschwandners sowohl der Direktvermarktung als auch dem Verkauf an den Handel. Richard arbeitet neben seiner Tätigkeit im Betrieb als Lehrer in einer Landwirtschaftsschule.

Die hier skizzierten Hofportraits basieren auf Aussagen, die ich im Rahmen meiner Dissertationsforschung aufgenommen habe und die von meinen Gesprächspartner:innen als Erfolgsgeschichten ausgestaltet wurden. Die Umstellung auf Direktvermarktung ist nicht nur insofern gelungen, als die Familien durch die Landwirtschaft ein ausreichendes Einkommen lukrieren können. Bei Familie Gschwandner wird der Erfolg zudem in der Befreiung von Abhängigkeiten und beruflicher Vielfachbelastung gesehen. Bei den Pointners stand dagegen die Umsetzung eines wertorientierten Konzepts, Landwirtschaft auf richtige Weise zu betreiben, im Vordergrund. Die Betriebe verbindet die Ausrichtung auf Autonomie mittels eigener Verarbeitung und Vertriebswege.

Dieser Text soll erkunden, wie sich Bäuer:innen durch Direktvermarktung Ermöglichungsräume für ein selbstbestimmtes Leben in der Landwirtschaft erarbeiten. Besondere Aufmerksamkeit gilt dem Zusammenspiel sozialer Beziehungen und ökonomischer Praktiken, die diesem Modell zugrunde liegen. Wie hängen (historisch veränderte) Logiken der Lebens- und Arbeitsform des Familienbetriebs mit der Direktvermarktung eigener Produkte zusammen? Dabei kommen auch Schattenseiten der erweiterten Autonomie zum Vorschein: entgrenzte Arbeitsverhältnisse und Angewiesenheit auf familiäre Ressourcen.

Nach einer kurzen Darstellung des Forschungszugangs, des Forschungsgegenstands und der Untersuchungsregion folgt ein analytischer Abschnitt. Darin werden erste Spuren der laufenden Forschung behandelt: Autonomie und Wertschöpfung, gute und entgrenzte Arbeit sowie plurale Ökonomien. Abschließend werden diese Ergebnisse reflektiert und weiterführende Fragen formuliert.

Forschungszugang

Um Einblicke in den betrieblichen und familiären Alltag, in das Zusammenleben und -arbeiten am Hof, in Verkaufstätigkeiten und Interaktionen mit Kund:innen zu bekommen, stand die teilnehmende

Beobachtung im Zentrum meiner Forschung. Bei den mehrtägigen Aufenthalten war ich als Mitarbeiter im Betrieb eingebunden. Die ethnographischen Aufzeichnungen bilden die primären Quellen, die zu einem späteren Zeitpunkt mit Interviews ergänzt wurden. Die Fallauswahl erfolgte nach den Kriterien Region (s. u.), Direktvermarktung und Selbstrepräsentation als Familienbetrieb. Die Betriebe weisen darüber hinaus unterschiedliche Produktionsschienen, Vermarktungsformen und familiäre Konstellationen auf.

Der erfahrungsnahe Zugang der Ethnographie ermöglicht es, Landwirtschaft als Praxis zu begreifen und Logiken des Familienbetriebs in ihrer alltagsweltlichen Situiertheit zu erfassen. Unerlässlich ist die Kontextualisierung, das In-Beziehung-Setzen der Alltagsebene mit Strukturbedingungen und der Historizität des Gegenstandes.⁴ Zusammenhänge von Familie und Ökonomie in der Landwirtschaft, der Umgang mit Märkten oder staatliche Regulierungen agrarischer Produktion erschließen sich erst mit Blick auf ihre Entstehungsgeschichte.

Im Vergleich zu gegenwärtigen Forschungen in der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaften, die Landwirtschaft etwa im Rahmen einer Ländlichkeits-Forschung oder der Multispecies-Studies untersuchen⁵, nehme ich eine ökonomische Perspektive ein. Das bedeutet zum einen, den Fokus auf wirtschaftliche Praktiken zu richten, und zum anderen, diese nicht nur im Sinne einer Kultur der Ökonomie, als Bedeutungsnetz symbolischer Bezüge zu untersuchen, denn dabei geraten allzu leicht deren gesellschaftsstrukturierende Dimension und damit ihr politisches und subversives Potential außer Acht. Es ist danach zu fragen, wie Menschen sich und

- 4 Vgl. Jens Wietschorke: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI/115, 2012, S. 325–359, hier S. 344 f.
- 5 Siehe beispielsweise Beiträge in Michaela Fenske, Arnika Peselmann, Daniel Best (Hg.): Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten. Würzburg 2021; sowie in Manuel Trummer, Anja Decker (Hg.): Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen. Bielefeld 2020. Eine synergetische Analyse von Wirtschaft, Wertehaltungen und sozialen Beziehungen findet sich in Andrea Heisteringer, Elisabeth Kosnik, Gabriele Sorgo (Hg.): Sorgsame Landwirtschaft. Resiliente Praktiken im ökologischen Landbau. Bielefeld 2022.

andere versorgen, wie dieses Handeln sozial verankert, politisch und rechtlich gerahmt sowie mit moralischen Vorstellungen verbunden ist und welche sozialen Implikationen dieses Handeln hat.

Eine solche Rahmung stellt auch der landwirtschaftliche Familienbetrieb dar. Dieser wird meist dadurch charakterisiert, dass (nicht näher definierte) Familienmitglieder die meisten der erforderlichen Ressourcen (Land, Gebäude, Tiere, Maschinen, Wissen, Netzwerke usw.) kontrollieren und die meiste, wenn nicht die gesamte, Arbeit leisten.⁶ Dies trifft im Wesentlichen auch auf meine Beispiele zu (s. u.). Als spezifisches Besitzverhältnis und als Arbeitszusammenhang strukturiert der Familienbetrieb wirtschaftliche Praxis. Er bietet aber gerade durch seine enge Verknüpfung von Haushalt und Betrieb spezifische Handlungsräume dafür, betriebliche und familiäre Bedürfnisse oder Erfordernisse auszutarieren und neu zu arrangieren, wie in der Direktvermarktung. Der Begriff meint jedoch nicht nur die ökonomische Praxis im Kontext sozialer Beziehungen. Familie ist ein moralisch aufgeladener Begriff, der im Lebensmittelhandel als Label omnipräsent ist. Er wird als symbolisches Kapital in Wert gesetzt und findet sich in Selbstrepräsentationen am Bauernmarkt ebenso wie auf Verpackungen industriell erzeugter Waren. Um das Bedürfnis nach „food from somewhere“⁷ zu stillen und Lebensmittel für entfremdete Konsument:innen regional und sozial zu verorten, bedienen sich Marketingstrategien von Handelsunternehmen ideologischer Vorstellungen traditionell geführter Landwirtschaft in Familienhand. Denn Familie scheint Vertrauen zu schaffen und suggeriert Authentizität und Nachhaltigkeit im Sinne eines Denkens in Generationen. Eine Welt, die aus den Fugen zu geraten scheint, ist im bäuerlichen Familienbetrieb noch in Ordnung. Für diese Ordnung steht die im agrarischen Kontext wirkmächtige heteronormative Vorstellung von Familie: Als Betriebsfamilie präsentiert sich vorwiegend ein heterosexuelles Paar, meist mit mehreren

6 Siehe etwa die Definition der FAO (Food and Agricultural Association der UNO), o. A.: United Nations Decade of Family Farming 2019–2018. Global Action Plan. Rom 2019, S. 9.

7 Hugh Campbell: Breaking new ground in food regime theory. Corporate environmentalism, ecological feedbacks and the ‘food from somewhere’ regime? In: Agriculture and Human Values 26, 2009, S. 309–319.

Kindern, teils auch mit Großeltern. Familie ist aber keine Voraussetzung, um Landwirtschaft zu betreiben. Andere mögliche Formen werden nicht nur diskursiv marginalisiert, sondern fallen auch rechtlich aus der Norm und sind mit erheblichem Aufwand verbunden. Dass etwa Hofübergaben fast ausschließlich an nahe Verwandte erfolgen, erklärt sich nicht nur aus Tradition, sozialem Druck und der gesetzlichen Erbfolge. Das Modell wird staatlich durch Steuervergünstigungen und geringere Gebühren bei innerfamiliärem Transfer gefördert.⁸

Kontexte landwirtschaftlicher Direktvermarktung

Trotz der rechtlich günstigen Bedingungen ist es heute nicht selbstverständlich, dass ein Hof intergenerationell übernommen und weiter bewirtschaftet wird. Individualisierte Bildungswege und diversifizierte Berufschancen führten auch in der Landwirtschaft zu selbstreflexiven Lebensverläufen.⁹ Das bedeutet, dass die Entscheidung, Landwirt:in zu werden, auch hinsichtlich aktueller gesellschaftlicher Vorstellungen eines guten Lebens (am Land)¹⁰ zu befragen ist. Landwirtschaft mag nicht der Weg zu einem möglichst hohen Lebensstandard sein, kann aber Bedürfnisse wie Balance von Familie und Beruf, ein Leben in der Natur oder Arbeiten ohne Chef:in befriedigen. Quantitativ gesehen verzeichnen die vergangenen Jahrzehnte jedoch eine Abwanderung aus dem agrarischen Sektor. Dieser als Strukturwandel bezeichnete Prozess (beschleunigt ab den 1950er Jahren) ging mit der Industrialisierung, Spezialisierung und

- 8 Außerfamiliäre Übergaben sind in Österreich eine Randerscheinung und werden mit einem Anteil von 1,3 % geschätzt. Vgl. Erika Quendler, Martin Brückler, Thomas Resl: Außerfamiliäre Hofübergabe in Österreich. Bedarfsstudie für eine Informations- und Bildungsoffensive basierend auf österreichweiten Befragungen von LandwirtInnen. Wien 2015, S. 9 u. 14.
- 9 Vgl. Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1986, S. 122 u. 216.
- 10 Ich verwende den Begriff hier als analytische, etische Kategorie. Gemeint sind Ansprüche auf ein gelingendes Leben, die über das schiere Auskommen hinausgehen. Werte und Deutungen, die diesen Ansprüchen zugrunde liegen, sind historisch kontingent. Zu einer kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Topos des guten Lebens auf dem Land und seinen Konjunkturen, siehe Werner Nell, Marc Weiland: Gutes Leben auf dem Land? Imaginationen und Projektionen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld 2021.

Globalisierung der Landwirtschaft und einer enormen Produktivitätssteigerung einher. Die Anzahl land- und forstwirtschaftlicher Betriebe sank in Österreich von 433.000 im Jahr 1951 auf rund 150.000 heute.¹¹ Nur 3,5 % der Erwerbstätigen arbeiten heute in der Landwirtschaft.¹² Eine historische Zäsur markierte der EU-Beitritt Österreichs 1995: Die heimische Produktion sollte am internationalen Markt wettbewerbsfähig sein. Fallende Erzeugerpreise wurden teils durch Subventionen abgefedert, zugleich ermöglichte dies eine stärkere politische Lenkung agrarischer Produktion. Landwirtschaft ist heute Schauplatz kontroversieller Auseinandersetzung. Veränderte gesellschaftliche Ansprüche gelten v. a. dem Klimaschutz, Regionalität, Artenvielfalt und Tierwohl. Diese Themen finden Eingang in nationale Gesetzgebung und in die Gemeinsame Agrarpolitik (*Common Agricultural Policy (CAP)*) der EU sowie in das Produktmanagement des Handels und in die mediale Berichterstattung. Die Gemengelage unterschiedlicher, teils widersprüchlicher gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Anforderungen bietet wenig Anreize, einen Beruf in der Landwirtschaft zu ergreifen. Zuletzt haben sogenannte Bauernproteste in vielen Ländern Europas auf Problemfelder wie zu niedrige Lebensmittelpreise, überbordende Bürokratie, misslungene Subventionspolitik, aber auch auf als unzumutbar empfundene Umweltmaßnahmen hingewiesen. In Österreich wird derzeit am Beispiel des Vollspaltbodenverbots die zukünftige Ausrichtung der Landwirtschaft diskutiert.¹³

Direktvermarktung scheint ein gangbarer Weg zu sein, den skizzierten Herausforderungen zu begegnen. Dabei übernehmen die Betriebe Aufgabenbereiche des Handels und der Lebensmittelindustrie, von Lagerung bis Weiterverarbeitung und Marketing, und

11 Vgl. Franz Höllinger: Strukturwandel und neue Wege in der österreichischen Landwirtschaft. In: Ders., Anja Eder, Eva-Maria Griesbacher u. a. (Hg.): *Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Graz 2017, S. 25–40, hier S. 26.

12 Vgl. Grüner Bericht (wie Anm. 3), S. 17.

13 Der Vollspaltboden in der Schweinehaltung bedeutet für Bäuer:innen eine Rationalisierung der Stallarbeit. Die Haltungsbedingungen werden allerdings als nicht artgerecht und nicht tierschutzverträglich kritisiert. Die vom Nationalrat gewährte Übergangsfrist bis Ende 2039, um die Ställe umzubauen, wurde vom Verfassungsgerichtshof Anfang 2024 gekippt.

steigern dadurch ihre Wertschöpfung bei erhöhtem Arbeitsaufwand. Am Beispiel der Schweinehaltung bedeutet dies, dass durch höhere Preise rentabel gewirtschaftet werden kann und nicht allein durch Quantität und billige Produktion. Das ändert nichts an den hohen Kosten, die für einen Stallumbau anfallen, doch es schafft einen Ausweg aus dem produktivistischen Imperativ.

Direktvermarktung bildet in den ausgewählten Betrieben jeweils die wirtschaftliche Basis, aber stets in Verbindung mit anderen Betriebszweigen wie Verkauf an den Handel, Schule am Bauernhof oder außerlandwirtschaftlichem Erwerb. Diese Multifunktionalität bzw. Pluriaktivität verstehe ich, wie auch die Selbstvermarktung und die dadurch angeregte hohe Diversifikation der Produktion, als strategische Orientierung und Absicherung des Betriebs – und damit als wichtige Elemente eines *farming styles*¹⁴. Das Konzept des Agrarsoziologen Jan Douwe van der Ploeg dient der kontextuellen Erfassung wirtschaftlichen Handelns in Korrelation zu persönlichen Werten, kulturellen Ansprüchen, familialen Interessen, Politik, naturräumlichen Bedingungen und technologischen Innovationen. Ernst Langthaler, der das Konzept für historische Forschung weiterentwickelte, spricht von „Manövrierräumen“, die durch das agrarische Feld, Kapital und Habitus begrenzt seien und in denen Akteur:innen operieren.¹⁵ Folgt man van der Ploegs auf Basis verschiedener *farming styles* vorgenommener Typologisierung, würden die Direktvermarktungs-Betriebe der Kategorie der *peasant agriculture* zugerechnet werden. Diese zeichnet sich durch die Ausrichtung der Landwirtschaft auf eine möglichst autonom verwaltete und reproduzierbare Ressourcenbasis aus. Davon unterscheiden sich die auf Profitmaximierung basierenden Formen *entrepreneurial agriculture* und *capitalist mode of farming*.¹⁶ Die Engführung dieser Klassifikation macht jedoch den

- 14 Für einen Überblick vgl. Jan Douwe van der Ploeg: The Genesis and Further Unfolding of Farming Styles Research. In: Historische Anthropologie 20, 2012, S. 427–439; Ders.: Styles of Farming. In: The sociology of farming: concepts and methods. New York 2023, S. 91–116.
- 15 Ernst Langthaler: Wirtschaften mit Stil: Historisch-anthropologische Perspektiven zum Agrarstrukturwandel als Praxis. In: Historische Anthropologie 20, 2012, S. 276–296, hier S. 286.
- 16 Jan Douwe van der Ploeg: The New Peasants. Rural Development in Times of Globalization. Milton 2018, S. 2 f.

unternehmerischen Zugang der Bäuer:innen unsichtbar, weshalb die Bezeichnung *peasant-entrepreneur* treffender ist (s. u.)¹⁷.

Auch die Region bildet eine Begrenzung als historisch strukturierter geographischer, agrarischer und politischer Raum. Der Bezirk Wels-Land im Zentrum Oberösterreichs ist gekennzeichnet von ertragreichen Böden, eine Ackerbauregion, in der sich seit den 1970er Jahren bodengebundene Landwirtschaft mit Schweinehaltung etablierte. Auf den eigenen Ackerflächen wird der Großteil des Futters für die Aufzucht und Mast der Tiere produziert. Die in der Schweineproduktion anfallende Gülle wird als Dünger wieder auf die Felder ausgebracht. Oberösterreich ist die bedeutendste Schweineregion Österreichs, 39 % der Tiere werden hier gehalten.¹⁸ Besonders im kaufkräftigen Einzugsgebiet zwischen Wels und Linz befinden sich viele Industrie- und Gewerbebetriebe, es gibt hier reichlich berufliche Möglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft. Im oberösterreichischen Zentralraum wird aufgrund der günstigen Lage (im Österreich-Vergleich) in großen Mengen konventionell für Handel und Industrie produziert. Die meisten Bio-Betriebe Oberösterreichs befinden sich in „benachteiligten“ Gebieten, vor allem im Norden (Mühlviertel) und im Süden (Alpenvorland).¹⁹ Die Verteilung der Direktvermarktungsbetriebe ist gleichmäßiger und nicht einfach auf naturräumliche Begebenheiten, die Nähe zu Absatzmärkten oder Verkehrswege zurückzuführen. Der Anteil eingetragener direktvermarktender Betriebe liegt in Oberösterreich bei rund 10,5 %.²⁰

Die Konjunktur der Direktvermarktung in Österreich zeigt heute einen Trend zur Professionalisierung. Nach einer Abnahme in

17 Dieser Begriff wird immer wieder aufgegriffen, um hermetische Kategorien zu vermeiden, siehe etwa Jean Tassin: Back to the Land ‚Peasant-entrepreneurs‘: The New Actors of Chinese Peasant Agroecology. In: China Perspectives, 2021, S. 19–28; Hazel Tucker: Peasant-entrepreneurs: A Longitudinal Ethnography. In: Annals of Tourism Research 37, 2010, S. 927–946.

18 Vgl. Grüner Bericht (wie Anm. 3), S. 35.

19 Im Jahr 2022 gab es in Oberösterreich 4.617 Bio-Betriebe (ca. 20 %). Davon in Wels-Land 85, im Bezirk Freistadt im Mühlviertel sind es fast zehn Mal so viele. Vgl. Grüner Bericht (wie Anm. 3), S. 45.

20 Diese Zahl basiert auf freiwilliger Registrierung bei der Landwirtschaftskammer und dürfte v. a. professionelle Direktvermarkter umfassen. Vgl. Grüner Bericht (wie Anm. 3), S. 92.

den ersten Nachkriegsjahrzehnten dürfte ab den 1970er Jahren bis in die 1990er Jahre ein erster Aufschwung eingesetzt haben (eine Zeit, in der sich auch ökologische Landwirtschaft stärker etablierte). Die Zahl direktvermarktender Betriebe hat zuletzt durch einen sogenannten Corona-Boom mit der Verlagerung auf kontaktlose Vermarktungswege, Selbstbedienungsläden, Automaten und Online-Shops zugenommen. Der markante Trend der letzten Jahre liegt jedoch in der Zunahme jener Betriebe, für die der Direktvermarktung eine große wirtschaftliche Bedeutung zukommt, das heißt, dass mehr als 50 % des Einkommens über Direktvermarktung lukriert werden.²¹ Im Bezirk Wels-Land widmeten sich zuletzt zwei LEADER-Projekte der EU, ein Bottom-up-Förderprogramm für den ländlichen Raum, dem Ausbau der Direktvermarktung im Bezirk: durch die Vermittlungswebsite und Broschüre *Der Bauer hat's* sowie die Errichtung von Dorfladenboxen, kontakt- und bargeldlosen Selbstbedienungsläden mit regionalen Produkten.²²

Im gesamten Lebensmittelsektor macht landwirtschaftliche Direktvermarktung lediglich 0,7 % des österreichischen Marktes aus.²³ Die Dienstleistungen des Handels und der Verarbeitungsindustrie zu umgehen und eigene Infrastrukturen zu nutzen, bedeutet für Bäuer:innen mehr Arbeit und zusätzlichen finanziellen Aufwand. Nach der Logik des Kapitalismus sollte zur Steigerung der Produktivität Arbeitskraft durch Technologie ersetzt bzw. geteilt und in Billiglohnländer ausgelagert werden. In der Direktvermarktung ist die Tendenz umgekehrt.

Um die Gründe für diese Gegenbewegung und die Ermöglichungsräume, die sie erschließt, zu verstehen, soll nun in drei analytischen Abschnitten das Verhältnis von Familie und Betrieb sowie

21 Vgl. o. A.: Landwirte sehen in Direktvermarktung beste Zukunftschancen, 2021, <https://keyquest.at/news/news/agrar-news/direktvermarktung> (Zugriff: 29.4.2023). Aussagekräftige Zahlen zum Anteil der Direktvermarktung im weitesten Sinn und über einen langen Zeitraum sind schwer zu eruieren, die Kriterien der Umfragen unterschiedlich.

22 Vgl. Verein Regionalentwicklungsverband LEADER – Region Wels, Projekte, <https://www.regionwelsland.at/projekte/> (Zugriff: 25.4.2024).

23 Bundesgremium des Lebensmittelhandels Wirtschaftskammer Österreich, Der Lebensmittelmarkt für Konsumenten, 2022, <https://www.derlebensmittelhandel.at/branche/die-branche-im-ueberblick/lebensmittelmarkt-fuer-konsumenten/> (Zugriff: 25.4.2024).

Wirtschaft und Moral beleuchtet werden: Autonomie und Wertschöpfung, gute und entgrenzte Arbeit sowie plurale Ökonomien.

Autonomie und Wertschöpfung

In der Transformation des Lebensmittelsektors seit Ende des 19. Jahrhunderts und beschleunigt ab den 1950er Jahren wurden Bäuer:innen in Europa mehrheitlich von Nahrungsmittellieferant:innen zu Lieferant:innen von Rohstoffen, die von der Industrie weiterverarbeitet und vom Handel vermarktet werden. Die Betriebe wurden dadurch stärker in vor- und nachgelagerte Produktionsbereiche des Agribusiness eingegliedert. Für Produzent:innen bedeutet dies eine Entwertung ihrer Produkte und Abhängigkeit von (globalen) Märkten.²⁴ Aufgrund der zunehmenden Marktmacht großer Unternehmen sind Bäuer:innen bei steigenden Produktionskosten (Energie, Futtermittel, Dünger etc.) enormem Preisdruck ausgesetzt.

Direktvermarktung ermöglicht es, lokale *agency* innerhalb eines globalen *food regimes*²⁵ zu erlangen. Dies gelingt insbesondere dadurch, dass Betriebe ihren Anteil an der Wertschöpfung eines Produkts steigern, indem der Handel umgangen wird. Die Betriebe übernehmen aber nicht nur die Aufgabe der Distribution. Unabhängigkeit und Wertschöpfung werden auch dadurch erzielt, dass Vorleistungen wie Tierfutter, Düngemittel oder Dienstleistungen wie Schlachten in den Betrieb integriert werden. Direktvermarktung erfordert deshalb zusätzliche Ressourcen, die die Familie dafür bereit- und abstellen muss: Arbeitszeit, Rücklagen für Investitionen oder Wohnraum.

24 Vgl. Gunter Mahlerwein: Grundzüge der Agrargeschichte in drei Bänden. Band 3, Die Moderne (1880–2010). Köln 2016, S. 157 f.; Roman Sandgruber: Die Landwirtschaft in der Wirtschaft – Menschen, Maschinen, Märkte. In: Ernst Bruckmüller, Franz Ledermüller (Hg.): Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Wien 2002, S. 191–408, hier S. 363.

25 Das Konzept stammt von den amerikanischen Entwicklungssoziologen Harriet Friedmann und Philip McMichael. Vgl. Harriet Friedmann, Philip McMichael: Agriculture and the State System: The Rise and Decline of National Agricultures, 1870 to the Present. In: Sociologia Ruralis 29, S. 93–117; Philip McMichael: Food regimes and agrarian questions. Halifax 2013.

Diese anti-produktivistische Strategie erlaubt, bei bedeutend höherer Gewinnspanne weniger zu produzieren. Direktvermarktung stellt somit einen alternativen Weg zum scheinbar alternativen Credo des *Wachsen und Weichen*, der quantitativen Steigerung bzw. dem Aussetzen der Produktion, dar. Die eine Strategie muss aber die andere nicht ausschließen: Familie Gschwandner und Familie Huemer betreiben ihre Schweinemast sowohl für den Verkauf ganzer Schweine an den Handel, wobei es um die Menge geht, als auch für die interne Be- und Verarbeitung und anschließende Selbstvermarktung am Bauernmarkt. Diese Multifunktionalität bedeutet eine Diversifizierung von Einkommensquellen und dient der Absicherung des Betriebs. Sie ist aber zugleich der vorhandenen Infrastruktur geschuldet: große Ställe, in die ihre Vorgänger:innen investiert hatten und die nur effizient betrieben werden können, wenn sie bis zu einem gewissen Grad ausgelastet sind.

Diese ökonomische Flexibilität ist ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal eines spezifischen Landwirtschaftsstils, den man mit van der Ploeg als *peasant economy* bezeichnen kann. Der weitgehende oder völlige Verzicht auf Fremdkapital und Lohnarbeit, zugleich die variable Nutzung von Arbeitskraft aus der Familie schaffen teil-autonome Gestaltungsräume. Dies lässt sich als historisch erfolgreiche ökonomische Strategie landwirtschaftlicher Familienbetriebe lesen, wird aber auch umgekehrt interpretiert: Anders als der vor- und nachgelagerte Bereich sei die Landwirtschaft mit ihrer spezifischen Produktionslogik risikoreicher und weniger rentabel und würde deshalb vom Kapital gescheut und den Bauernfamilien überlassen werden.²⁶ Meine Beispiele zeigen eine bewusste und erfahrungsbasierte Entscheidung, mit eigenem Vermögen anstatt mit Kapital zu wirtschaften.²⁷

26 Für Langthaler ist die Scheu des Kapitals in der geringeren Profitrate (durch ausgedehnte Arbeitszeit und Abhängigkeit von natürlichen Wachstumszyklen) begründet. Vgl. Ernst Langthaler: Agrarindustrialisierung als sozionaturales Kräftefeld – das Beispiel Soja. In: Michaela Fenske, Arnika Peselmann, Daniel Best (Hg.): Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten. Würzburg 2021, S. 33–51, S. 36.

27 Kapital hier nicht im landläufigen Sinn als Geld oder Produktionsmittel, sondern im engeren marxistischen Sinn als eine bestimmte Relation mit dem Zweck ständiger Wertvergrößerung.

Die zweigleisige Strategie der Schweinehaltung scheint dem öffentlichen Bild der quasi janusköpfigen Bäuer:innen zu entsprechen: zugleich unternehmerische Landwirtin, die billig für den Agrarmarkt produziert, und traditionelle Bäuerin, die eigene Produkte am Bauernmarkt verkauft. In meiner Forschung zeigt sich eine fortwährende Verflechtung dieser zwei Orientierungen.²⁸ So verlangt gerade die Direktvermarktung (im Unterschied zur pauschalierten Landwirtschaft²⁹) ein unternehmerisch ausgerichtetes Management, die genaue Buchführung und Durchkalkulierung des Betriebs. Zudem steht hinter dieser Landwirt:in-Bäuer:in-Dichotomie ein fragwürdiges Geschichtsbild. Der Modernisierungsprozess wird oft als Übergang einer bäuerlichen-subsistenzorientierten zu einer unternehmerischen-marktorientierten Landwirtschaft dargestellt. Die direktvermarktenden Betriebe³⁰ lassen sich darin nicht einordnen: Sie zielen auf möglichst autonome Produktion und Reproduktion eigener Ressourcen ab (dazu zählen auch Subsistenzformen) und handeln zugleich marktzugewandt.

Kommodifizierung zeigt sich etwa in der Tendenz, allerlei verfügbare hofeigene Ressourcen zu verwerten. Es werden Tee aus den Blüten der alten Linde, Most aus den Früchten der Streuobstwiese oder Hagebuttenzweige als Dekoration verkauft, um die Produktpalette zu erweitern. In der Dynamik interner Ressourcennutzung tritt der Betrieb zuweilen in Konkurrenz zum Haushalt: Im Kinderzimmer von Familie Gschwandner wird die Werkbank zum Etikettieren untergebracht, aus dem Heizkammerl mit Garderobe wurde eine Backstube. Am Hof der Pointners musste das Auto aus der Garage, die zur Pilzzucht gebraucht wird, und aus dem Wohnbereich der Tante wurde eine Praktikant:innenwohnung. Aus historischer Perspektive

28 Dem trägt auch die Landwirtschaftskammer Oberösterreich Rechnung, sie verleiht seit 2009 den Titel *Die bäuerliche Unternehmerin des Jahres* und verbindet in diesem Wettbewerb kulturelle wie wirtschaftliche Anforderungen an ‚die Bäuerin von heute‘.

29 Bei der landwirtschaftlichen Vollpauschalierung wird der Gewinn auf Basis des Einheitswerts des Betriebs errechnet, bei der Teilpauschalierung werden von den tatsächlichen Einnahmen pauschale Ausgaben abgezogen. In beiden Fällen ist keine umfassende Buchführung als Einnahmen-Ausgaben-Rechnung des Betriebs zu führen.

30 Schon der Begriff *Betrieb* beschreibt, anderes als der *Hof*, dass ein Geschäft betrieben wird. Diese Dichotomie ähnelt jener von Bäuer:in und Landwirt:in.

zeigt sich darin eine Gegenbewegung: Waren in den Höfen durch Motorisierung, Spezialisierung und Auszug des Gesindes Räume für Familie und Haushalt frei geworden, werden diese nun durch Erfordernisse der Direktvermarktung wieder vom Betrieb beansprucht.

Die effiziente Ressourcennutzung und selbst gestaltete Marktbeziehungen im Sinne erweiterter Autonomie und Stabilität des Betriebs sind mit van der Ploeg Merkmale einer *repeasantization*³¹. Gemeint ist damit eine Neubewertung und Aufwertung der *peasant economy*, der Rückgriff auf bewährte bäuerliche Strategien, die für heutige Bedürfnisse nutzbar gemacht werden.

Autonomie ist nicht nur auf der Ebene eines familienbetrieblichen Agrarsystems von Bedeutung, sondern auch als persönlicher Wert alltäglichen Arbeitens: Man ist sein eigener Chef bzw. seine eigene Chefin und lässt sich (im eigenen Verantwortungsbereich) ungern dreinreden. Auf vielen Höfen ist es üblich, dass sich die Ehepartner:innen als Chef:in ansprechen. Bei meinen Aufenthalten bei Familie Huemer wurden sowohl Birgit und Richard als auch Richards Eltern als Chef bzw. Chefin bezeichnet, je nachdem, wer über wen spricht. Alle vier werden als Chef:in tituiert.

Gute und entgrenzte Arbeit

Die Schattenseite der durch Direktvermarktung ermöglichten Wertschöpfung und Autonomie ist eine hohe Arbeitsbelastung und -entgrenzung. Dabei wird versucht, den Arbeitsaufwand durch kostenlose familieneigene Arbeitskräfte zu decken – bis zur Belastungsgrenze. Diese Verbindung von Familie und Betrieb ist ein Merkmal bäuerlicher Landwirtschaft, dem unter den Anforderungen der Direktvermarktung wieder besondere Bedeutung zukommt. Der hohe Arbeitsbedarf macht es im Vergleich zu anderen Organisationsformen in der Landwirtschaft³² notwendig, dass die ältere Generation und zum Teil

31 Jan Douwe van der Ploeg: The peasantries of the twenty-first century: the commoditisation debate revisited. In: The Journal of Peasant Studies 37, 2010, S. 1–30.

32 Die Tendenz zum Nebenerwerbsbetrieb hält weiterhin an. Spezialisierte technisierte Betriebe werden mitunter auch von einer Person geführt, während der:die Partner:in einer Erwerbsarbeit nachgeht, was in den Statistiken dennoch als Familienbetrieb gilt.

auch die Kinder mitarbeiten. Arbeitsbeziehung und räumliche Nähe konstituieren eine Mehrgenerationen-Familie, die zugleich einen Rahmen für das wirtschaftliche Handeln vorgibt.

Dieser bäuerliche Familienbetrieb, der sich aus einem nach Lebenszyklen unterschiedlichen Verhältnis von Arbeitskräften und Konsument:innen zusammensetzt, ist anders als oft dargestellt ein rezentes Phänomen. Er geht auf einen Prozess der *Familiarisierung* nach dem Zweiten Weltkrieg zurück, als im Zuge von Motorisierung und Wirtschaftsaufschwung das sogenannte Gesinde in die Städte abwanderte und der Betrieb mit familieneigenen Arbeitskräften auskam.³³ Zum anderen ist für die Untersuchungsregion festzuhalten, dass die Vorstellung eines dynastischen Familienbetriebs mit langer Erbfolge am selben Hof kaum zutreffend ist. Ein Blick in die Hofchroniken und in ergänzende Literatur zeigt, dass die Hofgeschichten bis ins 20. Jahrhundert von häufigem Besitzwechsel durch Kauf sowie Vererbung außerhalb der Abstammungslinie gekennzeichnet sind. Dies ist nicht zuletzt auf die regionale Ehe- und Erbpraxis zurückzuführen: Der Besitz ist zumeist unter den Eheleuten geteilt und kann etwa durch Wiederheirat horizontal transferiert werden.³⁴ Die Verzahnung von Familie und Hof über mehrere Generationen wird erst im 20. Jahrhundert zur Regel und besonders ab der Zwischenkriegszeit zum politisch geförderten Ideal, bisweilen zur *Erbhofideologie*.³⁵

Familienangehörige werden durch die Anforderungen der Direktvermarktung im Vergleich zu anderen Modellen³⁶ stark in Anspruch genommen. Die Repräsentation des Betriebs stimmt aber kaum mit den tatsächlichen Arbeitsverhältnissen überein. Die

33 Vgl. Gunter Mahlerwein (s. Anm. 24), S. 124 f.

34 Zur egalitären Praxis der geteilten Besitzrechte, die anders als etwa in Tirol in Ober- und Niederösterreich historisch vorherrschte, siehe Margareth Lanzinger, Matthias Donabaum: Bäuerinnen und Bauern. In: Tobias E. Hämmerle, Josef Löffler, Elisabeth Rosner, u. a. (Hg.): Niederösterreich im 18. Jahrhundert. St. Pölten 2024, im Erscheinen.

35 Eine ‚Erbhofideologie‘ lässt sich in der Verengung auf diese Erbpraxis im Zuge der Kodifizierung im 19. Jahrhundert feststellen und gipfelt in der NS-Zeit: Deklarierte Erbhöfe durften nicht mehr verkauft, geteilt oder mit Hypotheken belastet werden. Vgl. Margareth Lanzinger: Das gesicherte Erbe: Heirat in lokalen und familialen Kontexten: Innichen, 1700–1900. Wien 2003, S. 154; Gunter Mahlerwein (s. Anm. 24), S. 40 f.

36 Siehe Anm. 32.

„Mitarbeit“ kleiner Kinder erschöpft sich mitunter in ihrer Funktion als Fotomotive für das Marketing. Umgekehrt bleiben viele Arbeitskräfte des Betriebs in der öffentlichen Darstellung im Dunkeln: der befreundete Metzger, der bei der Fleischverarbeitung hilft, der Bekannte aus dem Dorf, der in seiner Pension beim Marktfahren hilft, die Oma, die auf die Kinder aufpasst, die Ernteteilerin, die sich durch Mitarbeit ihr Gemüse verdient. Sie bilden nicht zuletzt für Urlaube oder Krankenstände einen unerlässlichen Pool an Reserverbeitskräften. Geht man nach den Arbeitsverhältnissen, so muss Familie als Netzwerk von zumeist lokalen Verwandtschafts- und Sympathiebeziehungen verstanden werden, die das betriebsführende Paar koordiniert und zum Teil entlohnt.

Während auch andere selbstständige Berufe gewisse Nachteile wie unbezahlten Urlaub, keinen Verdienst im Krankenstand oder Eigenverantwortung aufweisen, birgt die landwirtschaftliche Arbeit zusätzliche Schwierigkeiten: Tätigkeiten wie Fütterung oder wetterbedingte Feldarbeit erlauben keinen zeitlichen Aufschub, keine Schonung bei Krankheit oder Verletzung. Laut einer Studie aus dem Jahr 2014 sind Bäuer:innen die am stärksten von gesundheitlichen Problemen betroffene Berufsgruppe in Österreich.³⁷

Die Arbeitsbelastung geht bei den betriebsführenden Paaren mit einer Entgrenzung der Arbeitszeit einher, die von meinen Gesprächspartner:innen durchaus als Problemfeld wahrgenommen wird. Während es bei Familie Gschwandner immer wieder hieß: „Der Monatslohn passt schon, wir können davon leben. Aber einen Stundenlohn darf ich mir nicht ausrechnen.“,³⁸ hat Maria Pointner „das Ziel nicht aufgegeben“, auf einen „guten Stundenlohn“ zu kommen.³⁹ Diese Berechnung verweist auch auf die Frage, inwieweit man sich mit nichtlandwirtschaftlichen bzw. nichtselbstständigen Arbeitsverhältnissen vergleicht. Das durchschnittliche Einkommen in der Landwirtschaft liegt deutlich unter jenem unselbstständig Beschäftigter, es stieg deutlich nach dem EU-Beitritt, sank jedoch im letzten Jahrzehnt wieder

37 Vgl. Eva-Maria Griesbacher: Arbeit und Erholung in bäuerlichen Familien. In: Franz Höllinger, Anja Eder, Sabine Haring, u. a. (Hg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz 2017, S. 96.

38 Gespräch mit Sarah und Michael Gschwandner, 25.4.2023.

39 Gespräch mit Maria Pointner, 26.6.2023.

bzw. stagniert und das bei stark steigenden Betriebs- und Lebenshaltungskosten.⁴⁰ „Wenn es ums Geld ginge, müssten wir das hier sofort aufhören und beide arbeiten gehen“, meint Richard Huemer.⁴¹

Warum finden Bäuer:innen das gute Leben in der Landwirtschaft, wenn damit so viel Arbeit und kein hohes Einkommen verbunden sind? Die in Kauf genommene Arbeitsbelastung wird nicht nur wie im Fall der Gschwandners mit erweiterter Autonomie und erhöhter Wertschöpfung begründet. Die Huemers und Pointners erklären ihr Wirtschaftskonzept vor allem mit Werten wie regionale Versorgung, Nachhaltigkeit, Umweltschutz, traditionelles bäuerliches Wirtschaften.

Bestimmte Vorstellungen des guten Lebens scheinen aber weniger Voraussetzung als Folge der neuen Lebenssituation zu sein, man idealisiert den durch das Zeitregime des Betriebs diktierten Alltag. Auf dem Hof der Gschwandners wurde anstelle des traditionellen Gemüsegartens ein Swimmingpool gebaut und folgendermaßen von Sarah kommentiert: „Damit ich nicht baden fahren muss und am Hof entspannen kann.“⁴² Die Notwendigkeit, vor Ort zu sein, geht in vielen Fällen auch mit einem Hang zur Selbstgenügsamkeit einher und dient der Distinktion zu anderen Lebensmodellen und Werterhaltungen. So grenzt man sich von all jenen ab, die am Wochenende baden, statt auf den Markt zu fahren, nach acht Stunden den Arbeitstag beenden, statt in den Stall zu gehen, oder 40 Stunden arbeiten gehen, nur „um durch die Welt fliegen zu können und ein teures Auto zu fahren“, wie es Birgit Huemer beschrieb.⁴³ Direktvermarktung verlangt nach neuen Arrangements zur Vereinbarkeit von Arbeitsalltag und Privatleben. Dabei werden gesellschaftliche Debatten aufgegriffen, die danach fragen, wie und wofür wir arbeiten wollen.

40 Die zuletzt stärker steigenden Einkommen können mit Blick auf einen längerfristigen Vergleich nicht als Trendumkehr gedeutet werden. Vgl. Leopold Kirner: Wirtschaftliche Entwicklung der bäuerlichen Betriebe in Österreich unter Berücksichtigung internationaler und nationaler Trends. In: Franz Höllinger, Anja Eder, Sabine Haring, u. a. (Hg.): Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts. Graz 2017, S. 63.

41 Gespräch mit Richard Huemer, 12.7.2023.

42 Gespräch mit Sarah Gschwandner, 24.4.2023.

43 Gespräch mit Birgit Huemer, 14.7.2023.

Plurale Ökonomie

Neben den Auswirkungen der Direktvermarktung auf Arbeit lohnt sich ein differenzierter Blick auf die ökonomische Praxis. Direktvermarktung vervielfältigt und intensiviert wirtschaftliches Handeln wie gegenseitige Hilfe, Subsistenz, Kooperationsformen oder Tausch.

Viele dieser Praktiken waren noch in den 1950er und 1960er Jahren wichtig und kommen heute unter veränderten Vorzeichen wieder auf. Galt etwa Subsistenz früher der Versorgung des Haushalts, geht es bei den Direktvermarktungsbetrieben zugleich und vermehrt um eine Versorgung der Produktion und eine Reproduktion der Produktionsmittel. Familie Gschwandner baut den Knoblauch für den Speck und den Weizen für das Brot selbst an, anstatt diese Zutaten zu kaufen. Die Pointners verwenden für viele Gemüsesorten eigenes Saatgut. Wolle und Mist ihrer Schafe dienen als Dünger, das Fleisch wird vermarktet. Während Selbstversorgung bei Familie Pointner durchaus moralisch argumentiert wird, scheint dies bei den Huemers und Gschwandners zunächst eine lebensumstandsbedingte Frage der Nähe von Haushalt und Betrieb zu sein. Was am Markt übrig bleibt, landet auf dem eigenen Esstisch. Was jedoch von allen betont wird, besonders in Distinktion zu Großbetrieben, ist der Zusammenhang von Selbst- und Fremdversorgung. So ließ Sarah Gschwandner einmal abschätzig fallen: „Die essen ja nicht einmal ihr eigenes Fleisch.“⁴⁴ Sie artikuliert damit die zentrale Bedeutung der Wertschätzung gegenüber dem eigenen Produkt und der Qualität, die man beansprucht. Die Rede von Subsistenz sollte nicht mit Autarkie verwechselt werden – keiner der Betriebe strebt an, völlig unabhängig zu sein. Sie sind als Produzent:innen wie als Konsument:innen in den Markt eingebunden. Entscheidend ist die Schaffung von Freiräumen innerhalb eines bestehenden Systems.

Die Diversifikation der Produktion legt nicht nur einen höheren Grad der Selbstversorgung, sondern auch eine größere Bedeutung von Tauschökonomien nahe. Spezialisierte Betriebe, die arbeitsteilig ein Produkt oder einen Rohstoff für Handel oder Industrie herstellen, haben nicht viel zu tauschen. Die direktvermarktenden Betriebe vergelten kleinere Arbeiten oder Güter oftmals mit Naturalien – ein

44 Gespräch mit Sarah Gschwandner, 10.10.2023.

Beispiel der vielen legalen Graubereiche. Sie verweisen auf das enge gesetzliche Korsett, innerhalb dessen gewirtschaftet werden darf und soll⁴⁵, zugleich aber auf die soziale Praxis, die als Umgang damit gefunden wird.

Auch die Voraussetzungen von Zusammenarbeit unter landwirtschaftlichen Betrieben hat sich gewandelt: Früher etwa für die händische Ernte überlebensnotwendig, ist heute die Frage der persönlichen Beziehung wichtig und ob man sich als Konkurrent:in oder Partner:in wahrnimmt. Bemerkenswerterweise wird Konkurrenz unter den Betrieben als kontraproduktiv bezeichnet und ist sogar verpönt. Richard Huemer erzählte mir über einen Marktstandler: „Es gibt einen, der andere ständig mit seinen Preisen unterbieten will, der macht sich unbeliebt. Das geht gar nicht. [...] Der ist sogar schon [...] rausgeflogen.“⁴⁶ Das Beispiel zeigt auch einen Grund für dieses Solidaritätsethos: die Verpflichtung gegenüber den Kolleg:innen am Markt, den Preis kollektiv zu bestimmen.

Direktvermarktung fördert neue Formen der Zusammenarbeit wie beispielsweise die gemeinsame Nutzung von Hofmühlen oder im gemeinsamen Ab-Hof-Verkauf, um eigene Produkte an mehreren Orten vertreiben zu können. Neben dem Marktstand von Familie Huemer wird das Gemüse eines Freundes feilgeboten.

Familie Gschwandner begann durch die Umstellung des Betriebs auf Direktvermarktung wieder mit dem Schnapsbrennen und Mostpressen. Michael und Sarah sind Mitglieder einer Destilliergemeinschaft, in der Wissen ausgetauscht wird und man sich die Gerätschaften teilt. Kooperation wird auch in der Umgebung des Hofes aktiviert. Ein Nachbar bringt im Herbst seine überschüssigen Quitten, dafür wird er mit einem Fläschchen Schnaps entschädigt.

Eine ähnliche Dynamik entstand durch die Wiedereinführung der Mosterzeugung: Einige Bäuer:innen in der Umgebung gestatten den Gschwandners, von ihren alten Obstbäumen zu ernten. Sie machen selbst keinen Most mehr und freuen sich, wenn ihre Wiese sauber ist. Hier ergänzen sich unterschiedliche Landwirtschaftsstile: der auf

45 Direktvermarktung ist im Vergleich zu vor wenigen Jahrzehnten heute eine stark reglementierte und kontrollierte Branche, von Verordnungen zu Etiketten über Lebensmittelkontrollen bis zur Registrierkassenpflicht.

46 Gespräch mit Richard Huemer, 14.7.2023.

Wertschöpfung und eigene Ressourcennutzung bedachte Betrieb der Gschwandners und spezialisierte Nachbarbetriebe, für die alte Streuobstwiesen keinen wirtschaftlichen Zweck haben. Diese Unterschiede sind Basis der Tauschökonomie, ein paar Flaschen Most gehen an die Obstbaumbesitzer:innen zurück. Formen der Zusammenarbeit sind aber aufgrund eben jener Stilunterschiede Grenzen gesetzt: Die Betriebe sind oftmals die einzigen Direktvermarkter im Dorf, weshalb die Zusammenarbeit im Bereich der Verarbeitung oder Vermarktung erschwert ist. Kooperationen umfassen vor allem allgemein agrarische Tätigkeiten wie die gemeinsame Nutzung von Maschinen.

Die Produktion von Schnaps und Most ist ein Rückgriff auf alte bäuerliche Praktiken. Die Großelterngeneration am Hof der Gschwandners und Pointners veredelte ihr Obst und Getreide insbesondere zum Selbstgebrauch, die Eltern gaben die Produktion auf. So ging das notwendige Wissen großteils verloren und muss über YouTube-Videos wiedergewonnen werden.

Schlussbetrachtung

Die Ausrichtung der Landwirtschaft auf direkte Vermarktung ist nicht allein auf einzelne Motive und Intentionen zurückzuführen, vielmehr erschließt sie sich als ein Arrangieren und Austarieren von verschiedenen Faktoren innerhalb von (historisch gewachsenen) Strukturen: von familialen Beziehungen und Interessen, persönlichen Wertehaltungen und Wissensbeständen über materielle Ressourcen, ökologische Bedingungen bis hin zu Marktbeziehungen. Die Entscheidung für Direktvermarktung bringt nicht nur Veränderungen am Hof mit sich, wie etwa Produktionsweisen, Arbeitsbeziehungen und Einkommensmöglichkeiten. Es werden damit ferner Prozesse in Gang gesetzt, die darüber hinaus neue sozioökonomische Verbindungen schaffen: zwischen Stadt und Land, Produktion und Konsum, dörfliche und regionale Kooperationen zwischen Höfen und mit Gewerbebetrieben (wie Fleischhauereien oder Mühlen).

Plurale Ökonomie, von Marktwirtschaft über Kooperation bis Subsistenz, wie hier an einigen Beispielen illustriert, schafft gemeinsam mit der Autonomieorientierung der Betriebe, mit veränderten Arbeitsfeldern und Beziehungsnetzen Grundlagen für ein selbstbestimmtes und selbstorganisiertes Leben in der Landwirtschaft.

Dahinter stehen Imaginationen des guten Lebens wie regionale Versorgung, händische Arbeit oder Familie. Ideale, die ethisch konnotiert sind und für den Verkauf in Wert gesetzt werden. Die Betriebe vermarkten ihre Produkte und sich selbst, während sie sich in anderen Bereichen vom Markt emanzipieren. Diesen Verwobenheiten und Bewegungen gilt es in meiner Forschung noch weiter nachzuspüren: Wie wird die Umwandlung von in der Produktion und Distribution eingebetteten Werten in pekuniäre Werte praktiziert? Wann werden die Bereiche von Haushalt, Familie, Nachbarschaft und Markt getrennt? In der Kommodifizierung, die dem direkten Absatz der Produkte inhärent ist, und in der familialen Organisation der Arbeit sind Machtverhältnisse (zwischen Generationen und Geschlechtern) sowie gesellschaftliche Normierungen auszumachen, die in diesem Text nur angedeutet werden konnten.

Eine ethnographische Auseinandersetzung mit Ökonomie hat die Aufgabe, die hier skizzierten Relationen von Wirtschaft, Moral und dem Sozialen zu erfassen und dabei auf die Vielfalt gelebter Ökonomien hinzuweisen. Dafür eignet sich ein praxistheoretischer Zugang, der nicht die Wirtschaft, sondern das *Wirtschaften* untersucht. So wird vermieden, Ökonomie auf einer rein strukturellen Ebene zu verorten bzw. als abstraktes System zu konzipieren, das auf Marktlogik und zweckrationales Vorgehen beschränkt ist. Die Analyse alltäglichen Wirtschaftens erschöpft sich nach diesem Verständnis auch nicht im Nachdenken über die Kultur der Ökonomie, in der Interpretation dahinterliegender Wertesysteme und Narrationen. Wirtschaftliches Handeln gestaltet Gesellschaft und schafft Möglichkeiten, sich von scheinbar übermächtigen und alternativlosen Zwängen freizuspielen.

Allzu oft liest man in kultur- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten von Nischen, Experimentierräumen oder Laboren im Zusammenhang mit alternativen ökonomischen Strategien und Praktiken. Abgesehen davon, dass Direktvermarktung in Österreich kein gesellschaftliches Nischenphänomen darstellt, marginalisiert und verharmlöst man mit solchen Begriffen soziale Entwicklungen. Die Bäuer:innen, die sich für Direktvermarktung entscheiden, leben in keinen Laboren und sie experimentieren nicht fernab des Mainstreams. Sie realisieren inmitten vorhandener Strukturen und Normen Alternativen. Die Bäuer:innen entwerfen keine Utopien, sondern probieren,

ebenso pragmatisch wie von Werthaltungen geleitet, Modelle eines guten Lebens in der Landwirtschaft praktisch aus (von dem auch Verbraucher:innen profitieren). Ihr Verhalten wird weder durch Marktmechanismen noch durch staatliche Förderprogramme bestimmt. Die Bäuer:innen nutzen staatliche und marktwirtschaftliche Ressourcen (neben vielen anderen wie Familie oder Nachbarschaft), wo es ihnen weiterhilft, und sie ignorieren oder umgehen sie, wo es ihnen schadet.

Dieses Wirtschaften ernst zu nehmen, bedeutet, seine weitreichenden Implikationen aufzuzeigen. Die Metapher der Nische mag im Sinne einer Marktnische bemüht werden, denn die hohe Nachfrage trifft noch immer auf wenige Anbieter:innen.⁴⁷ Doch um die Ökonomien der Direktvermarktung analytisch zu fassen und Metaphern als Mittel des Denkens zu gebrauchen, sollte vielmehr von einem Raum die Rede sein: ein selbstgeschaffener, hart erarbeiteter, neuarrangierter Freiraum inmitten eines bedrückenden *food regimes*.

Working towards autonomy: Economic practices of direct marketing of family farms in Upper Austria

The climate crisis and the boom in value concepts such as sustainability and regionality have brought agriculture and food supply more into the focus of our everyday lives. What is equally striking about new and established forms of direct marketing of agricultural products is the frequent reference to family or the family farm. This article critically analyses this label as well as the logics of the economic and social structures of family farms. Guided by an economic anthropology perspective, the text aims to examine the motivations and values behind the decision for direct marketing and at the same time traces the enabling spaces that this model entails. The analytical focus lies on the relation between business requirements and social relationships as well as the connections between economies and morality.

47 So suchen viele Bauernmärkte zusätzliche Anbieter:innen, um dem steigenden Bedarf gerecht zu werden. Landwirtschaftskammer Oberösterreich: Direktvermarktung boomt, Pressemitteilung vom 19. Mai, Linz 2022, S. 2.

„I met my love by the gas works wall“ Wie das Imaginäre die gegenständ- liche Welt überlagert¹

Ein Ort, schreibt der französische Anthropologe Pierre Sansot, ist stets ein Niederschlag von Materie und *mémoire*, von Stoff und Gedächtnis.² Ich möchte diese Überlegungen noch zuspitzen und behaupten, dass der Stoff durch Erinnerungen (auch fiktiver Art), durch Erzählungen, Legenden und gelebte Erfahrungen erst seine eigentliche Form gewinnt. Eine Folge dieser Transformation kann sein, dass uns Hässliches subjektiv schön erscheint.

Das Zitat-Fragment im Titel ist ein Beispiel für das Gemeinte: Die Mauer des Gaswerks – das Gegenständliche – wird zum romantischen Erinnerungsort. Das Zitat stammt aus dem Song *Dirty Old Town* von Ewan MacColl, der 1949 geschrieben wurde und der vor allem durch die Versionen der Dubliners und der Pogues bekannt geworden ist, was nebenbei gesagt dazu führte, dass das Lied für einen irischen Folksong gehalten wird. Mit *Dirty Old Town* ist aber Salford gemeint, eine Industriestadt in Lancashire, ehemaliges Zentrum der Baumwollindustrie, für den Autor Robert Roberts, der aus Salford stammt, der „klassische slum“³. Die dortigen katastrophalen Arbeits- und Lebensbedingungen Mitte des 19. Jahrhunderts hat Friedrich Engels, selbst Teilhaber einer Baumwollfabrik (Ermen & Engels),

- 1 Dem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den ich am 21.1.2024 im Museum unter Tage (Bochum) im Rahmen der Ausstellung *Die Stadt ist anderswo* gehalten habe.
- 2 Die Passage lautet vollständig: „Un ‚lieu‘ est toujours un précipité d’espace et de durée, de matière et de mémoire, de passé et d’imprévu.“ In: Pierre Sansot: *Magnificence de la Terre, puissance et prestige des lieux*. In: Ders.: *Rêveries dans la ville*. Paris 2008, S. 31.
- 3 Robert Roberts: *The Classic Slum. Salford Life in the First Quarter of the Century*. Harmondsworth 1973.

in seiner Anklageschrift *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* beschrieben.⁴ In MacColls Lied, ein Jahrhundert nach Engels Pamphlet verfasst, wird die harsche industrielle Umwelt (Gaswerk, Industriekanal, Fabrik) durch die Romanze übertüncht: „I met my love by the gas works wall, dreamed a dream by the old canal, I kissed my girl by the factory wall, dirty old town, dirty old town.“ MacColl stammte aus Salford und sein durchaus wehmütig intoniertes Lied wurde von Kritikern als Ausdruck von Hassliebe zu seiner Heimatstadt interpretiert. Das scheint auch anderen in Salford geborenen Künstler:innen so gegangen zu sein: dem Schauspieler Albert Finney, der durch seine Rolle als junger Arbeiter in *Saturday Night and Sunday Morning* berühmt wurde, der Dramatikerin Shelagh Delaney mit ihrer Kitchen-Sink-Tragödie *A Taste of Honey*, deren Verfilmung, in Deutschland unter dem Titel *Bitterer Honig* bekannt, Salford als Drehort hatte, und schließlich der Fotografin Shirley Baker, die Salford in Fotobüchern wie *Street Photographs: Manchester and Salford* ein emphatisches fotografisches Denkmal setzte.⁵ Baker, die als ihre Vorbilder Henri Cartier-Bresson und Garry Winogrand nannte, war, laut Natasha Howes, die einzige Frau in Großbritannien der Nachkriegszeit, die sich der Straßenfotografie zuwandte.⁶ „Her work“, schreibt die Autorin und Kuratorin Lou Stoppard, „reveals an openness to the whims and habits and dreams that make us human.“⁷ Zu ihren wichtigsten Arbeiten gehört die separat veröffentlichte Serie *Manchester and Salford Children in the 1960s*, die sie verfertigte, bevor die Backsteinsiedlungen im Zuge der sogenannten *slum clearance*, der Slum-Beseitigung, abgerissen und durch Plattensiedlungen ersetzt wurden.⁸ Die Aufnahmen von Baker

- 4 Friedrich Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. 1845. In: MEW Bd. 2, Berlin 1974, S. 225–506.
- 5 Finney (*1936), Delaney (*1938) und Baker (*1932) sind Angehörige einer Generation, deren gemeinsames ‚Generationsthema‘ im Sinne von Karl Mannheim der Niedergang der klassischen *working class community* ist.
- 6 Natasha Howes: Foreword. In: Shirley Baker: *Without a Trace. Manchester and Salford in the 1960s*. Cheltenham 2020, S. 5 f.
- 7 Lou Stoppard: Shirley Baker. *A Boy on a Bike*, Salford, Manchester, 1962. In: Gerry Badger (Hg.): *Another Country. British Documentary Photography since 1945*. London 2022, S. 101.
- 8 Shirley Baker: *Manchester and Salford Children in the 1960s*. London 2023.



Abb. 1 Scan von Shirley Baker „Boy on a Bike“, Salford 1962.

bezeugen das lebhaftes Straßenleben in der Siedlung, das vor allem den Kindern zugute kam, die die Straßen zu einem einzigen großen Spielplatz machten. Hervorragend eingefangen ist die Atmosphäre in der wohl berühmtesten Aufnahme der Serie, *A Boy on a Bike*, eine Aufnahme, die dem:der Betrachter:in auf geradezu panoramatische Weise ein Bild vom Straßenleben in Salford vermittelt und Bakers Fähigkeit bezeugt, das Alltagsleben in der Community außergewöhnlich erscheinen zu lassen (Abb. 1). Die Fotos von Baker widersprechen den gängigen Vorstellungen vom bedrückenden Leben im sogenannten Slum. In ihren Bildern nimmt das Leben in Salford eine andere Tönung an als in den Schauer auslösenden Schilderungen aus den Elendsquartieren. Bei allen Einschränkungen, insbesondere was die Ausstattung mit Bad und Heizung betrifft (davon zeugen die Wäscheleinen, die fast schon neapolitanisch anmutend, über die Straße gespannt sind), erweist sich das Leben in Salfords Arbeiterquartieren als durchaus lebenswert und – um einem anderen Vorurteil zu begegnen – auf Ehrsamkeit bedacht, auch dafür sprechen die allgegenwärtigen Wäscheleinen.

Die auf den Leinen flatternde Wäsche ist ein Motiv, das vor allem in der Ruhrgebietsfotografie lange Zeit Konjunktur hatte.



Abb. 2 Rudolf Holtappel „Duisburg-Hamborn vor August Thyssen-Hütte“ um 1959
© Courtesy Stiftung Situation Kunst, Bochum.

Es gerann mit der Zeit zu einem allgegenwärtigen Klischee, so dass durchaus der Verdacht aufkommen konnte, die Fotograf:innen hätten die Siedlungsbewohner:innen aufgefordert, mal ein paar Laken für die Aufnahmen aufzuhängen. Aber wenn, dann geschah das durchaus mit Bedacht, galt doch das Ruhrgebiet über Jahrzehnte als schmutzilig. Dieser Sichtweise traten Fotograf:innen mit ihren Arbeiten entgegen. Einer von ihnen war Rudolf Holtappel, dem die Stiftung Situation Kunst 2011, gemeinsam mit Arbeiten von Thomas Kläber, eine große Ausstellung widmete.⁹ Holtappel war, was das Ruhrgebiet als Motiv angeht, ein Sonntagsfotograf im wahrsten Sinne des Wortes, weil er während der Woche als Werksfotograf seinen Unterhalt verdiente. Das führte zu einer Reihe von Aufnahmen, auf denen Industriekulisse und Sonntagskleidung der Fußgänger:innen scheinbar kollidierten, tatsächlich aber den eigentlichen Reiz der Aufnahmen ausmachten und den Abgebildeten im schwerindustriellen Ambiente eine eigene Würde verliehen. Auf Außenstehende wirken die Reihen uniformer Bergarbeiterhäuser, die charakteristisch für die fotografische Dokumentation der 1950/1960er Jahre waren, womöglich wie eine Szenerie der Tristesse. Für die Menschen aber, die dort wohnten, bildeten sie kleine Lebenswelten. Das kommt bei Holtappel, wie schon bei Shirley Baker, vor allem in den Bildern von spielenden Kindern zum Ausdruck, die in der kleinen Welt der Kolonie mit ihren Gärten und Wegen hinter den Häusern offensichtlich zu Hause sind. Mein Lieblingsfoto in dieser Hinsicht ist die äußerst sachlich als *Duisburg-Hamborn vor August-Thyssen-Hütte* bezeichnete Aufnahme aus dem Jahre 1959, die sonntäglich gekleidete Kinder vor der Industriekulisse zeigt (Abb. 2). Diese Kulisse mit den Industrieanlagen, mit den Mülleimern vor schäbigem Zaun, mit dem ungepflasterten, schlackebedeckten Weg mag deprimierend wirken, aber die leichte, ja schwebende Gangart der Mädchen, die, miteinander auf symbiotische Weise durch die Henkel der Tasche verbunden, in Richtung Schrebergärten laufen, enttäuschen die gängigen Vorstellungen vom bedrückenden Leben im Schatten der Hochöfen. Ich bin davon überzeugt, dass Holtappel einen Moment von tieferer Wahrheit eingefangen hat.

9 Silke von Berswordt-Wallrabe (Hg.): Deutschland, Deutschland. Fotografien aus zwei Ländern von Rudolf Holtappel und Thomas Kläber. Bielefeld 2011.

Wie wir schon bei Shirley Baker gesehen haben, gibt es eine Schönheit, die sozialer Natur ist.

In unsere Wahrnehmung schleichen sich immer wieder Erinnerungsfetzen und mediale Spurenelemente ein, die den Orten einen uns betreffenden Sinn verleihen. Materielle Artefakte – das Gaswerk, der Kanal, die Fabrik – werden dann zu emotional aufgeladenen Zeichen. Bei mir war es lange Zeit der erste Förderturm bei Hamm, der mir bei der Heimreise signalisierte, wieder zu Hause zu sein, als eine Art symbolischer Grenzstein: Hier fängt das Ruhrgebiet an. Ganz ähnlich, nämlich als Erfahrung einer Scheidelinie, aber zugleich ganz anders ging es dem Literaturwissenschaftler Erhard Schütz bei seiner ersten Fahrt von Berlin ins Ruhrgebiet: „Ich kam spätabends mit dem Zug. Ich werde es wohl nie vergessen – irgendwo ab Hamm und nicht mehr endend, gespenstische, gewaltige Industriesilhouetten, gleißende Leuchten, in deren Lichtkegeln Rauch, und immer wieder riesige Funkengarben, Flammen, Fackeln [...] Ich war unversehens aus der Heimatkunst in den Expressionismus geraten.“¹⁰ Deutlich wird, dass die materiell-räumliche Struktur, die weit davon entfernt ist, bloß funktional zu sein, stets kulturell kodiert ist, wodurch sie den Charakter eines Gedächtnisspeichers und kristallisierter Geschichte gewinnt. Das trifft auch, ja vor allem, auf Städte zu. Die Aufladung mit Bedeutung kann so ausgeprägt sein, dass bereits die bloße Nennung des Namens einer Stadt ein ganzes Bündel an Vorstellungen und damit verbundenen Empfindungen hervorruft. Es sind kulturelle Kodierungen, die in uns Zuneigung oder Ablehnung erzeugen oder uns gleichgültig lassen, weil uns eine Stadt einfach nichts ‚sagt‘; *Öde Orte*, wie einmal der Titel einer durchaus bösartigen Essaysammlung über Städte von Ahlen bis Zweibrücken hieß.¹¹ Ein kulturell kodierter Ort spricht nicht nur für sich, sondern auch für uns und ‚an unserer Stelle‘, so dass Vorurteile, die einen Ort treffen, auch uns als Bewohner:innen treffen. Das habe ich, ob meiner Herkunft aus Bottrop, in meiner Jugendzeit am eigenen Leib erfahren müssen, beispielsweise auf Ferienfahrten, wenn man erzählte, woher man kommt. In seinem

10 Erhard Schütz: Memorabilien eines Verzogenen. In: Ders.: *Echte falsche Pracht. Kleine Schriften zur Literatur*. Berlin 2011, S. 337.

11 Jürgen Roth, Rayk Wieland (Hg.): *Öde Orte 3. Ausgesuchte Stadtkritiken von Ahlen bis Zweibrücken*. Leipzig 2003.

Essay über Bottrop, ebenfalls in der besagten Sammlung enthalten, schreibt Hans-Christian Schmitz, dass die Stadt Bottrop ein Glücksfall für viele in der Unterhaltungsbranche Beschäftigte war, wie für Jürgen von der Lippe, der mit dem Spruch „Nicht einer von den Dümmlsten ist, der Bottrop sieht und sich verpisst“ reüssierte.¹² Andere sogenannte Comedykünstler:innen begnügten sich mit der bloßen Nennung des Namens mit anschließender Kunstpause, was Lacher hervorrufen sollte. Bei Erhard Schütz findet sich ebenfalls ein Beispiel für diese Art von Vorurteilen. In einem Seminar trug eine Referentin eine Passage aus dem Krupp-Roman *Die Stoltenkamps und ihre Frauen* vor, „in der – wie in solcherlei Romanen üblich – der gute, treue Arbeiter Dialekt sprechen muss. Danach kam sie vom ‚dat‘ und ‚wat‘ nicht mehr weg. Als ich sie hinterher nach ihrer Herkunft fragte, sagte sie, stark errötend: Bochum. Aber ich will nicht, dass man das merkt!“¹³

Der Mensch lebt gleichermaßen in einem physikalischen wie in einem symbolischen Raum

Als kulturell kodierter Raum wird die Stadt zu einem Vorstellungsräum, der den physikalischen Raum insofern überlagert, als er der durch die begleitenden Bilder, Symbole und Narrative hindurch erlebte und erfahrene Raum ist. Daher können wir Ernst Cassirers Diktum, dass der Mensch gleichermaßen in einem physikalischen und in einem symbolischen Universum lebt, raumanalytisch dahingehend zuspitzen, dass der gelebte Raum stets der symbolisch durchflochtene physikalische Raum ist.¹⁴ In ihrem Gesamt bilden die mit dem konkreten Raum verbundenen Bilder, Symbole und Narrative das, was ich das *Imaginäre* der Stadt nenne. „Einen Ort in Besitz zu nehmen“, schreibt die kanadische Soziologin Anouk Bélanger, „bedeutet ja offensichtlich nicht nur, Gebäude zu bewohnen, sich in Straßen fortzubewegen, an öffentlichen Plätzen herumzustreifen: Es geht auch darum, den Ort zu erzählen, ihn in Legenden zu übertragen, seine zukünftige Gestaltung zu erträumen, ihn mit Zweifeln

12 Hans-Christian Schmitz: Bottrop. Arbiträr. In: Ebd., S. 31.

13 Schütz (wie Anm. 10), S. 345.

14 Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen. 3. Teil: Phänomenologie der Erkenntnis. Darmstadt 1994, S. 235.

und Gewissheiten zu belegen und alles einzubeziehen, was ihm das kollektive Gedächtnis zuschreibt. Einen Ort in Besitz zu nehmen, bedeutet kurz gesagt, ihn in eine Erzählung zu verwandeln.“¹⁵ Das Imaginäre kann sich in den unterschiedlichsten Formen, Genres und Medien artikulieren und dadurch wechselseitig verstärken: Historische Abhandlungen, Anekdoten, Dokumentationen und Reiseführer, Blogs, TV-Serien, Comics, Gedichte und Romane, Märchen und Legenden, Fotobände, Filme und Sammelalben, Popsongs und andere Formate können dazu dienen, uns Anmutungen einer Stadt zu vermitteln. Wie viele junge Menschen mögen sich allein aufgrund des Songs *Schwarz zu Blau* von Peter Fox, der die Hässlichkeit Berlins („Berlin, du kannst so hässlich sein, so dreckig und grau“) als deren Schönheit feiert, auf den Weg nach Berlin gemacht haben? Ein Paradebeispiel für meine Überlegung, dass etwas Hässliches („du bist nicht schön und das weißt du auch“) subjektiv schön erscheinen mag: „[...] und ich weiß, ob ich will oder nicht, dass ich dich zum Atmen brauch.“ *Schwarz zu Blau* ist, ebenso wie *Dirty Old Town* und Gröne Meyers *Bochum*, ein Beispiel für das, was Bélanger die Verwandlung eines Ortes in eine Erzählung genannt hat, eine Erzählung, die geteilt und weitergegeben werden kann.

Wenn es eine Stadt gibt, deren vielgescholtene Hässlichkeit so manchem geradezu als liebenswert erscheint, dann ist es Berlin. Die Behauptung, die Stadt sei hässlich, bildet eine Konstante, die bis ins tiefe 19. Jahrhundert nachzuverfolgen ist. Aber kann Hässlichkeit nicht auch ein Ausdruck von Vitalität sein? Im Fall von Berlin wird jedenfalls das Stigma der Hässlichkeit zum Charisma, zur Ausstrahlungskraft der Stadt, wovon unter anderem die vor allem in den 1990er Jahren grassierende Liebe zur Ruine, die sogenannte Ruinophilie, zeugt. *Liebeserklärung an eine häßliche Stadt* lautet der Titel einer Essaysammlung des Schriftstellers Bodo Morshäuser über Berlin.¹⁶

15 Anouk Bélanger: Montréal vernaculaire/Montréal spectaculaire: dialectique de l’imaginaire urbain. In: *Sociologie et Sociétés* 37 (2005), S. 15. (Meine Übersetzung, R. L.)

16 Bodo Morshäuser: *Liebeserklärung an eine häßliche Stadt*. Frankfurt a. M. 1998.

Von den Medien, die das Imaginäre der Stadt vermitteln, ist die Fotografie vielleicht die wirkmächtigste. Es scheint so, als habe jede Stadt ihre ‚Hof‘-Fotograf:innen, die das Bild der Stadt und ihrer Menschen prägen. Für Wien könnte man etwa Franz Hubmann mit seinen Fotos vom Böhmischem Prater oder Brunnenmarkt sowie Leo Kandl mit seiner Weinhausserie und seinen Straßenbildern anführen. Es scheint, dass die Fotografie nachgerade ein Geschöpf der Stadt ist. Éric Hazan spitzt in seiner Paris-Monografie diesen Zusammenhang dahingehend zu, dass für ihn die Verbindung zwischen Paris und der Fotografie so eng ist, „dass man fast meinen könnte, die beiden gehörten zu ein und derselben Familie“.¹⁷ Das liegt nach Ansicht von Hazan nicht nur daran, dass die Fotografie ihren Anfang in Paris nahm, sondern auch daran, dass es in der Geschichte der Stadt Momente gibt, „die eigentlich nur die Fotografie mit der Präzision der Poesie wiederzugeben vermag“.¹⁸ Dabei bezieht sich Hazan als Beispiel auf Aufnahmen von Robert Doisneau, die dieser unmittelbar nach der Befreiung von der deutschen Besatzung gemacht hatte und die für Hazan sehr viel genauer als historische Abhandlungen einen Eindruck von der Situation der Stadt in dieser Zeit vermitteln. Ein frühes Beispiel für historisch einschneidende Momente ist der Abriss des alten Paris, vor allem in der Île de Cité, nach dem Plan von Baron Haussmann, in dessen Verlauf die Stadtverwaltung entschied, die alten Pariser Gassen vor deren Zerstörung ablichten zu lassen. Die Fotografien sollten, so der Auftrag der Administration, festhalten, was man abreißen wollte, um mit diesen Bildern zu beweisen, dass „das, was verschwinden würde, nicht wert war, erhalten zu werden“.¹⁹ Die Fotos von Charles Marville, der den Auftrag übernommen hatte, hatten freilich einen geradezu gegenteiligen Effekt, zeigten sie doch, wie Hazan anmerkt, „den stillen Charme dessen, [...] was seine Auftraggeber als zwielichtig und krankhaft dargestellt haben wollten“.²⁰ Das erinnert uns an die Arbeiten von Shirley Baker, die, in einem ähnlichen historischen

17 Éric Hazan: Die Erfindung von Paris. Berlin 2020, S. 423.

18 Ebd. Hazans Äußerung ist eine bemerkenswerte Formulierung, denkt man doch bei Präzision eher an die Naturwissenschaften, die aber ganz in der Linie des poetischen Realismus liegt, wie wir noch sehen werden.

19 Hazan 2020 (wie Anm. 17), S. 437.

20 Ebd.

Moment, das Leben im angeblichen Slumviertel von Salford vor dem Abriss festhielten. Das alte Paris ist nurmehr auf Marvilles Aufnahmen präsent, mit dem Effekt, dass sie nicht Zeugen dessen sind, was zurecht abgerissen wurde, sondern davon, was durch den Abriss verloren gegangen ist, und die zur Nostalgie einladen.

Für Éric Hazan ist die Zwischenkriegszeit ein goldenes Zeitalter der Paris-Fotografie, und unter all den großen Namen ragen die der beiden Ungar, Brassäi und André Kertész hervor, die jenes Fotomotiv ‚erfanden‘ (oder besser: ‚fanden‘), das das Imaginäre von Paris bis heute entscheidend mitbestimmt: das Motiv der Liebenden im Café/im Bistro. Ein Motiv, das in den 1950er Jahren in den Arbeiten von Paul Almásy (ebenfalls ungarischer Herkunft) über Cartier-Bresson bis hin zu Ed van der Elsken seinen Höhepunkt findet. Aber Brassäi ist vor allem, so der Kulturhistoriker Herbert Molderings, „[d]er unbestrittene Meister des fotografischen Nachtstückes“, eine Meisterschaft, die sich im Fotoband *Paris de Nuit* von 1932 zeigt, für Molderings „das schönste Fotobuch des zwanzigsten Jahrhunderts“. ²¹ Hier sind sie alle vereint, schreibt Molderings, „die Charaktere, die die Bühne unserer romantischen Paris-Vorstellung bevölkern“: das Straßenmädchen, der Clochard, das Liebespaar, der Nachtbummler. ²²

Ein letztes goldenes Zeitalter der Paris-Fotografie bilden die 1950er Jahre, und diese Jahre sind so wirkmächtig, dass sie, wie uns auch aktuelle Fotobände bezeugen, bis heute nachklingen. Können wir uns Paris (und die Geschichte ihrer Atmosphäre wie ihrer Klischees) ohne die Fotografien von Henri Cartier-Bresson, Robert Doisneau oder Willy Ronis überhaupt vorstellen? Ihre Themen, ihre Motive sind die Themen und Motive, die mit dem populären Paris assoziiert werden: *la rue*, die Straße mit ihren kostenlosen Spektakeln, *les gens de peu*, die einfachen Leute mit ihren kleinen Freuden, *les aimants*, die sich in der Öffentlichkeit küssenden Paare, *le bistro*, zentraler Treffpunkt des Viertels, dem der Anthropologe Marc Augé jüngst eine Liebeserklärung gewidmet hat. ²³

21 Herbert Molderings: Nächtliches Paris als Bühne. Die berühmten Fotografien von Brassäi. In: FAZ Nr. 283, 4. Dezember 1999, S. VI.

22 Ebd.

23 Marc Augé: Das Pariser Bistro. Eine Liebeserklärung. Berlin 2017.

Das wohl berühmteste Foto der Pariser Bildgeschichte *Le baiser de l'hôtel de la ville*, der Kuss vor dem Rathaus, war, wie der Fotograf Robert Doisneau eingestand, gestellt.²⁴ Obwohl es gestellt war, wurde es zu einer der meistreproduzierten Aufnahmen der Foto-geschichte,²⁵ was nicht nur bedeutet, dass das Foto unauslöschlich in das *imaginaire*, in die Vorstellungswelt von Paris eingegangen ist, sondern dass dies deshalb gelang, weil es etwas in uns hat anklingen lassen, was Bernard Cherubini das *supplement d'âme* des Imaginären genannt hat, etwas, das uns beseelt.²⁶

Der *réalisme poétique*, der poetische Realismus der humanistischen Fotografie der 1950er Jahre, als deren Hauptvertreter Henri Cartier-Bresson, Robert Doisneau und Willy Ronis anzusehen sind, hat sich nicht nur in das kollektive Gedächtnis eingebrannt, er inspierte auch das, was Georges Perec „fiktive Erinnerung“ genannt hat, „une mémoire qui aurait pu m'appartenir“, eine Erinnerung, die auch die meinige hätte sein können.²⁷ Belegen lässt sich die reale Wirksamkeit fiktiver Erinnerungen anhand der zahlreichen Rückmeldungen von Personen, die sich auf den Fotos von Cartier-Bresson, Doisneau und Ronis wiedererkannt haben wollen (wobei es im Falle von Doisneaus *Le baiser* zu Honorarforderungen kam, was dazu führte, dass Doisneau offenlegte, dass das Foto gestellt gewesen sei). Die fiktive Erinnerung ist ein höchst interessantes mentales Phänomen. Der Wiedererkennungseffekt kann auch auf zeitgenössische Betrachter:innen zutreffen, sind doch die von den Vertreter:innen des poetischen Realismus abgebildeten Orte und Genüsse ebenfalls ikonisch geworden. Glauben wir nicht alle, schon einmal einen *Petit Parisien* mit dem Baguette unter dem Arm auf den Straßen von Paris gesehen zu haben, wie ihn uns Willy Ronis mit seiner ikonisch gewordenen Fotografie aus dem Jahre 1952 vor Augen geführt hat?

24 Als sollte diese Aussage Bestätigung finden, ist just im Taschen Verlag ein *coffee table book* über Robert Doisneau herausgekommen, das auf dem Cover den *Kuss vor dem Rathaus* zeigt.

25 Bereits 1992 waren laut *Le Monde* über 400.000 Poster neben unzähligen Ansichtskarten verkauft, und es hat nicht den Anschein, dass die Verkaufsfrequenz danach wesentlich abgenommen hat.

26 Bernard Cherubini: *L'ambiance urbaine: un défi pour l'écriture ethnographique*. In: *Journal des anthropologues*, Nr. 61–62, Automne 1995, S. 80.

27 Georges Perec: *Le travail de la mémoire*. Paris 2003, S. 49.

Die verschiedenen Medien, die auf das Imaginäre der Stadt einwirken – Gedichte und Romane, Chansons und Popsongs, bildende Kunst, Film und Fotografie – bestätigen sich im Idealfall gegenseitig und verstärken dadurch einander, so dass, wie Daniel Kiecol am Beispiel Paris aufgezeigt hat, „ein immer dichteres Geflecht von Sprache, von Musik und Bildern [entstand], das sich wie Schlingpflanzen um die Stadt legte“.²⁸

Auf Geschichten hören

„Wir sind gut beraten“, schreibt die Stadtsoziologin Lyn Lofland, „auf die Geschichten zu hören, die sich die Menschen über ihre Städte erzählen.“²⁹ Lebensgeschichtliche Erzählungen über Städte bilden hervorragende Quellen, um mehr über das Imaginäre in Erfahrung zu bringen, und zwar durchaus in einem doppelten Sinne, geben sie doch nicht nur Auskunft über Vorstellungsbilder, sondern sind selber Teil des Imaginären. Freilich sollten wir uns davor hüten, auf sogenannte authentische Geschichten erpicht zu sein. Alle lebensgeschichtlichen Erzählungen verweben Selbsterlebtes mit Narrativen aus den unterschiedlichsten (medialen) Quellen. Das macht sie nicht weniger authentisch, im Gegenteil: Erst durch das Einverleiben der örtlichen Legende entpuppen sich die Erzählenden als wahre Bürger:innen einer Stadt, wie Pierre Sansot betonte.³⁰ Diese Erzählungen können sich auf historische Gestalten (emblematische Figuren und mythische Gründungsgestalten, Letztere vor allem für das Imaginäre amerikanischer Städte relevant) und paradigmatische Persönlichkeiten (Politiker:innen, Sportler:innen, Unterhaltungskünstler:innen, Unternehmer:innen) beziehen, auf besondere Ereignisse (Festival, Umzug, Meisterschaften), auf Institutionen, Vereine, Unternehmen, die die Stadt in der Vorstellung der Bürger:innen vor anderen Städten auszeichnen, oder ganz einfach auf ortsspezifische Legenden: Rattenfänger, Stadtmusikanten, Heinzelmännchen. In all diesen

28 Daniel Kiecol: Schmelztiegel und Höllenkessel. Berlin 1999, S. 9.

29 Lyn H. Lofland: History, the City and the Interactionist: Anselm Strauss, City Imagery and Urban Sociology. In: Symbolic Interaction 4 (1991), S. 212.

30 Pierre Sansot: Réveries dans la ville. Paris, S. 218.

Geschichten sollte im besten Fall ein gemeinsames Sentiment zum Tragen kommen, eine emotionale Eingemeindung der Person und der Institution sowie eine bestimmte Färbung der Akteur:innen, so dass auch der Lokalpolitiker zu einer kulturellen Figur wird, die uns etwas über das Imaginäre der Stadt verrät. Ob er als Kumpel, als Macher, als Patriarch oder als Schlitzohr auftritt, ist nicht zufällig, sondern abhängig vom Auftrittsort. So gesehen ist jede:r Lokalpolitiker:in bis zu einem gewissen Grad Populist:in und spricht die Sprache, von der er annimmt, dass sie in seiner Gemeinde ankommt.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann hat auf den historischen Palimpsestcharakter Berlins verwiesen und dabei vor allem die unterschiedlichen Schichten urbaner Bausubstanz in den Blick genommen.³¹ Aber die großen Städte verfügen auch über ein immaterielles Palimpsest, wie Daniel Kiecol betont: „Immer wieder neue Lagen von Texten bedeckten die alten, ohne sie jedoch gänzlich zum Verschwinden zu bringen.“³² Bezogen auf Berlin lässt sich, in großen Etappen und groben Zügen gedacht, sagen: Auf Ernst Dronke (*Berlin* 1846) folgte Karl Scheffler (*Berlin – ein Stadtschicksal* 1910), folgte Walther Kiaulehn (*Berlin – Schicksal einer Weltstadt* 1958), folgte Jens Bisky (*Berlin – Biographie einer großen Stadt* 2019). Das verleiht der horizontal gedachten Menge der Erzählungen im Sinne von Anouk Bélanger eine Tiefendimension. Die heutige mentale Topographie der Metropolen korrespondiert nach Ansicht von Kiecol in vielem mit der geographischen Topographie: „So wie immer neue Gebäude, Straßen, Plätze, Hochhäuser und Tiefgaragen für eine räumliche Verdichtung und Konzentration der Städte sorgten, bewirkten die aufeinander folgenden Schichten von Bildern, Mythen, literarischen wie bildnerischen Aneignungen und Diskursen eine immer weitergehende mentale Verdichtung der imaginären Topographie. Auch hier handelt es sich um transparente Folien, die die darunter liegenden, älteren Schichten nicht verdecken, sondern modifizieren, differenzieren und ergänzen.“³³

31 Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München 2007, S. 111–116.

32 Kiecol (wie Anm. 28), S. 8 f.

33 Kiecol (wie Anm. 28), S. 67.

Fazit

Das Imaginäre bildet die Tiefenstruktur der mit einer Stadt verbundenen Vorstellungsbilder. Geformt durch Sedimentbildungen und Traditionen wiederkehrender, gleichwohl abgewandelter Narrative und Topoi ist die Tiefenstruktur auf Seiten der Bewohner:innen wirksam als Komplex impliziten, stillschweigenden Wissens. Dieses Wissen, das eben nicht artikuliert, sondern ‚gewusst‘ wird, entscheidet über die Angemessenheit bzw. Unangemessenheit der absichtsvoll mit einer Stadt in Verbindung gebrachten, bewusst geschaffenen Bilder (*images*). Nur wenn die Bewohner:innen sich und ihre Stadt in diesen *images* wiederfinden, können diese wirksam sein, das heißt, den Bilderbestand des Imaginären ergänzen bzw. modifizieren. Ein Beispiel bilden die Repräsentationen von Städten in Filmen und Fernsehserien, in denen das Imaginäre bei der Zusammenführung von Schauplatz und Protagonist:in immer schon mitgedacht wird. Intuitiv wissen wir als Zuschauer:innen, wenn etwas am Bild der Stadt nicht ‚stimmt‘. Für diese Diskrepanz zwischen Ort und Szene, Ort und Protagonist:in gibt es einen lebendigen Ausdruck: Etwas – der:die Protagonist:in, der Plot, die Szenerie – ist offensichtlich deplaziert, *something is out of place, quelque chose est déplacé*. Es ist die kulturelle Homologie der Ausdrucksweisen – Legenden, Redensarten, Musikstile usw. –, ihr kultureller Grundbauplan, der den Eindruck von Authentizität vermittelt.

„Sehn se, det is Berlin!“

Von Linz nach Wien und in die große weite Welt. Hertha Reisinger und die Prinzess-Keramik. Eine Objektrecherche

Als das Konvolut der Prinzess-Keramik¹ bestehend aus 70 Objekten am 22. Dezember 2005 vom damaligen Direktor des Volkskundemuseums Wien, Franz Grieshofer, für die Sammlung *Keramik, Glas und Stein* angekauft wurde, war nicht viel über die Objekte und Werkstätte bekannt. Franz Grieshofer hatte sich für den Ankauf des Konvoluts entschieden, weil in der Keramiksammlung des Museums für Volkskunde Wien kaum Keramiken aus dem 20. Jahrhundert vorhanden waren, insbesondere keine Keramiken nach 1945 im Heimatstil. Für die *Alpenblumenkeramik* gab es bereits Sammler*innen, mit denen das Museum nicht konkurrieren wollte.² Angeboten wurden ihm die Objekte per Anschreiben von den Keramiksammler*innen Elfriede und Paul Tamme³, die diese einige Jahre zuvor über einen Händler im Nachlass der Firma Otto Maria Weinzinger angekauft hatten.⁴ Dem Nachlass beigelegt waren Prospekte und Unterlagen die Firma

- 1 Dieses Konvolut ist in der Online Sammlung Plus des Volkskundemuseum Wien abrufbar <https://sammlung.volkskundemuseum.at/sammlungen/topic/titles/226739>
- 2 Persönliche Mitteilung in Form einer E-Mail von Claudia Peschel-Wacha an Katja Brunn am 19. März 2024.
- 3 Das Ehepaar Elfriede und Paul Tamme aus Wien sammelte Keramik im österreichischen Heimatstil aus Manufakturen in Liezen, Mürztal, Scheibbs, St. Peter in Freistadt und auch Bosse-Keramik sowie Objekte der Prinzess-Keramik, siehe: Herkunftsakt Prinzess-Keramik/Archiv Volkskundemuseum Wien.
- 4 Ankaufsschreiben in Form eines Briefes von Paul Tamme an Claudia Peschel-Wacha vom 13. November 2005, siehe: Herkunftsakt Prinzess-Keramik, Archiv Volkskundemuseum Wien.

Otto Maria Weinzinger sowie die Firma Prinzess-Keramik betreffend. Die Forschungen, deren Ergebnisse ich im folgenden Beitrag ausführe, begannen im Oktober 2021, dauerten bis Ende 2022 und wurden von der Kuratorin der Sammlung *Keramik, Glas und Stein*, der stellvertretenden Direktorin des Volkskundemuseums Wien, Claudia Peschel-Wacha, begleitet.

Ausgangspunkt der Forschungen waren die ehemalige Firmenadresse der Prinzess-Keramik, ein Schwarz-Weiß-Foto eines Messestandes der Prinzess-Keramik auf der Wiener Messe im Jahr 1948, eine Kopie eines Werbekatalogs der Prinzess-Keramik aus dem Jahr 1948 und drei Namen – Hertha Reisinger, Otto Maria Weinzinger und Helene Sendlhofer. Von Letzterer lag ein Arbeitszeugnis aus dem Jahr 1950 unterschrieben von Hertha Reisinger vor.⁵ Von großem Vorteil erwies sich, dass die Objekte im Jahr 2008 bereits digitalisiert und im Jahr 2010 in der Museumsdatenbank erfasst worden waren. Monatelange Feldforschung, Kontaktaufnahme mit Sammler*innen und Keramikexpert*innen sowie die Recherche in Archiven ermöglichten es, auch nicht zuletzt durch die geglückte Suche nach Nachkommen und die Kontaktaufnahme mit der Tochter von Hertha Reisinger, Näheres über die Geschichte der Prinzess-Keramik nachzuzeichnen. Damit einhergehend muss die Biografie von Hertha Reisinger gesehen werden, die zahlreiche Leerstellen und Widersprüche aufweist.

Hertha Margarethe Reisinger – die Jahre 1911 bis 1947 in Linz

Hertha Margarethe Reisinger wurde am 20. September 1911 in der Frauenklinik Keplerstraße 47 (heute Lederergasse) in Linz geboren und war die eheliche Tochter von Viktor und Anna Reisinger.⁶ Anna Reisinger (1883–1957) arbeitete im Rathaus der Stadt Linz und fertigte in ihrer Freizeit Kunstkeramiken an.⁷ Hertha Reisinger

5 Diese Unterlagen sind Teil des oben erwähnten Ankaufs des Ehepaars Elfriede und Paul Tamme (s. Anm. 2).

6 Taufbuch der Stadtpfarre Linz, Jahr 1911, S. 175, Eintrag Nr. 759, <https://data.maticula-online.eu/de/oesterreich/oberoesterreich/linz-stadtpfarre/106%252F1911/?pg=178> (Zugriff: 12.2.2022).

7 Im Archiv der Stadt Linz befindet sich ein Personalakt zu Herthas Mutter Anna Reisinger, der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Beitrags

besuchte von 1922 bis 1930 die städtische Mädchenmittelschule in Linz (Lyzeum) und legte im Jahr 1930 ihre Reifeprüfung ab.⁸ Sehr lückenhaft und weitgehend ungeklärt ist Reisingers Biografie in den Jahren 1930 bis 1947, dem Gründungsjahr der Prinzess-Keramik. Ob und wo Reisinger eine keramische Ausbildung gemacht haben könnte, ist nach heutigem Forschungsstand nicht nachvollziehbar. Dass Reisinger die von 1933 bis 1982 tätige Linzer Keramik unter Karl Czap und Rupert Aichmeir⁹ kannte, ist durchaus naheliegend. Ihre keramischen Entwürfe, die aus den späten 1930er Jahren im Privatbesitz der Familie erhalten geblieben sind, haben mitunter Ähnlichkeiten mit jenen der sogenannten Linzer Keramik. Hier findet sich beispielsweise eine Maske in Form eines stilisierten Frauenkopfes, die von Reisinger 1939 gefertigt wurde.¹⁰ Ab 1940 arbeitete Reisinger für die *Reichswerke AG für Erzbergbau und Eisenhütten Hermann Göring* in Linz und stand somit im Dienst eines von Nationalsozialisten errichteten Betriebes. Dieser ermöglichte ihr im April 1943, ihre Keramiken bei der Ausstellung Laienschaffen im Linzer Landhaus zu präsentieren.¹¹ Die Oberdonau-Zeitung berichtete damals über die Ausstellung und schrieb, dass diese als Schau von „schöpferische[n] Arbeiten der Schaffenden aus den Betrieben [der Reichswerke AG]“ konzipiert wurde. Die Keramiken von Hertha Reisinger wurden in dem Beitrag wie folgt erwähnt: „Eine Vitrine enthält die als kleine Kunstwerke ebenfalls weit über die Stufe des

noch nicht eingesehen werden konnte. Anna Reisingers keramische Tätigkeit wird unter anderem hier erwähnt, siehe: Linzer Volksblatt: Die Welsler Ausstellung. 1. (71.) Jg., Nr. 4, Linz 16. Oktober 1945, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=lvb&datum=19451016&seite=3&zoom=33&query=%22linzer%22%2B%22volksblatt%22%2B%2216. oktober%22%2B%221945%22&ref=anno-search> (Zugriff: 25.7.2022).

- 8 Im Privatbesitz der Familie ist ein handgeschriebener Brief von Hertha Reisinger an die Direktion der städtischen Mädchenschule Linz mit Bitte um die Zulassung zur Reifeprüfung erhalten geblieben.
- 9 Johanna und Hans Hagen Hottenroth: *Linzer Keramik 1933–1982*. Scheibbs 2001.
- 10 Gekennzeichnet ist die Maske mit „HR, 1939“. Der Entwurf hat Ähnlichkeiten mit denen von Czap, siehe: Hottenroth 2001.
- 11 Weitere Recherchen zu Hertha Reisingers Tätigkeit und Aufgabe innerhalb der Hermann-Göring-Werke wären von großer Wichtigkeit. Fotos im Privatbesitz der Familie zeigen Reisinger an ihrem Arbeitsplatz (Kennzeichnung „3.8.1942 Reichswerke Linz“ oder „Büro der Reichswerke Hermann Göring, Linz 1940“).

Laienschaffens hinausgehenden Keramikarbeiten Hertha Reisingers von der Deutschen Bergbau- und Hüttenbau-Gesellschaft.¹² Im Jahr 1944 besuchte Reisinger eine Meisterschule für Bildhauerei in Linz (Abb. 1).¹³ Welcher Tätigkeit Hertha Reisinger innerhalb der *Deutschen Bergbau- und Hüttenbau-Gesellschaft* nachging und wo sie die erwähnte Meisterschule absolvierte, kann aufgrund fehlender Quellen derzeit nicht festgestellt werden.

Nach Ende des Naziregimes und mit der Übernahme der amerikanischen Besatzungskräfte in Linz im Jahr 1945 führte Reisinger ihre Ausstellungstätigkeit fort. Sie wurde im August 1945 in Zusammenhang mit der Ausstellung *Kunst und Aufbau* im Linzer Landhaus von den Oberösterreichischen Nachrichten als „neuer Name“ in der Szene beschrieben, der „zwar nicht ganz unbekannt ist“ und „schon mehrfach ausgestellt hat“ und diesmal „mit entzückenden figuralen und reizenden Tierkeramiken vertreten ist“ (Abb. 2).¹⁴ Die Ausstellung wurde vom Architekten Paul Sigmundt organisiert und unter anderem von Stanley Eric Reinhart, der nach Kriegsende Militärgouverneur von Oberösterreich war, sowie Major John Doane Hartigan¹⁵ besucht.

Auch auf der Kunstaussstellung der *Traunviertler Kunstgilde*, die vom 13. bis zum 22. Oktober 1945 in der Mädchenhauptschule in Wels zu sehen war, präsentierte Hertha Reisinger gemeinsam mit ihrer Mutter Anna Reisinger ihre Keramiken. Diese Ausstellung

- 12 Oberdonau-Zeitung Linz: Ausstellung ‚Laienschaffen‘ im Landhaus. 400 Arbeiten Schaffender aus Betrieben – Eröffnung durch Kreisleiter Danzer. 6. (16.) Jg., Nr. 111, Linz, 21. April 1943, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=obz&datum=19430421&seite=4&zoom=33&query=%22Oberdonau%22%2B%22zeitung%22&ref=anno-search> (Zugriff: 25.7.2022).
- 13 Foto mit der Kennzeichnung „Kunstakademie 1950“ befindet sich im Privatbesitz der Familie.
- 14 Oberösterreichische Nachrichten: Österreichischer Kunstgeschmack leitet Wiederaufbau. Feierliche Eröffnung der Ausstellung „Kunst und Aufbau“ im Linzer Landhaus. 1. Jg., Nr. 55, Linz 14. August 1945, S. 8, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=oon&datum=19450814&seite=3&zoom=33&query=%22oberösterreichische%22%2B%22nachrichten%22%2B%2214.august%22%2B%221945%22&ref=anno-search> (Zugriff: 25.7.2022).
- 15 Dickison College. Archives & Special Collections: John Doane Hartigan (1890–1958), <https://archives.dickinson.edu/people/john-doane-hartigan-1890-1958> (Zugriff: 25.7.2022).



Abb 1 Hertha Reisinger, Meisterschule für Bildhauerei Linz, 1944,
Privatbesitz Livia Klingl



Abb 2 Einblick in die Ausstellung „Kunst und Aufbau“ im Landhaus Linz, 1945, Privatbesitz Livia Klingl

Abb 3 Visitenkarte Prinzess-Keramik, Privatbesitz Livia Klingl

stand unter der Leitung der amerikanischen Dienststelle für Kunst, für die Hartigan verantwortlich zeichnete.¹⁶ Dabei fielen von Hertha Reisinger laut den Oberösterreichischen Nachrichten die „Märchenfiguren und ein köstlicher, grotesker Wachmann voller Humor“ auf.¹⁷ Im Beitrag des Linzer Volksblatts zur Ausstellung hieß es: „Anna und Hertha Reisinger und Max Kunze zeigen in Vitrinen bunte Keramiken [...]“.¹⁸ Ob Reisinger durch Hartigan eine Teilnahme an diesen Ausstellungen ermöglicht wurde, kann aufgrund fehlender Quellen nicht nachgewiesen werden. Reisinger war vom 15. Mai 1945 bis zum 17. September 1946 als Sekretärin für Hartigan und als Übersetzerin (Deutsch – Englisch/Amerikanisch) für das *American Military Government for Upper Austria* im Landhaus Linz tätig.¹⁹

Gründung der Prinzess-Keramik in Wien und Produktion

Im Jahr 1947 übersiedelte Hertha Reisinger nach Wien und begann gemeinsam mit Otto Maria Weinzinger, die Prinzess-Keramik aufzubauen.²⁰ Weinzinger verdiente zu diesem Zeitpunkt sein Geld mit dem Export von österreichischen Souvenirartikeln und exportierte bereits 1947 die „Kunst-, Zier- u. Gebrauchskeramiken“ der

- 16 Martin Hochleitner: Das angenommene Phänomen. In: Martin Hochleitner (Hg.): *Bildende Kunst 1945–1955. Oberösterreich* (Buchpublikation erschienen zur Ausstellung „Oberösterreich: Bildende Kunst 1945–1955“ im Schloßmuseum Linz vom 31.05.–29.10.1995). Linz 1995, S. 6.
- 17 Oberösterreichische Nachrichten: Kunst und Wissenschaft. Kunstausstellung in Wels. Nummer 107/1945, Linz, Dienstag, 16. Oktober 1945, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=oon&datum=19451016&seite=3&zoom=33&query=%22Kunst%22%2B%22und%22%2B%22Wissenschaft.%22%2B%22Kunstaustellung%22%2B%22in%22%2B%22wels%22&ref=anno-search> (Zugriff: 25.7.2022).
- 18 Linzer Volksblatt: Die Welscher Ausstellung. 1. (71.) Jg., Nr. 4, Linz 16. Oktober 1945, <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=lvb&datum=19451016&seite=3&zoom=33&query=%22linzer%22%2B%22volksblatt%22%2B%2216.oktober%22%2B%221945%22&ref=anno-search> (Zugriff: 25.7.2022).
- 19 Die Arbeitsbestätigungen des amerikanischen Military Government, die von Hartigan unterzeichnet wurden, befinden sich im Privatbesitz der Familie.
- 20 Dass Reisinger 1947 nach Wien übersiedelt ist, kann durch Quellen im Privatbesitz der Familie belegt werden.

Prinzess-Keramik nach Skandinavien, in die Schweiz, in die USA, nach Kanada sowie Panama. Ab 1951 erschloss er auch Australien für den Export der Keramiken.²¹

Weinzinger war der jüngste Sohn des Holzindustriellen und Hoteliers Josef Weinzinger, der im Jahr 1902 gemeinsam mit seinem Schwager Viktor Toth das Hotel Erzherzog Karl (ab 1914 Hotel Weinzinger) in Linz erworben hatte.²² Otto Maria Weinzinger wurde Anfang der 1920er Jahre von seinem Vater mit der Führung des Hotels betraut und musste dafür seinen Aufenthalt in Amerika abbrechen, wo er zuletzt in Philadelphia und zuvor in Chicago und New York als Küchenmanager in Luxushotels tätig gewesen war.²³ Das Hotel Weinzinger war ein schillernder Ort, der mit seiner *American Bar* und gehobener Küche Treffpunkt des „Linzer Familienpublikums“ und seiner Hotelgäste war.²⁴ Weinzinger war nach Eintritt in den Familienbetrieb Barleiter, „der nebenbei auch ein eleganter, ausgezeichneter Tänzer“ war und das Nachleben von Linz mitprägte.²⁵ 1927 wurde Weinzingers Bruder Edi Weinzinger vom Vater in den Betrieb geholt. Edi wurde dann „endgültig als Leiter der Boston Bar und Verwalter der Weinkellerei bestellt“.²⁶ Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Linz wurde das Hotel zwangsenteignet, weil an seinem Standort ein sogenanntes Führerhotel von Adolf Hitler entstehen sollte. Hitler unterzeichnete am 13. März 1938 das Gesetz zum „Anschluss Österreichs“ im Hotel Weinzinger.²⁷

Ob Weinzinger und Reisinger sich schon in Linz kannten, kann aufgrund fehlender Quellen nicht nachgewiesen werden. Reisinger wohnte in Wien zunächst im 19. Wiener Gemeindebezirk in

21 Verzeichnis Österreichische Wirtschaftskammer, Compass 1952, Industrie, S. 456.

22 Almanach des Hotel Weinzinger vormals Erzherzog Karl. Linz 1927, S. 13, <https://digi.landesbibliothek.at/viewer/image/AC10886546/17/> (Zugriff: 14.3.2024).

23 Ebd., S. 25.

24 Ebd., S. 22.

25 Ebd., S. 25.

26 Ebd., S. 26.

27 Roman Sandgruber: Raub und Zwangsarbeit. In: Oberösterreichische Nachrichten vom 11. Juli 2009, <https://www.nachrichten.at/archiverte-artikel/serien/wir-oberoesterreicher/Raub-und-Zwangsarbeit;art11547,218862> (Zugriff: 14.3.2024).



Abb 4 Weibliche Figur mit Apfelkorb, Linz 1945 (ÖMV 83.168),
Foto: Katja Brunn



Abb 5 Titelblatt des Werbekatalogs „Herta Reisinger- Keramische Kunst“, Wien 1948, Archiv des Volkskundemuseum Wien

der Hardtgasse, Hausnummer 32, Weinzingler schräg gegenüber in der Hardtgasse, Hausnummer 27.²⁸ Spätestens in Wien arbeiteten sie zusammen und entwickelten für die Prinzess-Keramik ein Firmenlogo – ein verschlungenes R (Reisinger) und P (Prinzess) mit einem kleinen W (Weinzingler), oft als Krönchen missverstanden (Abb. 3).

Für die ersten keramischen Objekte, die unter dem Namen *Prinzess-Keramik* vermarktet wurden, griff Reisinger auf Entwürfe zurück, die sie bereits in Linz entwickelt hatte und die teilweise in den zuvor erwähnten Ausstellungen zu sehen waren.²⁹ Sie schuf dabei nicht nur Figuren im Märchenstil und kleine Tierkeramiken, sondern auch Gebrauchskeramiken und Figuren, die das bäuerliche und ländliche Leben idealisierend darstellten. Viele ihrer Figuren entsprachen einer idealisierten, ideologisch grundierten Ästhetik und dem nationalsozialistischen Menschenbild: blonde Frauen mit hochgesteckten Haaren (ÖMV/83.132)³⁰ und in bodenlangem Dirndl bei Tätigkeiten, die ein idyllisiertes und stark typisiertes Landleben zeigen (ÖMV/83.168, Abb. 4). Zu sehen sind auch Männer mit Bauchladen, Männer auf dem Markt und Paare in als typisch festgelegter Landestracht (ÖMV/83.133). Mit ihren Entwürfen folgte Reisinger den Anforderungen und Vorgaben des Marktes, denn nach dem Zweiten Weltkrieg war die Nachfrage nach diesen Motiven ungebrochen groß. Tendenzen dazu hatten sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt, als nach deutschem Vorbild die Heimatschutzbewegung auch in der österreichisch-ungarischen Monarchie immer mehr Anhänger*innen fand. Auf der Suche nach identitätsstiftenden Ästhetiken wurden Heimatbilder und Symbole konstruiert, die in die Gestaltungen des Alltags eingriffen und die Definition des Begriffs *Heimat* jahrzehntelang prägten.³¹ In vielen Betrieben der

28 Dies ergibt aus der Gewerbeberechtigung aus dem Jahr 1947, siehe: Österreichisches Zentralgewerberegister.

29 Entwurfsskizzen und Fotografien nahezu aller Entwürfe befinden sich im Privatbesitz der Familie.

30 Die Inventarnummern des Volkskundemuseums Wien bestehen aus bis zu drei Teilen, die durch einen Schrägstrich getrennt sind. Die Objekte der Prinzess-Keramik sind Teil des Hauptnummernkreises ÖMV und in der Datenbank mit den Nummern 83.123 bis 83.171, 83.188 und 85.623 gekennzeichnet.

31 Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Zur Ausstellung. In: Österreichisches Museum für Volkskunde:

österreichischen Kunstkeramik wurden Szenen aus dem stilisierten Alltagsleben der ländlichen Bevölkerung, Trachtenfiguren und Edelweiße aus Ton geformt und verkauft. Bereits bei Friedrich Goldscheider (1845–1897) fanden sich Figuren von Bauern³² und auch Hugo F. Kirsch (1873–1961), der in Wien tätig war und unter anderem mit der Wiener Werkstätte zusammenarbeitete, fertigte Trachtenfiguren.³³ Die in Fachkreisen und bei findigen Sammler*innen bekannte Alpenländische Kunstkeramik fand ihren Höhepunkt bei Ferdinand Vasold in Liezen.³⁴ Das Oberösterreichische Landesmuseum veröffentlichte im Jahr 1995 ein Überblickswerk zur Bildenden Kunst in Oberösterreich in den Jahren 1945 bis 1955, in dem der Kunsthistoriker Martin Hochleitner die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als „Zäsur ohne Folgen“ beschreibt. Laut Hochleitner wurden in Oberösterreich bestehende Traditionen und Motive fortgeführt und regionale Ausprägungen weitergetragen. Obwohl verschiedene Stilrichtungen vertreten waren, sei es allen Künstler*innen gemein, dass sich eine konservative Linie durch ihre Werke zog. Eine typische Ausprägung davon sei die Auseinandersetzung mit dem Begriff *Heimat*, wobei vor allem Künstler*innen, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg tätig waren, auch nach 1945 das bäuerliche und ländliche Leben idealisierend darstellten.³⁵

Heimatschutz. Schönes Österreich zwischen Ästhetik und Ideologie. Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung, Wien 1995, S. 15.

- 32 Wien Museum, Online-Sammlung: Bauernjunge mit Hut und Schürze, eine Gans tragend – Wiener Type, <https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/8139-bauernjunge-mit-hut-und-schuerze-eine-gans-tragend-wiener-type/> (Zugriff: 14.3.2024).
- 33 Waltraud Neuwirth: Wiener Keramik nach 1900. Hugo F. Kirsch. München-Paris 1984, S. 188–189.
- 34 Alice Kaltenberger: Kunstkeramik aus St. Peter bei Freistadt und ihre Einordnung in die zeitgenössische Kunstkeramik-Landschaft. In: Keramik aus St. Peter bei Freistadt. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 38. Linz 2014, S. 48; Vergleiche dazu auch: Franz Grieshofer: Enzian und Edelweiß. Alpenländische Keramik für Österreich. In: Werner Endres, Franz Grieshofer (Hg.): Keramik als Zeichen regionaler Identität. Beiträge des 36. Internationalen Hafner-Symposiums des Arbeiterkreises für Keramikforschung vom 21. bis 26.9.2003 in Kittsee (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Band 16). Wien, Kittsee 2005, S. 409–422.
- 35 Martin Hochleitner 1995, S. 5–9.



Abb 6 Die Prinzess-Keramik auf der Wiener Herbstmesse, 1948, Archiv des Volkskundemuseum Wien



Abb 7 Foto der Belegschaft der Prinzess-Keramik vor dem Gebäude Roßauer Lände 45, 1090 Wien im Juni 1950 (z.v.l. Herta Reisinger, 1.v.r. Helene Sendlhofer), Privatbesitz Livia Klingl

Gefertigt wurden die Prinzess-Keramiken im Souterrain des Wohngebäudes Roßauer Lände 45 – Stroheckgasse 14–16 im 9. Wiener Gemeindebezirk Alsergrund. Im Jahr 1948 erschien ein Werbekatalog mit dem Titel *Hertha Reisinger: Keramische Kunst; Otto Maria Weinzinger Keramische Werkstätten*, der von der Wiener Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn gedruckt wurde und Reisingers Repertoire an Märchen- und Bauernfiguren sowie Gebrauchskeramiken abbildete (Abb. 5).³⁶

Eine weitere Werbemaßnahme war die Teilnahme an Messen, wie die an der Wiener Herbstmesse im Jahr 1948 (Abb. 6). Zwei Jahre nach Gründung der Werkstätte ließ Reisinger die Prinzess-Keramik am 25. Mai 1949 mit der Registerzahl 178/h/IX in das Österreichische Firmenregister (Gewerberegister) auf ihren Namen eintragen. Die Bezeichnung des Gewerbes lautete *Töpfergewerbe, eingeschränkt auf die Erzeugung keramischer Gegenstände*.³⁷ Im Jahr 1950 konnte Reisinger vier Frauen und drei Männer beschäftigen.³⁸ Eine Mitarbeiterin war Helene Scheffknecht (geb. Sendlhofer), die vom 8. Mai bis 5. November 1950 als Keramikmalerin bei der Prinzess-Keramik tätig war (Abb. 7).³⁹

Produziert wurden die Keramiken in Serie mittels eines Gussverfahrens, wobei die Modelle dafür von Reisinger handmodelliert wurden. Vor allem bei den Figuren bewies Reisinger ihr handwerkliches Geschick. Diese variierten in der Höhe von fünf Zentimetern für die kleinste Ausführung bis hin zu 46 Zentimetern für die größte Figur. Reisinger modellierte ihre Figuren naturalistisch mit detaillierten Gesichtszügen. Glasiert wurden sie mit opaken und glänzenden Farben. Nur wenige im Bestand des Volkskundemuseum Wien erhaltene Objekte sind matt (ÖMV/83.128, ÖMV/83.164, ÖMV/83.173). Aber auch mit Laufglasuren wurde experimentiert – vereinzelt bei

36 Siehe: Herkunftsakt Prinzess-Keramik/Archiv des Volkskundemuseum Wien.

37 Siehe: Österreichisches Zentralgewerberegister.

38 Es sind keine Personalakten der Prinzess-Keramik nachweislich erhalten geblieben. Dies geht aus einer Fotografie hervor, die von Reisinger mit „Die Belegschaft der Prinzess-Keramik“ beschriftet wurde und sich im Privatbesitz der Familie befindet.

39 Johanna und Hans Hagen Hottenroth: Radstätter Keramik, Scheibbs 2002, S. 201–203.

größeren Flächen an den Figuren, wie die eines Kleides, hauptsächlich aber bei der Gebrauchskeramik.

Ein Modellnummernkatalog zeugt von der Vielfalt des Repertoires. Neben den für die Prinzess-Keramik charakteristischen Figuren wurde Gebrauchskeramik, wie Teller, Schüsseln, Aschenbecher, Spiegel, Obstschalen, Buchstützen, Tischschmuck, Weihnachtsdekoration, Lampenfüße, Keramiken für religiöse Anlässe wie Taufbecken und Putti, sowie vor allem Vasen und Deckeldosen gefertigt. Im Modellnummernkatalog aufgelistet sind 322 Entwürfe, wobei sich diese Zahl aus 203 Entwürfen und deren Variationen zusammensetzt (unterschiedliche Ausführungen des Dekors oder in der Größe). Die Variationen wurden mit Buchstaben des lateinischen Alphabets (A, B, C usw.) beschrieben. Modellnummern, die aus diesem Schema fallen, waren die Entwürfe für die Deckeldosen und Vasen. Für die Deckeldosen wurden in dem Katalog 22 Nummern aufgelistet, die mit D1-D22 angegeben wurden. Für die Vasen lässt sich kein durchgängiges Muster erkennen. Diese wurden mit einem Buchstaben, einer Nummer und weiteren nachfolgenden Buchstaben gekennzeichnet, wie beispielsweise die Bezeichnung V 11 R für eine zwölf Zentimeter große gebauchte Vase mit Rosenrand. Die Kennzeichnung der Keramiken aus der Produktion der Prinzess-Keramik setzt sich aus ein bis zu drei Stempeln zusammen, die auf der Unterseite oder bei Hohlfiguren an der Innenwand zu finden sind: zum einen aus dem Firmenlogo R/P mit W, weiters aus dem Stempel *Handmade in Austria*, der darauf hindeutet, dass die Keramiken für den Export bestimmt waren, und aus dem Stempel *Style Nr.*, welcher Auskunft über die jeweilige Modellnummer gibt (Abb. 8). Es kann nicht nachvollzogen werden, ob der erhalten gebliebene Modellnummernkatalog die vollständige Produktion der Prinzess-Keramik widerspiegelt oder ob es weitere Entwürfe gegeben hat.⁴⁰

Die große weite Welt und das Ende der Prinzess-Keramik

Im Jahr 1950 unternahm Reisinger eine Reise nach Amerika, wo sie nicht nur in New York, sondern auch in Chicago Halt machte. Am

40 Der Modellnummernkatalog befindet sich im Privatbesitz der Familie.



Abb 8 Die Stempel für die Kennzeichnung der Prinzess-Keramik.
Hirte, sitzend mit Lamm, 1947–1952 (ÖMV/83.193), Foto: Katja Brunn



Abb 9 Prinzess-Keramik in einem Schaufenster in Chicago, 1950,
Privatbesitz Livia Klingl

Broadway in New York besuchte sie ein Geschäft, welches Prinzess-Keramiken im Sortiment hatte (Abb. 9). In Chicago präsentierte sie die Keramiken der Prinzess-Keramik auf der Chicago Fair, wo sie neben weiteren Kunstkeramik-Werkstätten als Teil eines österreichischen Messestandes ausstellte.⁴¹ Vom 15. Juli bis 7. November 1952 nahm Reisinger ihre Tätigkeit als Übersetzerin für die amerikanische Besatzung wieder auf und arbeitete in der Abteilung *Children's Friendship Fund*.⁴² Ihre Tätigkeit für die Prinzess-Keramik hatte sie zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich bereits eingestellt. Am 25. März 1953 heiratete Hertha Reisinger den Ingenieur Hans Oskar Klingl und nahm den Doppelnamen Klingl-Reisinger an. Einen Monat später, am 7. Mai 1953, und nur sechs Jahre nach Entstehen der Marke Prinzess-Keramik, erlosch die Eintragung im österreichischen Gewereregister.⁴³ Reisinger begann am selben Tag als Dolmetscherin (Deutsch – Englisch und Deutsch – Französisch) für Siemens zu arbeiten.⁴⁴ Im Jahr 1956, bekam sie, im Alter von 45 Jahren, eine Tochter. Bei Siemens arbeitete sie bis zu ihrer Pensionierung im Alter von 60 Jahren und schied am 30. September 1971 aus der Firma aus. Keramisch war sie in ihrer Freizeit nur noch sporadisch tätig. Sie ging verstärkt ihrer Leidenschaft für Malerei nach, die sie hobbymäßig betrieb.⁴⁵ Hertha Klingl-Reisinger starb am 2. Jänner 1999 in Wien und wurde am Wiener Zentralfriedhof beigesetzt.⁴⁶

- 41 Fotografien ihrer Reise sind im Privatbesitz der Familie erhalten geblieben.
- 42 Die Dokumente befinden sich im Privatbesitz der Familie.
- 43 Im Gewereregister der Österreichischen Wirtschaftskammer heißt es dazu wie folgt: „Hertha Klingel (vormals: Reisinger), geb. am 20.09.1911, Registerzahl: 178/h/IX, Gewerbe: Töpfergewerbe, eingeschränkt auf die Erzeugung keramischer Gegenstände, Entstehung: 25.05.1949, Standort: 1090 Wien, Roßauer Lände 45, Endigung: 07.05.1953“.
- 44 Diverse Arbeitsbescheinigungen befinden sich im Privatbesitz der Familie.
- 45 In der Sammlung des Linzer Stadtmuseums Nordico befindet sich ein Ölgemälde von Hertha Reisinger: „Linzer Hauptplatz, Öl auf Hartfaserplatte, 1938“.
- 46 Verstorbenensuche Friedhöfe Wien: Hertha Klingl, <https://www.friedhofewien.at/verstorbenensuche-detail?fname=Hertha+Klingl&id=04%3EA%3CU8CCZ&initialId=04%3EA%3CU8CCZ&fdate=1999-01-14&c=046&hist=false> (Zugriff: 2.3.2022).

Berichte und Besprechungen



Nachruf Leander Petzoldt

Leander Petzoldt wurde am 28. August 1934 in Rennerod (Westerwald) geboren und starb am 14. April 2024 in Bad Waldsee (Oberrhein). Er studierte Germanistik, Anglistik, Geographie und Volkskunde in Frankfurt am Main, an der FU Berlin und in Mainz, wo er 1964 bei Lutz Röhrich mit der Arbeit *Der Tote als Gast* promoviert hat.¹ Von 1963 bis 1965 war er Forschungsassistent an der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz sowie im Höheren Schuldienst tätig, den er mit dem Assessoren-Examen abschloss. Er erhielt einen Ruf als Assistent Professor an die American University in Washington DC, den er indes ablehnte und stattdessen als wissenschaftlicher Assistent an das Institut für Volkskunde in Freiburg im Breisgau ging, wo er von 1967 bis 1973 tätig war. 1973 wurde er Professor für Literaturwissenschaft und Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Weingarten. Er habilitierte sich 1974 an der Universität Gießen und wurde 1984 Nachfolger von Karl Ilg (1913–2000) als Ordinarius für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Innsbruck. 2002 wurde er emeritiert. 2015 erhielt er das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse.

Petzoldt arbeitete vorwiegend interdisziplinär in den Bereichen Deutsche Philologie und Volkskunde, sein Hauptinteresse galt der internationalen komparatistischen Erzählforschung, insbesondere der Stoff- und Motivgeschichte sowie den Interdependenzen von Literatur und Volkserzählung. In diesem Bereich hegte er eine besondere Vorliebe für die Sagenforschung, wovon nicht nur ein bei UTB erschienenes Standardwerk² sowie ein Band aus der WBG-Reihe *Wege der Forschung* zeugen³, sondern auch eine Vielzahl an Sagen-Editionen, zum Beispiel aus allen neun österreichischen Bundesländern, die bei Eugen Diederichs erschienen sind,⁴ und später noch die umfangreiche zweibändige Ausgabe Südtiroler Sagen aus

- 1 Leander Petzoldt: *Der Tote als Gast: Volkssage und Exempel* (= FF communications, 200). Helsinki 1968.
- 2 Leander Petzoldt: *Einführung in die Sagenforschung*, 3. Aufl. 2002.
- 3 Leander Petzoldt (Hg.): *Vergleichende Sagenforschung* (= *Wege der Forschung*, 152). Darmstadt 1969.
- 4 Vgl. <https://www.leanderpetzoldt.at/> (Zugriff: 21.7.2024).

der Sammlung von Willi Mai.⁵ Hinzukommen Märchen-Editionen sowie Arbeiten zum Schwank und zum Bänkelsang.⁶ Erwähnenswert ist ferner Petzoldts Herausgebere Tätigkeit zweier wissenschaftlicher Buchreihen, nämlich der *Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore – Reihe A: Texte und Untersuchungen* sowie der *Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore – Reihe B: Tagungsberichte und Materialien*, beide bei Peter Lang.⁷ Im Lang-Verlag ist auch die Festschrift für Petzoldt im Umfang von 765 Seiten mit 55 Beiträgen erschienen, die Ingo Schneider herausgegeben hat.⁸

Von der Volkssage ist es mitunter nur ein kleiner Schritt zur Magie und Dämonologie, wovon unter anderem Petzoldts Monografie über Magie in der Beck'schen Reihe⁹, ein weiterer Sammelband aus der WBG-Reihe *Wege der Forschung*¹⁰ und sein *Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister* zeugen, ebenfalls in der Beck'schen Reihe erschienen.¹¹ Darin findet sich in der ersten Auflage – und nur dort – nota bene zwischen den Stichworten „Toter Gast“ und „Troll“ der Eintrag „Trigant“, von dem es heißt, es handele sich dabei um ein „halbdämonisches Wesen von kräftiger Gestalt mit überschnapper Stimme, das von dem Ort, an dem es sich einmal eingenistet hat, nicht mehr zu entfernen ist (→ Kobold). Der Trigant verwendet die meiste Zeit darauf, Menschen gegeneinander aufzubringen, indem er Gutgläubigen in die Ohren bläst. Er verdirbt Getränke, schlägt den Mägden das Geschirr aus der Hand und ist immer auf der Suche nach Unrat“.¹²

- 5 Leander Petzoldt: Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol, Bd. 1: Wipptal, Pustertal, Gadertal. Innsbruck, Wien 2000; Leander Petzoldt: Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol, Bd. 2: Bozen, Vinschgau und Etschtal. Innsbruck, Wien 2002.
- 6 Ebd. (wie Anm. 4).
- 7 Ebd.
- 8 Ingo Schneider (Hg.): Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main 1999.
- 9 Leander Petzoldt: Magie. Weltbild, Praktiken, Rituale (= Beck'sche Reihe, 6015). München 2011.
- 10 Leander Petzoldt: Magie und Religion. Beiträge zu einer Theorie der Magie (= Wege der Forschung, 337). Darmstadt: 1978.
- 11 Leander Petzoldt: Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister (= Beck'sche Reihe, 427). München 1990 [5. Aufl. 2014].
- 12 Ebd., S. 163.

Es handelt sich dabei um einen fingierten Lexikonartikel, der auf einen Kollegen und Erzählforscher abzielte, den Petzoldt partout nicht mochte. Er erwähnte einmal mir gegenüber, dass er den Eintrag in die Folgeauflagen nicht mehr aufgenommen habe, weil die betreffende Person mittlerweile verstorben sei. Der „Trigant“ – abgeleitet von *intrigant* – hat übrigens Eingang in diverse Webseiten vor allem esoterischen Charakters gefunden, die sich mit Dämonologie befassen.¹³ Erinnern kann ich mich auch an eine Besprechung des Lexikons – ich weiß leider nicht mehr, wo das zu lesen war –, in welcher der aufmerksame Rezensent sich über den Eintrag „Trigant“ gewundert hat, weil ihm dieser noch nie untergekommen sei.

Man mag zwar die Nase rümpfen ob eines solchen Artikels, zumal er mitunter für bare Münze genommen wird, doch zum einen ist er witzig, und zum anderen kommt das auch anderswo vor. Erinnert sei nur an die berühmte „Steinlaus“ Loriots, die im Pschyrembel zu finden ist,¹⁴ oder an den legendären Artikel im Neuen Pauly über Fußball im alten Rom, von dem es heißt, er sei „durch die röm. Legionen bis nach Britannien getragen“ worden, von wo er sich „im 19. Jh. erneut ausbreitete“.¹⁵ Doch sogar in der „Enzyklopädie des Märchens“ wird man fündig, und zwar beim Eintrag „Zittath, Öppe“, einem, wie man dort nachlesen kann, lutherischen Geistlichen aus dem Livland des 17. Jahrhunderts, der für die Erzählforschung von größter Bedeutung und so berühmt sei, dass sein Name latinisiert abgekürzt werde als „op. cit.“ aus „Opus citatum“.¹⁶ Eine Fülle weiterer Beispiele findet man im Wikipedia-Eintrag „Fingierter Lexikonartikel“.¹⁷

Derartige Beiträge sind ein Kontrastprogramm zu den mitunter staubtrocknen Lexikon-Artikeln und heitern das Leben auf,

13 Vgl. z. B. <https://enctype.de/Daemonen/frame.htm> unter dem Buchstaben „T“; <https://thevow.de/tl/Lexikon-der-D.ae.monen-T-Z.htm>; <https://www.allmystery.de/themen/mt61058-1> (Zugriff: 21.7.2024).

14 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Steinlaus> (Zugriff: 21.7.2024).

15 Mischa Meier: Apopudobalia. In: Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, Bd. 1. Hg. von Hubert Cancik, Helmuth Schneider. Stuttgart, Weimar 1999, Sp. 895.

16 Jürgen Beyer: Zittath, Öppe. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 14. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, Boston 2014, Sp. 1382–1384.

17 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Fingierter_Lexikonartikel (Zugriff: 21.7.2024).

weswegen auf sie auch in einem Nachruf Bezug genommen werden darf, der anlässlich eines traurigen Ereignisses, eben eines Trauerfalls, verfasst wird. Der „Trigant“ ist jedenfalls ein Ausweis von Humor, und Humor macht Festgefahrenes wieder flüssig, wie bereits die Etymologie des Wortes verrät. Es geht dabei um das Andere, das den grauen Alltag mit seiner Wiederkehr des ewig Gleichen überschreitet, und Ähnliches gilt wohl auch für Petzoldts Vorliebe für die Sage, die ebenso den Alltag transzendiert, weil sie umschrieben wird als jene Textgattung, die davon handelt, dass etwas entweder in den Alltag hineingelangt oder aus ihm heraus entsteht, bei dem es sich um das gänzlich Andere, Fremde, Unbehauste, Gefährliche, Unheimliche oder Übernatürliche handelt. Das macht einen Großteil der Faszination dieser Textgattung aus.

Um das *gänzlich Andere*, indes in einem positiven Sinn, ging es auch in den interdisziplinären Symposien zur Volkserzählung auf der Brunnenburg, Dorf Tirol/Südtirol, die Leander Petzoldt gemeinsam mit Siegfried de Rachewiltz veranstaltet hat. Dieser ist der Enkel von Ezra Pound sowie habilitierter Volkskundler und er stellte mit der Brunnenburg, einer hochmittelalterlichen Hangburg oberhalb Merans, einen außergewöhnlichen Tagungsort zur Verfügung, wie man ihn wohl kaum ein zweites Mal findet. Die Treffen fanden jährlich über einen Zeitraum von 20 Jahren statt, beginnend 1984, als Erzählforscherinnen und -forscher bzw. Volkskundlerinnen und Volkskundler aus längst vergangenen Tagen wie Károly Gaál, Gerda Grober-Glück, Gotthilf Isler, Oskar Moser oder Lutz Röhrich daran teilnahmen. Die Beiträge jeweils zweier oder auch mehrerer Tagungen wurden in der Buchreihe *Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore – Reihe B: Tagungsberichte und Materialien* publiziert,¹⁸ allerdings nur bis zur Tagung von 1999, die darauffolgenden trotz Zusage leider nicht mehr.

Der Autor dieses Nachrufes war indes sehr froh, seit 2000 daran teilnehmen zu können, denn nicht allein das Ambiente der Brunnenburg war bemerkenswert, sondern auch das Niveau der meisten Beiträge sowie die Intensität der Diskussionen im intimen Kreis von jeweils circa einem Dutzend Teilnehmenden, von denen viele ein ums andere Jahr dabei waren, etwa Helmut Fischer (D), Gotthilf Isler

18 Vgl. <https://www.leanderpetzoldt.at/> (Zugriff: 21.7.2024).

(CH), Ljiljana Marks (HR), Kurt Schier (D), Ingo Schneider (A), Vilmos Voigt (H) oder Sabine Wienker-Piepho (D). Die Atmosphäre war konstruktiv und von Toleranz geprägt, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer international, die Zugänge interdisziplinär. Zwar stand die volkskundliche Erzählforschung im Vordergrund, es war aber auch reichlich Platz für Vortragende zum Beispiel aus der Germanistik, Altskandinavistik, Sozial- und Kulturanthropologie oder einer Volkskunde mit tiefenpsychologischem ‚Einschlag‘, wie es bei Gott-hilf Isler oder dem Verfasser des Nachrufs der Fall war.

Jedenfalls sind mir die Brunnenburg-Tagungen wegen des beeindruckenden Ortes und der angenehmen Atmosphäre in guter und besonderer Erinnerung geblieben, was nicht zuletzt mit der geringen Anzahl der Vortragenden zu tun hat, die wieder einmal das alte Wort „Small is beautiful“ von Ernst F. Schumacher bzw. Leopold Kohr bestätigt.

Das und die Publikationen der Brunnenburg-Tagungen sind nur ein Beispiel für die Leistungen Leander Petzoldts, denn er selber hat mit einer Fülle von Beiträgen in Monografien, Sammelbänden, Zeitschriften und Lexika der vergleichenden Erzählforschung große Dienste erwiesen, und das nicht nur im engeren wissenschaftlichen Sinn, sondern auch dadurch, dass er „als Herausgeber zahlreicher regionaler Sagensammlungen [...] die Volkserzählungen vieler Landschaften einem breiteren Publikum zugänglich gemacht“ hat.¹⁹ Das ist eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem *Sitz im Leben*, der deswegen betont sei, weil der Erzählforschung in der heutigen Europäischen Ethnologie nur wenig Aufmerksamkeit zuteilwird oder, schärfer formuliert, sie „inzwischen weitgehend verwaist“ ist²⁰, sie aber vor allem mit der Trias Märchen, Sage, Schwank bzw. Witz Gattungen untersucht, die für einen Großteil der Bevölkerung das

19 Ingo Schneider: Petzoldt, Leander. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 10. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, Boston 2002, Sp. 824–827, hier Sp. 825.

20 Jürgen Schmidt: Volkskunde ade – was bleibt? In: Anna Jank-Humann, Reinhold Popp (Hg.): Kultur, Psyche und Desaster. Beiträge aus Europäischer Ethnologie, Psychotherapiewissenschaft, Katastrophenforschung und Frisistik. Festschrift für Bernd Rieken (= Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 42). Münster 2024, S. 40–55, hier S. 40.

alltägliche und autobiografische Erzählen und ihre Erlebniswelt mitbestimmen. Damit ist nicht gemeint, dass die Menschen einander pausenlos Märchen, Sagen oder Schwänke mitteilen, sondern dass diese Genres Strukturen beinhalten, die von allgemeiner Bedeutung sind und grundlegende Möglichkeit eröffnen, die Welt zu erleben und *anzuschauen*. *Märchenhaftes* entspricht Wünschen, positiven Zielen oder dem Streben nach Vervollkommnung und ist damit als positiver Gegenentwurf zum tristen, grauen Alltag zu verstehen, während *Witziges* Distanz schafft gegenüber alltäglichen Widrigkeiten und ferner auf Spannungszustände hindeutet, die zulasten anderer abreagiert werden. Demgegenüber zeigt *Sagenhaftes* den Menschen direkt in seinen Ängsten und Verstrickungen, indem es ihn mit dem Ungerechten, Bedrohlichen oder Unheimlichen konfrontiert. Doch gemeinsam ist allen drei Genres ein gewisses Unbehagen gegenüber der Realität, im Fall der Sage in direkter Form, indem sie den Menschen mit dem gänzlich Anderen und Fremden konfrontiert, im Fall des Schwanks als Diskreditierung menschlicher Schwächen und indirekt im Märchen, indem es einen Gegenentwurf zu den Mühseligkeiten des Alltags entwirft.

Hinter all dem steht die Auffassung, dass ein vergleichbarer Bestand an menschlichen Grunderfahrungen existiert, der zwar historisch-kulturell betrachtet unterschiedliche Formen annimmt, dem aber gleichzeitig Zeit und Raum überschreitende Muster zu Grunde liegen, wenn man etwa an die Gegensatzpaare Eigenes/Fremdes, Geborgenheit/Ausgeliefert-Sein, Natur/Kultur, Moral/Verhalten, Sicherheit/Unsicherheit, Krankheit/Gesundheit denkt. Aus dieser Perspektive kann man Robert Austerlitz zustimmen, wenn er meint: „Genres are culture-specific, with a great deal of transcultural overlap“.²¹ Leander Petzoldt hat das ähnlich gesehen, denn er betont einerseits die Notwendigkeit, den sozialgeschichtlichen Kontext und „die historische Mentalität zu erfassen“,²² andererseits aber auch zu

21 Robert Austerlitz: Toward the Classification of Folklore Genres. In: Juha Pentikäinen (Hg.): Folk Narrative Research. Some Papers Presented at the VI Congress of the International Society for Folk Narrative Research (= Studia fennica, 20). Helsinki 1976, S. 44–47, hier S. 44.

22 Ebd. (wie Anm. 2), S. 7.

23 Ebd., S. 59.

berücksichtigen, „daß die psychischen Grundgegebenheiten, die hinter jeder Sagenbildung stehen, sich bis heute kaum gewandelt haben“. ²³

Mit seinem ausgewogenen und weltoffenen Zugang hat er in entscheidendem Ausmaß dazu beigetragen, der Bedeutung der Volksprosa und insbesondere der Volkssage gerecht zu werden und das auch zu vermitteln. Zwar gehört diese zu den ‚einfachen Formen‘, doch unter der Oberfläche bzw. in Tiefenschichten verbergen sich tragische Aspekte und Abgründe der menschlichen Existenz. Daher ist die weitere Beschäftigung damit lohnenswert, und es ist das große Verdienst Petzoldts, darauf immer wieder hingewiesen und mitgeholfen zu haben, das Interesse an der Volksprosa dergestalt am Leben zu halten. Die Erzählforschung gehört zwar mittlerweile nicht mehr zum Mainstream des Fachs, aber dem Mainstream anzugehören, ist kein Ausweis objektiver Wahrheitskriterien, sondern Ausdruck des momentanen *Zeitgeistes*, insofern ein ‚Wohlfühlfaktor‘ und eher ein subjektives Evidenzkriterium, durch das man das Gefühl hat ‚dazuzugehören‘, sich mit Bedeutsamem zu befassen und seine Karrierechancen zu verbessern. Die Zeiten werden sich indes auch einmal wieder ändern, und dann wird möglicherweise deutlich werden, dass die Beschäftigung mit dem *Homo narrans* ein lohnenswertes Unternehmen ist – für Leander Petzoldt war das jedenfalls vollkommen evident.

BERND RIEKEN

Bericht zur Tagung *Rural Heritage. Vereinnahmungen und Instrumentalisierungen – Immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen*, Tagung der dgekw-Kommission für Kulturanalyse des Ländlichen, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 20.–22. März 2024.

Wie wird immaterielles Kulturerbe in ländlichen Räumen vermittelt, verhandelt und vereinnahmt? Mit Aushandlungsprozessen, Entwicklungspotentialen und Schutzmaßnahmen ländlichen immateriellen Erbes beschäftigte sich die 5. Tagung der Kommission Kulturanalyse des Ländlichen der dgekw, die von der Juniorprofessur für Europäische Ethnologie mit Schwerpunkt immaterielles Kulturerbe der Otto-Friedrich-Universität Bamberg ausgerichtet wurde. Die Auszeichnung als immaterielles Kulturerbe (IKE) kann zur Stärkung lokaler Identitäten und Aufwertung peripherer Räume führen; die Fachgeschichte sowie das europaweite Erstarken (rechts)populistischer Narrative in der Gegenwart zeigen jedoch, dass rurales Erbe auch vereinnahmt und instrumentalisiert werden kann. Diese Problematik wurde in sechs Panels in 18 Fachbeiträgen im Austausch von Referierenden aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Slowenien und Schottland reflektiert und kritisch perspektiviert.

Die Begrüßungsworte durch die Kommissionssprecherin und Ausrichtende der Tagung *Barbara Wittmann* sowie *Heidrun Alzheimer* (Lehrstuhl für Europäische Ethnologie, Bamberg) und *Simona von Eyb* (Zentrum Welterbe, Bamberg) standen unter dem Tenor der Verbindung. Barbara Wittmann hob die Eignung und Verantwortung der Europäischen Ethnologie hervor, Instrumentalisierungen vermeintlich harmloser Begriffe und Konzepte sichtbar zu machen. Exkludierenden Praktiken und politischen Spaltungen könne auf diese Weise von Fachseite etwas entgegengesetzt werden. Das integrative Potential des IKE betonte auch Heidrun Alzheimer basierend auf ihrer Erfahrung als Mitglied im Expertenkomitee für das Immaterielle Kulturerbe in Bayern. Simona von Eyb verwies auf den ganzheitlichen Ansatz der Welterbe-Definition der UNESCO. Materielles und immaterielles Kulturerbe gingen stets Hand in Hand – ein Umstand, der auch durch den Tagungsort abgebildet wurde.

Die den Tagungstitel rahmenden Begriffe *Vereinnahmung* und *Instrumentalisierung* unterzog *Eberhard Wolff* (Seminar für

Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Basel) in seinem Anfangsvortrag einer kritischen Betrachtung. Nach Definition des Duden handle es sich bei Vereinnahmung darum, „ungerechtfertigterweise eine Sache für eigene Zwecke zu nutzen“. Er gab zu bedenken, dass eine solche normative Begriffsverwendung im akademischen Kontext eine Gefahr darstelle, da sie schnell in moralische Empörungsdiskurse münden könne. Zwecke des Erhalts von IKE seien selten ausschließlich intrinsisch motiviert. Hinter dem Wunsch nach Akkreditierung stünde bei den Interessensgruppen stets der Versuch, dem jeweils eigenen Kulturkonzept Deutungsmacht zu verleihen. Er plädierte für eine liberalere Haltung des Faches und stellte eine „buchhalterische“ Anspruchsverteilung durch Zertifizierungen infrage.

In einem Ko-Referat illustrierten *Helmut Groschwitz* (Beratungs- und Forschungsstelle Immaterielles Kulturerbe Bayern, München) und *Annette Schneider-Reinhardt* (Bund Heimat und Umwelt, Bonn) am Beispiel des Südharzer Questenfestes, wie weit die Auswirkungen der Mythologischen Schule¹ in die Gegenwart reichen. Die große Beliebtheit der germanischen Kontinuitätsprämisse bei den Medien sowie die Anschlussfähigkeit für die Strömung der Neuen Rechten führten sie auf die Sehnsucht nach Orientierung und Ursprünglichkeit zurück. Zur Popularität von Mythologemen trügen auch deren popkulturell oft aufgegriffene, faszinierende Bildwelten bei.

Mit diesen befasste sich auch der Beitrag von *Christina May* (Kunsthochschule Halle), die das Questenfest unter einem rezeptionsästhetischen Zugang betrachtete und damit das erste Panel *Gender, Ideologie und Tradition: Exkludierendes Kulturerbe* eröffnete. Durch die Reproduktion seines Bildrepertoires und seiner Symbolik sei es auch ohne UNESCO-Listung bereits immaterielles Kulturerbe, so ihre These.

Jonas Leineweber (Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe, Paderborn) referierte über das kontroverse Bewerbungs-

1 Als Mythologische Schule wird eine sich im 19. Jahrhundert ausbreitende Forschungsrichtung verstanden, die sich in Nachfolge der Brüder Grimm auf die Suche nach „germanisch-heidnischen“, als unverfälscht und ursprünglich gedachten Objektivationen alter Geschichte und Kultur begab. Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer, Siegfried Becker (Hg.): Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Stuttgart 2003, S. 41.

und Aufnahmeverfahren des Schützenwesens ins Bundesverzeichnis. Die Ablehnung des ersten Antragsentwurfs zog einen öffentlich ausgetragenen Streit zwischen Antragsteller:innen und UNESCO-Kommission sowie eine Formatierung der Brauchpraxis nach sich.

Im folgenden Vortrag ging *Katja Boser* (Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Augsburg) der Frage nach, wie sich gesellschaftliche Debatten um Geschlechtergerechtigkeit auf den Schäfflertanz in Dinkelscherben auswirken. Bei dem alle sieben Jahre aufgeführten Tanz sind Frauen von der Rolle der Hauptakteure ausgeschlossen. Die aus einem Interview zitierte Aussage „Ich glaube nicht, dass wir tanzende SchäfflerINNEN einmal haben werden“ offenbart das in ihrer Feldforschung zutage tretende statische, männerdominierte Traditionsverständnis.

Wie können Trägergruppen im Umgang mit heiklem Erbe und politischen Unterwanderungen unterstützt werden? In der abendlichen Podiumsdiskussion bezogen dazu Stimmen aus der Praxis Stellung. *Daniela Sandner* (Bayerischer Landesverein für Heimatpflege, München) sprach sich gegen die zuweilen geforderte Abkehr vom oft missbrauchten Heimatbegriff aus. In Ermangelung adäquater Alternativen sei es ihr ein Anliegen, die Deutungshoheit darüber nicht dem rechten Spektrum zu überlassen. Der Publizist *Norbert Göttler* (München) brachte das Konzept der „Heimaten“ ein, um ein pluralistisches, inklusives Verständnis starkzumachen. Als langjähriger Bezirksheimatpfleger Oberbayerns beobachte er mit Sorge, wie antisemitische Bräuche wie das Judasfeuer aktuell wieder aufleben würden. Dies veranlasste die Vorsitzende des Bunds Heimat und Umwelt *Annette Schneider-Reinhardt* zur Überlegung, ob aktuelle Beratungsangebote ausreichend seien. Durch frühere Ethnographien in der DDR konnte *Juliane Stückrad* (Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen, Eisenach) das Gefühl des „Abgehängt-Seins“ in den neuen Bundesländern situieren. Zugleich sprach sie sich gegen eine vereinseitigende Defizitperspektive in der Dichotomie Ost/West aus. Bei einem Sekttempfang im Zentrum Welterbe Bamberg hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, die Impulse des ersten Tages zu vertiefen und die studentische Posterausstellung *Everything flows: Wasser und immaterielles Kulturerbe* zu betrachten.

Am zweiten Tag weitete sich der Rahmen auf den europäischen Raum, die Tagungssprache wechselte ins Englische. *Ulrich*

Kockel (Institute for Northern Studies, Kirkwall) beschrieb im zweiten Panel *Questions of identity and authenticity* das schottische Korbmacherhandwerk zwischen Kommodifizierung und Gemeinschaftsbildung. Dabei konzipierte er das IKE als Metapher: Wie ein Korb aus verschiedenen Zweigen unterschiedlicher Herkunft gebunden würde, verhalte es sich auch mit den Verflechtungen zwischen Generationen, Trägergruppen und ihren Lebensgeschichten, die sich in Objekten materialisierten.

Marija Klobčar (Institute of Ethnomusicology, Ljubljana) zeichnete die sich durch die Geschichte wandelnden Beziehungen zwischen slowenischer Minderheit und deutschen Bewohner:innen des kärntnerischen Gailtals nach. Die von deutschen und slowenischen Einheimischen praktizierten Kirchweihbräuche wurden 2018 in das Verzeichnis Österreichs aufgenommen. Anhand des autochthonen Festlieds *Buag nan dajte 'n dobər čas* (Gott, schenk' uns eine gute Zeit) rekonstruierte Klobčar, wie die slowenische Minderheit nach dem Zerfall des Habsburger Reiches sukzessive marginalisiert wurde.

Franziska Mair (Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft, Regensburg) gab Einblicke in ihr Dissertationsprojekt. Darin untersucht sie, wie jüdisches Erbe in der partizipativen Governance ländlicher Räume im Rahmen des EU-Regionalentwicklungsprogramms LEADER in Wert gesetzt wird.

Im dritten Panel *Conveying perceptions of rurality* thematisierte *Marjeta Pisk* (Institute of Ethnomusicology, Ljubljana) die Festivalisierung ländlicher Gebiete in Slowenien. Seit den 1970er Jahren würde auf „ethnologischen Veranstaltungen“ im Sinne eines „past presencing“ (MacDonald) Tourist:innen eine idealisierte Vergangenheit geboten. Basierend auf ihrer Forschung im Poljane-Tal legte sie dar, wie durch das „authentische“ Reenactment früherer Lebens- und Arbeitstechniken das Bild einer unzerstörten Idylle reproduziert wird. Die Organisator:innen nutzten derartige Feste, um ihre Region und ihr Kulturerbe zu repräsentieren. Trotz einer unreflektierten Valorisierung beobachtete Pisk Demokratisierungstendenzen und damit eine *agency* bei den Akteur:innen.

Der nächste Themenkomplex „Building rural aesthetics and the role of immaterial knowledge“ befasste sich mit der Herstellung ländlicher Ästhetiken. *Niamh MacKenzie* (Institute for Northern Studies, Kirkwall) untersucht in ihrer Feldforschung, wie Praktizierende

des Trockenmauerbaus in Schottland (*drystone dyking*) bei der Weitergabe ihrer Fähigkeiten unterstützt werden können. Die einst agrarisch notwendigsten Trockenmauern vermitteln heute in Vorstädten ein Idealbild schottischer Ländlichkeit.

Alex Gibbons (Institute for Northern Studies, Kirkwall) untersucht in seinem PhD-Projekt mit einer „Gesellenreise“-Methode das *Reetdachdeckerhandwerk* (*vernacular thatching*), das ebenfalls als „typisch schottisch“ wahrgenommen wird. Die im Verschwinden begriffenen Techniken möchte er bei den verbleibenden Handwerker:innen aufzeichnen und sie mit benachbarten Regionen vergleichen.

Unter der Zielsetzung, qualitative Aspekte in die Bauforschung zu integrieren, präsentierte *Jan Grossarth* (Professur für Bioökonomie und Ressourcen, Hochschule Biberach) eine experimentelle Feldstudie. Mit Fokus auf Atmosphären als narrative, architektonische Strukturen wollte er das Bauwissen zweier Dörfer vergleichen. Es entfachte sich eine kritische Diskussion um die gewählten Methoden. Dabei wurde insbesondere die Fokussierung auf subjektives Ästhetikempfinden problematisiert, die sich nicht mit denkmalpflegerischen Kategorien vereinen ließe.

Unter welchen Bedingungen kann IKE als ein Resilienzfaktor zur Vitalisierung ländlicher, strukturschwacher Regionen beitragen? Dies war die leitende Frage des fünften Panels *Intangible cultural heritage as a resilience factor for rural areas*, das den dritten Tagungstag einläutete. *Manuel Trummer* (Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft, Regensburg) und *Mirko Uhlig* (Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft, Mainz) stellten dabei das seit 2023 vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft geförderte Verbundprojekt *Immaterielles Kulturerbe in Ländlichen Räumen* (IKEL) vor. Unter dem analytischen Zugang kultureller Resilienz steht im Mittelpunkt der Forschung, welche Chancen und Konflikte eine UNESCO-Prädikatisierung lokaler Kulturformen nach sich zieht.

Nach der theoretischen Grundlegung konkretisierte *Rebecca Koller* (Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft, Regensburg) die Fragestellungen anhand der seit 2018 ausgezeichneten Oberpfälzer Zoiglkultur. In ihrer Feldforschung zeigte sich, dass Exklusivitätsdenken der Trägergruppe und Fragen nach dem „richtigen“ Umgang mit der Zoiglkultur zu zahlreichen Spannungen führte. Zwar wurde die Prämierung als willkommenes Werkzeug zu touristischer Vermarktung

eingesetzt, zugleich wurde die Intervention durch UNESCO-Richtlinien von den Akteur:innen als bevormundend empfunden.

Im Gegensatz dazu zeigte die Forschung von *Leonie Schäfer* (Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft, Mainz), wie durch Kooperation von Stakeholdern Chancen für rurale Resilienz entstehen können. Am Beispiel der Queichwiesenbewässerung stellte sie Community-Building-Prozesse auf lokaler wie internationaler Ebene vor. Seit der Aufnahme dieser „landwirtschaftlichen Kulturtechnik“ in das Bundesweite Verzeichnis 2018 vernetzte sich die deutsche Trägergruppe mit internationalen Akteur:innen mit dem Ziel, einen gemeinsamen Eintrag auf die Repräsentative Liste der Menschheit zu erarbeiten.

Die *Zukunftsperspektiven und -potentiale durch immaterielles Kulturerbe* wurden im letzten Panel ausgelotet. *Dieter Kramer* (Institut für Europäische Ethnologie, Wien) zeigte anhand der aus Brunnengemeinschaften hervorgegangenen „Nachbarschaften“ am Mittelrhein auf, wie IKE auch der Stärkung demokratischer Strukturen dienen kann.

Mit welchen Maßnahmen das Kneippen sich von seinem verstaubten Image lösen möchte, erörterte *Peter Wolff* (Hochschule Fulda) als stellvertretender Landesvorsitzender des Hessischen Kneipp-Bundes.

Den Abschluss der Tagung bildete ein Vortrag der Architektin *Marie Enders* (UNESCO-Lehrstuhl für Kulturerbe und Städtebau, Aachen). In ihrer Dissertation setzte sie sich damit auseinander, wie IKE mit visuellen Forschungsmethoden für eine transformative Inwertsetzung greifbar gemacht werden könne. Unter Bezugnahme auf Oldenburgs Theorie der „Dritten Orte“ kartierte sie Kulturformen wie Bolzplätze oder Kleingartenvereine in den Strukturwandlungsregionen des Rheinischen Reviers und des Ruhrgebiets. Die dabei entstandenen Karten seien als prozesshaft aufzufassen. Dadurch umging sie die Problematik eines derartigen kulturräumlichen Vorgehens, wie es durch den Atlas der Deutschen Volkskunde praktiziert wurde. Durch ihre Verbindung von kreativen Methoden mit theoretischer Reflexion setzte sie einen inspirierenden Schlusspunkt im interdisziplinären Austausch.

Das Tagungsprogramm war geprägt von Verknüpfungen: Zwischen materiellen und immateriellen Aspekten des Kulturerbes,

zwischen kulturwissenschaftlichen Analysen und kulturpolitischen Interventionen, zwischen Methoden und Disziplinen. Über die drei Tage kristallisierte sich heraus, dass zwischen akademischen Wissensbeständen und Ansichten der Trägergruppen noch oft eine Lücke besteht, die es durch Beratungs- und Vermittlungspraxis zu schließen gilt. Dabei war es bereichernd, die Ansicht mehrerer *cultural broker* in die Diskussionen einbringen und somit akademische Theorien und Realität in der Praxis abgleichen zu können. Die Stärken unseres Faches zeigten sich in der kontinuierlichen Selbstreflexion, die schon mit der Begriffsbestimmung des Keynote-Vortrags angeregt wurde. Soll oder muss sich Kulturwissenschaft politisch positionieren oder verschließt sie sich damit epistemischem Potential? Ist nicht jegliche Indienstnahme für eigene Interessen eine Vereinnahmung? Die Tagung ermutigte, die Brauchforschung, die im Fach derzeit eher ein stiefmütterliches Dasein fristet, durch weitere empirische Studien wiederzubeleben und die Diskurse um Ländlichkeit weiterhin differenziert und analytisch zu begleiten.

JANA PAULINA LOBE

Bericht über die 16. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil mit Begleitprogramm in Dresden von 9. bis 12. Mai 2024

Das Begleitprogramm nahm in der Mitgliederversammlung des netzwerk mode textil (nmt) im Jahr 2024 den größten Raum ein. Den Teilnehmenden eröffneten sich zahlreiche Möglichkeiten, Museen, Sammlungen, Archive, Werkstätten und Initiativen in und rund um Dresden zu besuchen. So schaffte es das örtliche Organisationsteam, die Vielfalt und Qualität der in dieser Region tätigen Kunst- und Kulturinstitutionen aufzuzeigen und diese selbst mit an Bord zu holen. Unter den 16 beteiligten Institutionen waren u. a. das Residenzschloss, das Museum für Sächsische Volkskunst, die Staatsoper Dresden, das Sorbische Museum, das Deutsche Damast- und Frottiermuseum oder die frottana Textil GmbH & Co. KG.¹ Allerdings mussten die Teilnehmenden bereits vor Anreise eine Auswahl treffen, weil

viele Besuche und Führungen gleichzeitig stattfanden. Das ermöglichte einerseits, sich ein individuelles Programm nach persönlichen Arbeits- und Interessensgebieten zusammenzustellen, andererseits schränkte es die Gelegenheiten zum Austausch untereinander und zum Netzwerken ein, was immerhin ein zentrales Anliegen des Vereins ist, das sich schon in seinem Namen abbildet.

Ausgenommen die optionalen gemeinsamen Abendessen in diversen Restaurants, waren einzig am Samstag alle nmt-Mitglieder und die als Gast Teilnehmenden an einem Ort versammelt, nämlich in der Hochschule für Bildende Künste Dresden (HfBK). Nach der Vereinskommunikation am Vormittag und einer anschließenden Führung durch die Werkstätten der Studienrichtungen Kostümgestaltung und Maskenbild bot sich die Möglichkeit, aktuelle Projekte und Arbeitsgebiete im *Offenen Forum* vorzustellen. Neun Vortragende nutzten diese Gelegenheit, obwohl auch heuer wieder die einzelnen Zeitslots sehr knapp bemessen waren.

Den Anfang machte *Katja Mieth* (Sächsische Landesstelle für Museumswesen, Chemnitz), die die Aufgaben der Landesstelle für Museumswesen – unter dem Motto *Zukunft braucht Herkunft* – vorstellte, deren Leiterin sie ist. Als Beratungsstelle bietet diese Unterstützung für sächsische Museen „in ihren Kernaufgaben“ und organisiert bzw. finanziert Projekte. Im Sächsischen Museumsportal² und über Publikationen werden Museen außerdem einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgemacht. Mieth ist es ein besonderes Anliegen, die durch die extrem schnelle Musealisierung von Betrieben nach der Wende entstandenen Industriemuseen und Schaufabriken nicht zu reinen Technikmuseen werden zu lassen, sondern Stadt- und Kulturgeschichte in ihnen zu verbinden. Im Textilbereich fördert die Stelle derzeit ein Projekt mit Lioba Keller-Drescher zu den *Trachtentafeln* von Adam Friedrich Zürner (1679–1742).

Als Übersetzerin ins Englische arbeitet *Dorothea Nicolai* (Kostümbildnerin, Designerin und Forscherin, Zürich) immer wieder

- 1 Zu manchen Stationen finden sich Berichte auf der Website des nmt: https://www.netzwerk-mode-textil.de/index.php?option=com_flexicontent&view=item&cid=144:mv&id=8401;jahresmitgliederversammlung-dresden-2024&lang=de&Itemid=365
- 2 www.sachsens-museen-entdecken.de

für den textil trainer³, den sie im Offenen Forum vorstellte. Der trainer ist eine digitale Plattform, die in Onlinekursen das selbständige Erlernen von Textilwissen ermöglicht, u. a. zu den Themen Fasern, Gewebe, Recycling oder Prozesse der textilen Produktionskette. Er dient dazu, Fachkräfte aus- und weiterzubilden, ist aber von allen Textilinteressierten benutzbar und wird von der TU Chemnitz und der chemmedia AG, einer auf E-Learning-Lösungen spezialisierten Firma, mit Mitteln der EU und des Freistaats Sachsen aufgebaut.

Helga Behrmann (Mode- und Kommunikationsdesignerin, Mannheim) schilderte zwei Fallbeispiele aus ihrer kultur- und sozialwissenschaftlich äußerst relevanten Dissertation über *Das Virtuelle Kleid*⁴, die sie 2023 an der Universität Potsdam fertiggestellt hatte: Sie analysierte die beiden Online-Shops Dress X und The Dematerialised⁵ als Teile des Metaverse, in dem Menschen über Avatare agieren, wobei der Bereich Fashion viele Angebote – u. a. *Gucci-Town*, diverse Shops oder Fashionweeks – und auch viele Nutzer*innen aufweist. Behrmann betonte, dass virtuelle Mode aufgrund des hohen Energieaufwandes für Server etc. nicht umweltfreundlicher als real produzierte Mode ist, dass sie aber über Storytelling verschiedene andere Bedürfnisse befriedigt wie die Vermittlung von emotionalen Werten und die Zugehörigkeit zu einer exklusiven Community.

Den Bestand *Firmenschriften*, einen vielleicht weniger bekannten Teil der Berliner *Sammlung Modebild – Lipperheidesche Kostümbibliothek* rief *Britta Bommert* (Kunstabibliothek, Berlin) in Erinnerung. Der Bestand, der demnächst über OPAC recherchierbar ist, setzt sich aus Broschüren, Plakaten, Präsentationen von Kollektionen, Pressemappen etc. zusammen und erhielt kürzlich zwei umfangreiche Neuzugänge, nämlich den Nachlass der ehemaligen Chefredakteurin der deutschen Vogue, Angelica Blechschmidt, und eine private Sammlung von Lookbooks japanischer Modedesigner*innen.

3 www.textil-trainer.de

4 Helga Behrmann: *Das Virtuelle Kleid. Eine Untersuchung zum Bedeutungswandel der Modeinszenierung durch die Verschiebung von der Materialität in die Virtualität.* Diss., Univ. Potsdam 2023, https://publishup.uni-potsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/deliver/index/docId/62026/file/behrmann_diss.pdf

5 <https://dressx.com/>; <https://thedematerialised.com/>

Ihre Masterarbeit legte *Sophie Buscher* (tim, Augsburg) dar. Sie hatte sich mit den *Indienne-Baumwolltextilien* auseinandergesetzt, die in der Videoarbeit *Nellie* (2023) von Fiona Tan eine Rolle spielen. Es handelt sich dabei um die Wandbespannung des sogenannten Vogelzimmers im Museum Van Loon in Amsterdam, dessen Stoff in England unter dem Titel *Der Affe und der Strauß* Ende des 17. Jahrhunderts hergestellt worden war.

Über ein überaus anregendes, partizipatives Projekt, das im Rahmen der Ausstellung *Planetopia*⁶ im Museum für Kommunikation Bern stattgefunden hatte, berichtete *Salome Egger* (Künstlerin, Kostümbildnerin und Designerin, Bern): Sie sammelte mündliche Geschichten der Besucher*innen über ihre Kleidungsstücke in Form von vor Ort angefertigten Zeichnungen der Illustratorin Jacky Gleich. Aus den Geschichten und Bildern erarbeitete sie schließlich eine Performance, die von Wertschätzung und Langlebigkeit erzählte.

Ein Projekt mit Studierenden, das in Zusammenarbeit mit dem Film- und Fasermuseum Wolfen entstand, stellte *Bettina Göttke-Krogmann* (Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle) vor. In vielschichtiger Auseinandersetzung mit der Firmengeschichte der *Film und Faserproduktion Wolfen*, welche die Umwelt von Wolfen-Bitterfeld nachhaltig verschmutzte, entstanden sechs Performances für das Festival Osten5 (Juni 2024).

Die ehemalige Vorsitzende des nmt, *Elisabeth Hackspiel-Mikosch* (Hochschule Fresenius, Düsseldorf, Prof. em.) nahm den Ort des Treffens zum Anlass, um spannende Erkenntnisse aus ihrer Dissertation vorzutragen. Sie hatte zur Hochzeit von Friedrich August, des späteren Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, und der Kaisertochter Maria Josefa von Österreich im Jahr 1719 recherchiert und war zur Erkenntnis gelangt, dass die enormen Summen, die für Kleidung und Ausstattung (z. B. für Schlittenfahrten) im Zuge der Brautwerbung in Wien ausgegeben worden waren, aus Sicht der Zeitgenoss*innen nicht Verschwendung (wie das heutzutage rückblickend auch in der Forschung oft vorgeworfen wird), sondern repräsentative Notwendigkeit waren, die letztendlich dazu führten, dass Friedrich August und nicht der Mitbewerber Karl Albrecht von Bayern zum Zug kam. Die Ausführung und Kostbarkeit der jeweiligen

Kleidung waren bei Hofe Zeichen für die Rangordnung und unterlagen daher klaren und einzuhaltenden Regeln. Ein Pferdegeschirr der von Friedrich August veranstalteten Schlittagen ist in den Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden erhalten geblieben und konnte im Rahmen der nmt-Jahresversammlung von all jenen, die beim Besuch der Textilrestaurierwerkstatt im Residenzschloss dabei waren, bestaunt werden.

Den Abschluss des Offenen Forums bildete *Dagmar Venohr* (Universität Oldenburg), die darauf hinwies, dass die Christoph Merian Stiftung Basel unter vielen anderen 2024 ein Projekt fördert, das sich mit Fair Fashion beschäftigt und u. a. erarbeiten soll, wie in Basel eine nachhaltig orientierte Textilfabrikation entstehen könnte.

Das nächste Treffen des nmt findet im Mai 2025 in Berlin statt.

KATHRIN PALLESTRANG

Bericht zur Jubiläumstagung *volkskundlich sammeln?*, Haus der Volkskulturen Salzburg, 20. September 2024, sowie Einblicke in die Ausstellung *Masken, Trachten, Kultobjekte. 100 Jahre volkskundlich sammeln* im Volkskunde Museum Monatsschlössl Hellbrunn von 4. Mai bis 1. November 2024

Die Jubiläumstagung *volkskundlich sammeln?* fand am 20. September 2024 in der Stadt Salzburg im Haus der Volkskulturen statt. Der Veranstaltungsort verweist bereits auf die breite Zusammenarbeit unterschiedlicher Salzburger Institutionen, die neben anderen zu Fragen des *volkskundlich sammeln* berichteten bzw. darüber reflektierten: Neben dem Salzburg Museum, das dieses Jahr 100 Jahre Volkskunde Museum im Monatsschlössl feiert, und dem Salzburger Freilichtmuseum, das heuer 40 Jahre besteht, waren das Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, die Salzburger Volkskultur und das Referat Volkskultur, kulturelles Erbe und Museen beteiligt.

Der sonnige Spätsommertag, an dem diese Veranstaltung stattfand, ließ beinahe vergessen, dass durch ein katastrophales Unwetter und Hochwasser in den Tagen zuvor, welche vor allem den

Osten Österreichs und die Westbahnstrecke schwer betroffen hatten, einige Kolleg*innen nicht zur Tagung anreisen konnten.

Beispielsweise fehlte Sabine Fauland (Museumsbund Österreich) und deshalb übernahm *Karl Berger* (Tiroler Volkskunstmuseum) nach der Begrüßung durch *Martin Hochleitner* (Salzburg Museum) und *Lucia Luidold* (Referat Volkskultur, kulturelles Erbe und Museen) die Moderation des Tages. Vor allem Bergers striktem und routiniertem Zeitmanagement und detaillierten Diskussionsvorgaben war es zu verdanken, dass auch für die Pausen und den informellen Austausch ausreichend Zeit blieb.

Die Tagung gliederte sich in vier gut strukturierte Panels, die von grundsätzlichen Überlegungen zum volkskundlichen Sammeln über die Salzburger Landeskunde zu den Entwicklungen vor und nach der Gründung des Salzburger Volkskunde Museums 1924 führten. Das letzte Panel leitete über in die Gegenwart und involvierte alle Teilnehmenden in weiterführende Überlegungen zum Umgang mit Sammlungen.

Im einleitenden Vortrag setzte sich *Konrad Kuhn* (Universität Innsbruck) mit den „Nutzungen und Belastungen“ von (volkskundlichen) Sammlungen auseinander und ordnete damit auch das Sammeln im und für das Salzburger Volkskunde Museum in eine umfassendere Wissens-, Fach und Museumsgeschichte ein. Er verstand dabei diese Sammlungen und die in ihnen angehäuften Objekte als lebendige Wissensspeicher, die unterschiedlich genutzt wurden und immer noch und immer wieder anders genutzt werden. Gleichzeitig würden sie durch die spezifische Situiertheit (Zeiten, Orte, kulturelle, soziale und politische Kontexte) (volkskundlicher) Dinge bei unzureichender Bestimmung der Herkunftszusammenhänge bzw. bei geringer Transparenz der weltanschaulich oder auch persönlich motivierten „absichtsvollen Praktiken“ des Sammelns auch zu „Belastungen“ werden können. Kuhn verwies auf die bereits bestehende Aufarbeitung der NS-Zeit in Salzburg¹ und betonte dabei, dass die Aufarbeitung dieser Zeit allein nicht ausreiche. Vielmehr tue, so

1 Vgl. beispielsweise Michael Josef Greger, Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Friederike Prodingler (1913–2008) und das Salzburg Museum. In: Anschluss, Krieg & Trümmer. Salzburg und sein Museum im Nationalsozialismus (= Jahresschrift des Salzburg Museum, Band 60). Salzburg Museum, Salzburg 2018, S. 217–229.

Kuhns Sensibilisierungsversuch, entsprechend den Debatten und Ansätzen rund um koloniales Erbe allgemein eine „Wieder- und Neubeschäftigung“ mit den jeweiligen Sammlungen Not, um auch „mit-gesammelte“ Hierarchien und Ungleichheiten in sogenannten bzw. definierten „Randgebieten“ und Peripherien im Inneren oder Nahegelegenen erkennen und benennen zu können.

Anders grundlegend gestaltete sich der Beitrag des ehemaligen Archivars des Salzburger Landesarchivs *Hubert Schopf* (Gesellschaft für Landeskunde, Salzburg), der sich mit der frühen Landeskunde und deren Bemühungen zur Bestimmung und Sammlung von Salzburg-Spezifika beschäftigte. Als Quelle dienten ihm die ersten Bände der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (1860 bis 1920). Diese bildungsbürgerliche Vereinigung verfolgte einen recht weiten Landeskundebegriff. Intensiver mit der Geschichte des Landes beschäftigte sich der Gründer und wichtige Akteur der Gesellschaft Franz Valentin Zillner. Er verfasste nicht nur einen Beitrag über das Salzburger *Volksleben* im sogenannten Kronprinzenwerk und eine dreibändige Geschichte der Stadt Salzburg, sondern startete schon früh in den Mitteilungen einen Sammlungsauftrag zu Sagen und Bräuchen im Land Salzburg. Schopf arbeitete heraus, dass sich bis 1920 zwar gewisse Konjunkturen hinsichtlich volkskundlichen Sammelns und Forschens (z. B. zunächst immaterielle, später zudem materielle Kultur wie etwa die Hausforschung) ergeben hatten, diese aber immer wieder hinter den historischen Bearbeitungen zurückblieben.

Nach der ersten Pause, die wie alle folgenden zu angeregtem und interessiertem Austausch genutzt wurde, standen im zweiten Panel zum einen Prozesse der Institutionalisierung kanonisch-volkskundlicher Kompetenzbereiche im Mittelpunkt und zum anderen zwei „Pioniere“ des volkskundlichen Sammelns in Salzburg.

Hieronymus Bitschnau (Salzburger Volkskultur, Regional- und Popularkultur) und *Wolfgang Dreier-Andres* (Salzburger Volkskultur und Salzburger VolksLiedWerk) zeichneten detailliert und durch Abbildungen unterstützt die Entwicklungen und die Etablierungen sowie die sozialen und ideologischen Verbindungen des 1908 gegründeten „1. Österreichischen Reichsverbandes für Alpine, Volks- und Gebirgstrachtenerhaltungs-Vereine“ mit Sitz in Salzburg und des „Österreichischen Volkslied-Unternehmens“ in Salzburg nach. Der Reichsverband befand sich, wie Bitschnau hervorhob,

innerhalb diverser Spannungsfelder, beispielsweise zwischen Mode, Moderne, Tourismus und Traditionsbewusstsein oder auch zwischen der ursprünglich stark bayerisch geprägten Trachtenbewegung und dem Willen, eine vestimentäre Manifestation in Form von Salzburger Tracht(en) zunächst zu erheben und in Folge zu gestalten. Dazu diente die 1910 gegründete „Landeskommission“², die neben anderen Aufgaben zu Tracht über Feldforschung und Fragebögen Informationen einholte. Ungefähr zur selben Zeit, nämlich 1908, etablierte sich der „Arbeitsausschuss für das Volkslied in Salzburg“, ein Beispiel dafür, wie in der Monarchie zunehmend private Sammlungsinteressen und Sammlungen von Institutionen übernommen wurden. Dreier-Andres verwies hier auf das ausgeprägt deutsch-nationale Milieu, das Personen und Vereine rund um „Turnerbund“, „Deutscher Schulverein (Südmark)“, „Verein für Heimatschutz“ oder den radikalisierten „Wandervogel“ des „Verein Treuvolk“ vereinte.

Nicht von Vereinen, sondern von markanten Persönlichkeiten der Salzburger Volkskunde bzw. Landeskunde ausgehend, erfasste *Monika Brunner-Gaurek* (Referat Volkskultur, kulturelles Erbe und Museen, Regionalmuseen) die Kontexte der 1904 am Museum Carolino Augusteum (heute Salzburg Museum) gegründeten volkskundlichen Abteilung. Sie ordnete den weit über Salzburg hinaus in volkskundlichen Kreisen einflussreichen Karl Adrian (1861–1949) und Sebastian Greiderer (1862–1928), beide Lehrer, in die zeitgenössischen Strömungen der Heimatschutzbewegung ein, die speziell in Salzburg eine „Bewahrung der bäuerlichen Welt“ anstrebte. Besonders hervorzuheben ist, dass neben dem entsprechenden Aufsammlen materieller Kultur *Heimatbindung* und auch *Heimatbildung* im Vordergrund standen, wie sie etwa in Geselligkeitsvereinen bei *Heimatabenden* oder *Bauernhochzeiten* praktiziert wurden. Brunner-Gaurek markierte diese als „schöpferische Gestaltungsprozesse“ und verdeutlichte so die lange wirkmächtige Konstruktionsarbeit von Personen wie Adrian und Greiderer und ihren Netzwerken.

Im dritten Panel widmeten sich die Vortragenden u. a. den beiden Institutionen mit diesjährigen Jubiläen, ihren Genesen sowie

2 „Landeskommission betreffend Förderung und Hebung der Salzburger Eigenart in Tracht, Sitten und Gebräuchen“

ihren gegenwärtigen Herausforderungen. *Anna Engl* (Leiterin der Sammlung Volkskunde, Salzburg Museum), die Kuratorin der aktuellen Ausstellungen im Volkskunde Museum im Monatsschlössl Hellbrunn, gab gemeinsam mit ihrem Kollegen *Andreas Zechner* (Handschriften und Druckwerke, Salzburg Museum) nicht nur Einblicke in die hundertjährige Geschichte der Sammlung, sondern stellte auch vor, wie aktuell und in Zukunft die Archiv-, Sammlungs- und Bibliotheksbestände zur volkskundlichen Forschung in Salzburg genutzt werden können. Das Projekt *Volkskundlich sammeln in Salzburg* dient dazu, umfänglich Materialien zu ordnen, zu bearbeiten und zu digitalisieren. Diese vielversprechenden Arbeiten zur Reflexion, zur kulturalanalytischen Auseinandersetzung und Aufarbeitung rund um die Gründung des Volkskunde Museums im Monatsschlössl 1924 zeigten nicht nur die Ausführungen von Engl, sondern bilden sich auch in der hier weiter unten behandelten dortigen Jubiläumsausstellung ab. Anhand von sechs Objekten bzw. Objektgruppen (Mauterndorfer Samson, Regionaltrachten am Beispiel eines Bauern und einer Bäuerin aus dem Flachgau, Wachswaren, Masken, Präsentieren von Traditionen im öffentlichen oder wissenschaftlichen Raum, Primizkrone) stellte sie in ihrem Tagungsbeitrag vor, in welchen historischen wie auch gegenwärtigen Dimensionen über die Sammlungen, über Sammlungsintentionen, Sammlungsverwaltung sowie Sammlungspräsentation nachgedacht werden kann.

In historische wie gegenwärtige Sammlungsstrategien im Freilichtmuseum gewährte *Michael Span* (Salzburger Freilichtmuseum) Einsicht. Er blickte auf das vierzigjährige Sammeln von als „regionaltypisch“ identifizierten „Häusern und Gebäuden“ zurück und verfolgte speziell die Ideen und Konzepte des Gründers und langjährigen Direktors Kurt Conrad (1919–1994). Laut diesem sollte das Freilichtmuseum in Großmain ein „Spiegelbild aller Salzburger Hauslandschaften“ sein. Dass gerade die Hausforschung immer auch, wenn nicht sogar besonders, weltanschaulich ausgerichtet war, verdeutlichte Span, als er von Sammlungsentscheidungen bzw. Objektaufnahmen im Sinne von „Identitätspolitik“ sprach. Die Entscheidung von Conrad etwa, Volkskunde in den 1970er Jahren nicht mehr nur als Bauernkunde, sondern weiter zu fassen, führte in der Gegenwart – so Span – dazu, dass beispielsweise „Urlaub am Bauernhof“ in Großmain ausgestellt und thematisiert wird.

Michael Greger und *Vivienne Marquart* (beide Salzburger Landesinstitut für Volkskunde) stellten zwei außermuseale Sammelpersönlichkeiten vor, deren Legate im Archiv des Landesinstituts für Volkskunde aufbewahrt werden. Die Vortragenden kennzeichneten die Sammlungsmotivation der beiden Sammelnden mit großem Interesse an Immateriellem, als „bürgerliches Hobby und Lehrerfleiß“. Die Grafikerin und Tanzpädagogin *Ilka Peter* (1903–1999), die die Sommerfrische nach Salzburg geführt hatte, widmete sich vor allem der Erforschung und (u. a. filmischen) Aufzeichnung von Tänzen und Bräuchen. Der im Pinzgau tätige Lehrer und Heimpfleger *Richard Treuer* (1903–1982), später Bezirksschulinspektor, arbeitete mit Fragebögen und Aufsätzen an Schulen zu Bräuchen.

Die reichhaltigen Vorträge aus den ersten drei Panels fanden ihre Ergänzung im letzten Panel, das den Fokus in Richtung künstlerische Bearbeitung und Austausch verschob. Es führten zunächst die Fotografin *Anna Aicher* und der Direktor des Salzburg Museum *Martin Hochleitner* ein Gespräch zu „künstlerischer Auseinandersetzung mit Sammlungen“, dessen Ausgangspunkt die Fotoarbeiten von Aicher waren. Hochleitner befragte Aicher zu ihren konzeptuellen Ideen und konkreten Umsetzungen anhand von Beispielen wie dem Projekt *Like Father, Like Son* (2020), das sie in Zusammenarbeit mit der Galerie Fotohof und dem Salzburger Freilichtmuseum umgesetzt hatte. Es war mit dem Thema der Tagung verbunden, weil Aicher in diesem stark autobiographisch geprägten bzw. motivierten Projekt Personen ins Zentrum stellte, die an Brauch- und Traditionsveranstaltungen im Land Salzburg teilnahmen.

Anschließend teilten sich die Tagungsteilnehmenden je nach bereits zu Beginn vergebenen Farbpunkten in drei Diskussionsrunden auf, die von Kolleg*innen aus den veranstaltenden Institutionen geleitet und deren Ergebnisse später dem gesamten Publikum präsentiert wurden. Die Mitglieder der drei Gruppen, die aus anderen Museen, aus anderen Bundesländern oder auch von universitären Institutionen kamen, diskutierten zu den Potenzialen und Erkenntniszielen in und aus (volkskundlichen) Sammlungen und darüber, wie demokratisch respektive undemokratisch die jeweiligen Sammlungen denn seien. Sie regten dazu an, über partizipatives Sammeln nachzudenken sowie darüber, wie gelungene Strukturen für zukünftiges Sammeln aussehen könnten. Mit der abschließenden Zusammenschau

der Gruppengespräche endete die Tagung, die einen gelungenen Austausch bot und darüber hinaus das institutionell, thematisch und persönlich gut vernetzte Arbeiten in Salzburg zeigte.

Während sich die Jubiläumstagung im Haus der Volkskulturen vorwiegend mit den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Netzwerken der Volkskunde in Salzburg auseinandersetzte, widmet sich die im Mai dieses Jahres eröffnete Ausstellung *Masken, Trachten, Kultobjekte. 100 Jahre volkskundlich sammeln* den Netzwerken und Logiken der als volkskundlich gesammelten und ausgestellten Dinge. Es handelt sich dabei um die neue „Dauerausstellung“ im Volkskunde Museum im Monatschlössl in Hellbrunn. Sie ist jeweils von Mai bis November für die nächsten fünf Jahre zu sehen.

Die Ausstellung befindet sich im obersten Geschoß des Monatsschlössls. Besuchende gehen also bereits an den Stuben im Erdgeschoß und an der Sonderausstellung im ersten Stock (aktuell *Wasser – genießen nutzen fürchten*³) vorbei, um dann mit der Sammlungs- und Wissenschaftsgeschichte der Salzburger Landesvolkskunde konfrontiert zu werden. Prinzipiell werden die Texte und Informationen im gesamten Ausstellungsbereich auf Deutsch und Englisch angeboten, eine Kurzzusammenfassung zu Beginn auch in „einfacher Sprache“.

Die Ausstellung schafft es, die vielschichtigen, historisch-volkskundlichen Narrative und Deutungen mit aktuellen, kulturanalytischen in Beziehung zu setzen. Dabei ist das Grundkonzept der Ausstellung gut gewählt: Die vor hundert Jahren offiziell beginnende, weil museal institutionalisierte, Geschichte der Sammlung wird über Objekte und besonders prominente Objekttypen erzählt, die bereits in der allerersten Dauerausstellung zu sehen waren, allen voran Klassiker frühen volkskundlichen Ausstellens, nämlich *Masken, Trachten, Kultobjekte*.

Damit wollten die damaligen Hauptakteure Julius Leisching (1865–1933, ab 1921 bis 1933 Direktor des Museums Carolino Augusteum) und speziell der einflussreiche Kustos Karl Adrian dem Publikum

3 Die Ausstellung war bzw. ist von 6.5. bis 1.11.2023 und von 23.3. bis 1.11.2024 zu sehen. Dazu ist auch ein Ausstellungskatalog erschienen. Anna Engl (Hg.): *Wasser – genießen nutzen fürchten* (= Ausstellungskatalog des Salzburg Museum, Bd. 61), Salzburg 2024.

„das Bild eines einfachen, bäuerlichen Landlebens anschaulich vor Augen führen“, wie es im Einleitungstext heißt. Auf diese erste Präsentation, die auch Stuben und einen „Saal der Feste“ beinhaltet, wird in der jetzigen Ausstellung verwiesen, und es wird deutlich, wie und warum die Objekte damals ausgewählt und inszeniert wurden. Auch erfährt man auf einer Metaebene einiges über die museale volkskundliche Ausstellungs-, Forschungs- und Sammlungspraxis.

In der Ausstellung fallen die großen bzw. spektakulären Ausstellungsstücke wie etwa der Mauterndorfer Samson, die Pongauer Spiegelpercht, die anregend inszenierten (Perchten-)Masken und nicht zuletzt die unterschiedlichen Trachtenfigurinen in der neu arrangierten, raumhohen Trachten- und Möbelvitrine ins Auge. Kontrapunktisch steht dazu die Station der Wachswaren der Wachswarenfabrik Gebrüder Weinkramer, die 1912 in die Sammlungen des damaligen Museum Carolino Augusteum eingegangen sind. Diese kleinen, sehr feinen und in ihrer Gestaltung überraschenden Objekte (*Kindersegen*, Obst mit eingearbeiteten Figuren, Käse mit Krippe, Tiere, ...) regen ganz anders zum Hinschauen an, ihnen nähert man sich behutsamer als anderen Objekten.

Die Objekte und Objektgruppen werden in sechs Abschnitten präsentiert und mit je einer dreigeteilten Text- und Informationsstation kontextualisiert. Zusätzlich zu diesen allgemeinen, kulturhistorischen Einordnungen können sich die Besucher*innen anhand bereitgestellter Tafeln zu manchen Objekten in deren wechselhafte, detailreich recherchierte Objektbiographien vertiefen. Diese machen Lesefreude, auch weil sie anhand kleiner Anekdoten oder Auffälligkeiten des Objekts selbst gute Geschichten anbieten, und zusätzlich seine Geschichte in den Sammlungen, die Museumsarbeit allgemein, das volkskundliche Forschen und Sammeln sowie weltanschauliche Implikationen miterzählen. Ergänzend gibt es zu den Informationsstationen jeweils Medienstationen mit Interview- oder Filmausschnitten.

Diese Ausstellung macht fach- und sammlungsgeschichtlich Interessierten ebenso wie einem breiten, nicht einschlägig vorinformierten Publikum vielfältige Angebote, womit hier ein Besuch in der nächsten Saison empfohlen ist.

Klaus Schönberger und Horst Peter Groß (Hg.): Heimat. Beiträge zu einem Ort, an dem noch nie jemand gewesen ist (= Reihe „Klagenfurter Interdisziplinäres Kolleg“, Band 12). München/Wien, Profil Verlag, 2024. 168 S. m. Abb.

Im Frühjahr 2024 haben die Initiator*innen des Klagenfurter Interdisziplinären Kollegs einen neuen Band der inzwischen zwölf Publikationen umfassenden Reihe vorgelegt. Passend zu einem der großen Themen der Zeit, Heimat – Identität – Migration, fand im Sommersemester 2021 unter dem Titel *HEIMAT – global/lokal (glokal)* ein interdisziplinäres Studierendenkolleg statt, dessen Beiträge nun in Buchform erschienen sind. Master- und Promotionsstudierende aus ganz unterschiedlichen Fachbereichen wie der Angewandten Kulturwissenschaft, der Erziehungswissenschaft, der Geografie, der Pädagogik, der Psychologie, der Digital Humanities, von verschiedenen Lehramtsstudiengängen und der Volkswirtschaft, hatten sich getroffen, um sich gemeinsam aus ganz unterschiedlichen Fachrichtungen diesem wichtigen Themenbereich anzunähern.

Ganz wie es in der Tradition dieser Reihe steht, wird auch hier ‚ein heißes Eisen‘ der gesellschaftlichen Debatte aufgegriffen, um in Zeiten multipler globaler und lokaler Krisen zentrale stereotype Wahrnehmungs- und Handlungsmuster aufzudecken und zu dekonstruieren. Dies gelingt über den ganzen Band hinweg ganz wunderbar. Roland Wolfgang Peball (Kulturwissenschaftler, Universitätsassistent (Praedoc) am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) fragt in seinem Beitrag *Nostalgie, Abwesenheit, Verteidigung: Deutungsmuster von Heimat im Diskurs* zum Beispiel: „Was ist Heimat? Wo ist sie zu finden?“ Er stellt dabei u. a. fest, dass sich das Konstrukt Heimat individuell oftmals relativ einfach „verorten“ ließe. Kompliziert werde es jedoch, je allgemeiner, je umfassender, je kollektiver der Begriff eingegrenzt werden soll. Dabei ist es Peball ein Anliegen, sich *Heimat* von ihrer „funktionelle[n] Seite“ zu nähern und damit ihre(n) Bedeutung(swandel) vor allem auf politischer, aber auch auf kommerzieller Ebene offenzulegen.

Einen anderen wichtigen Aspekt von *Heimat* greift Miriam Fahimi (Sozialwissenschaftlerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Digital Age Research Center (D!ARC) der Alpen-Adria-Universität

Klagenfurt) auf. Unter dem Titel *Die Codierung unserer Heimat ist euer Albtraum: Kritische Überlegungen zu Predictive Policing* untersucht sie georeferenzierte und vorausschauende Polizeiarbeit. Diese versucht, „für bestimmte Orte auf Basis algorithmenbasierter Modelle das Risiko für ein zukünftiges Kriminaldelikt zu berechnen“. Seit Februar 2022 werde die österreichische Polizeiarbeit durch georeferenzierte Fallanalysen unterstützt. Fahimi untersucht in ihrem Beitrag exemplarisch das sogenannte *predictive policing* zur Vorhersage von häuslicher Gewalt und sieht darin die (Re-)Produktion eines rückwärtsgewandten Heimatbegriffs, die den „Praktiken einer emanzipatorischen Neubesetzung des Heimatbegriffs“ im Wege steht.

Neben diesen beiden Beiträgen versammelt der Band sechs weitere Aufsätze. Diese beschäftigen sich mit der Empiriegeladenheit des Heimatbegriffes und seiner politischen Verwendbarkeit (Lukas Milo Strauss), einem kulturwissenschaftlichen Blick auf Heimatanschauungen und christlichen Glauben (Sophia Fritzer und Johanna Steindl), dem Heimatverständnis von fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen (Horst Kanzian), der kritischen Kartierung von Heimat und deren Möglichkeiten bzw. Grenzen als Methode zur inklusiven Gestaltung derselben (Katharina Kavallar und Verena Reumüller). Zwei Aufsätze thematisieren philologische Aspekte, nämlich die *Sprache der Heimat* (Lisbeth Gangl-Schwarz) und *Heimaterzählung(en): Interdisziplinäre Betrachtungen des Potentials Narrativer Landkarten aus der Perspektive von Geografie und Psychoanalytischer Pädagogik* (Felicitas Kübler und Agnes Stephenson).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Band durch seine interdisziplinäre Verschränkung und seine ‚junge Perspektivierung‘ spannende, neue Sichtweisen auf die Wahrnehmung und den funktionalen Charakter des Begriffes „Heimat“ zu werfen vermag. Die Autor*innen schaffen es allesamt, vielschichtige Zusammenhänge zu kennzeichnen und zu dechiffrieren, sie aber auch neu zu verorten. Sie zeigen damit auf, welch fundamentalen, erhellenden, aber auch (ent)spannenden Beitrag die Wissenschaft – und hier vor allem die Geistes- und Sozialwissenschaften – in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen kann.

Stephanie Schmidt: Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit. Bielefeld 2023, 364 Seiten.

Seit einigen Jahren lassen sich in der öffentlich-politischen und medialen Diskurslandschaft vermehrt Verhandlungen des Themas Polizeigewalt verzeichnen. Wenngleich in diesem Zusammenhang häufig auf rassistische Polizeigewalt in den USA rekurriert wird, zeigen aktuelle Studien und Erfahrungsberichte Betroffener, dass (rassistische) Polizeigewalt auch in Österreich und Deutschland eine immer sichtbarere Problematik darstellt.¹ Damit rückt die Institution Polizei verstärkt in die Aufmerksamkeit juristischer und politischer Auseinandersetzungen.

In ihrer Studie *Affekt und Polizei. Eine Ethnografie der Wut in der exekutiven Gewaltarbeit* analysiert Stephanie Schmidt das Feld der Polizeiarbeit aus ethnografischer Perspektive. Als *violence worker* zählt die Gewaltausübung als Tätigkeit zum Beruf und Arbeitsalltag von Polizist:innen. Die Autorin beleuchtet, wie mit Gewaltarbeit verbundene emotionale Erfahrungen und deren Ausdrucksformen innerhalb des Polizeialltags nicht nur das Handeln und Verhalten der Beamt:innen beeinflussen, sondern auch in die Strukturen und Dynamiken der Polizeiarbeit hineinwirken. Auf Basis eines praxistheoretischen Zugangs diskutiert Schmidt Relationen zwischen einzelnen Akteur:innen, Diskursen und Praktiken. In mehreren Hauptkapiteln analysiert sie verschiedene affektive Dimensionen und deren Vielschichtigkeit in der Gewaltarbeit der Polizei als anthropologisches Forschungsfeld. In den jeweiligen Unterkapiteln verhandelt die Autorin Spannungsfelder, implizite Normen und Widersprüchlichkeiten anhand empirisch erhobener Fallbeispiele.

Zu Beginn der Studie steht eine fundierte Einführung in die theoretischen Konzepte von Affekt und Emotion. Anhand von Ansätzen der kulturanalytischen Emotionsforschung stellt die Autorin einflussreich wichtige kulturanalytische, soziologische und psychologische Theorien und Modelle vor, die den Rahmen für ihre Analyse bilden.

1 Vgl. Amnesty International: Polizeigewalt in Österreich, <https://www.amnesty.at/themen/polizeigewalt/polizeigewalt-in-oesterreich/> (Zugriff: 26.3.2024).

Dabei bildet der praxistheoretische Zugang des *doing anger* nach Arlie R. Hochschild und Monique Scheer eine zentrale Denkfigur in Schmidts Analyse. In der Studie beleuchtet die Autorin Emotionen, wie Wut, Aggressivität oder Zorn, in situ (im konkreten Polizeivollzug) und sieht sie weder als vorsozial noch vorkulturell, sondern vielmehr als durch (performative) Praktiken aktiv hervorgebracht und gestaltet. Schmidt analysiert diese Herstellung von Emotionen als inkorporiertes Wissen, welches sich auch in die polizeilichen Körper und deren exekutive Gewaltarbeit einschreibt und durch diese hervorgebracht wird. Das Feld, von Schmidt gedacht als Assemblage und charakterisiert durch feine Vernetzung verschiedener Komponenten, liegt dabei immer im Kontext von sich verändernden sozialen und kulturellen Einflüssen.

In der Analyse der Polizei als anthropologisches Forschungsfeld füllt Schmidts qualitative Studie eine bisherige Leerstelle: Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der Institution Polizei behandelten bisher vor allem juristische oder organisatorische Aspekte. So steht die Polizei unabhängigen qualitativen Forschungen in Deutschland nach wie vor eher skeptisch gegenüber. In dichten Beschreibungen schildert die Autorin den Prozess des Zugangs zum Feld. Dadurch erhält der:die Leser:in erste wichtige Kontextualisierungen über die bürokratische Strukturierung der Institution Polizei und deren Logiken. Schmidts breitgefächertes methodologisches Werkzeugkoffer umfasst qualitative und quantitative Methoden. Die im Zentrum stehenden Interviews² mit Polizist:innen sowie mit *polizeilichem Gegenüber*³ und teilnehmenden Beobachtungen im Rahmen von täglichen Arbeitsroutinen und Einsätzen werden ergänzt durch Diskursanalysen, das Sammeln von Materialien aus dem Feld und statistische Erhebungen.

Die Untersuchung thematisiert, wie institutionelle (staatliche) Strukturen und implizite Normen innerhalb der Polizei den

- 2 Diese reichen von beginnenden explorativen Interviews über stärker leitfadensorientierte bis hin zu narrativen und Gruppeninterviews mit Bezug auf gemeinsam Erlebtes.
- 3 Dieser polizeiliche Konterpart stellt eine zentrale dichotome Grenz-ziehung, häufig im Sinne einer Wir-und-die-anderen-Figuration, dar, auf die an späterer Stelle noch eingegangen wird.

Ausdruck und das Management von Emotionen beeinflussen. Damit verknüpft behandelt die Autorin im zweiten Hauptkapitel ihrer Studie Aspekte von Emotion in Zusammenhang mit Ordnung und dem Anspruch von Neutralität. Letzterer stellt ein zentrales Ideal polizeilicher Arbeit dar. Das Ideal des neutralen Handelns zeigt sich etwa in der (rechtlich normierten) Herstellung einheitlicher bürokratischer Verfahren, der Verwendung formalisierter Sprache und nicht zuletzt im Tragen der Uniform als „eines der zentralen Insignien staatlicher Herrschaft“ (S. 88). Mit dem Tragen der Uniform wird also auch gelernt, Polizei und damit die exekutive Staatsgewalt ‚richtig‘ nach außen zu repräsentieren. Schmidt verdeutlicht zudem, wie durch Uniformierung Kollektivität innerhalb der Institution und Repräsentation, Distinktion sowie Schutz nach außen hergestellt und im Rückwirken auf den Körper der Tragenden soziale Handlungsmuster erzeugt und strukturiert werden. Gleichzeitig tritt auch der disziplinierende Charakter der Uniform zutage. Die zu Beginn thematisierte soziale Praxis des *doing anger* überträgt die Autorin auf die „Habitusarbeit“ (S. 95) des staatlich-herrschaftlichen Uniformtragens, auf *doing* Staatsgewalt. Eine weitere wichtige Praxis dieses *doings* ist das Sprechen der Polizist:innen im Austausch mit der Öffentlichkeit. Hier zeigt sich, wie Emotionen nicht nur individuelle Entscheidungen beeinflussen, sondern auch die Dynamiken innerhalb von Polizeiteams und deren Interaktionen mit der Öffentlichkeit. Im Sprechwechsel zwischen informeller und formell-bürokratischer Sprache werden beispielsweise polizeiliche Strategien im Umgang mit Nähe und Distanz zu Bürger:innen veranschaulicht. Besonders der Gebrauch einer formellen Sprache (bei der Emotionen im Verborgenen gehalten werden) exponiert Polizist:innen als „sprechenden Staat“ (S. 123). Dies schafft maximale Distanz zu Bürger:innen und stellt, letztlich auch durch Entpersonalisierung des:der individuellen Beamt:in, scheinbar sprachliche Objektivität und Legitimität her. In der Darstellung des bürokratischen Sprechens macht Schmidt die Verschränkung von *doing* Staatsgewalt, Habitusarbeit und entemotionalisierter Positionierung als Polizist:in sichtbar.

Der dienstlichen Exponiertheit und potenziellen Eskalation steht im polizeilichen Arbeitsalltag auch viel, häufig als langweilig erlebte, bürokratische Arbeit und Routine gegenüber. Dabei wird deutlich, dass die Polizei in ihrem Kern eine bürokratische

Organisation ist, in der das Durchsetzen von Vorschriften und Regeln mit der Produktion von Papierdaten und digitalen Daten verbunden ist. Die Autorin bezieht sich auf David Graeber, der Polizist:innen als „Bürokrat:innen mit Waffen“ sieht (S. 86). Als waffentragende Bürokrat:innen sind deren alltägliche Praktiken und Interaktionen eng mit dem Begriff der gesellschaftlichen Ordnung verbunden. In der Betrachtung der historischen Gewachsenheit von Ordnung als handlungsleitende Vorstellung gesellschaftlichen Zusammenlebens (inklusive zahlreicher expliziter und impliziter Regeln und Vorstellungen) analysiert Schmidt das polizeiliche Selbstverständnis, „Teil der guten Ordnung“ zu sein und Sicherheit herzustellen, auch in ihren subtileren Formen herrschaftlicher Verstrickungen.

Besonders im abschließenden Analysekapitel des zweiten Hauptteils zur Wirkungsweise von Emotionen und damit verbundenen Narrativen präsentiert Schmidt ihre empirischen Ergebnisse anhand detaillierter Fallstudien. Anhand der Analyse von Wutfigurationen (sowohl seitens der Polizist:innen als auch *des polizeilichen Gegenübers* als polizeilicher Konterpart) zeigt die Autorin deren Verquickungen mit Grenzziehungen, Differenzkategorien und Selbstfigurationen. Diese Figuren sind Prozesse, in denen „kulturelle Figuren entstehen, verbreitet, umgedeutet und angeeignet werden“ (S. 171). Darin wird deutlich, dass und auf welche Arten polizeiliche Selbstfigurationen und Identitäten durch Abgrenzung zum Arbeitsgegenstand, nämlich in diesem Falle die Aggressionen anderer Personen, die es mit Foucault zu *polizieren* gilt, funktionieren. Eng damit verknüpft gestalten sich narrative Praxen, mit denen „sinnstiftend die Welt geordnet und Komplexität reduziert wird“ (S. 173). Zudem wirken diese alltäglichen Erzählungen und Kommunikationspraxen identitätskonstruierend und repräsentieren persönliche Einstellungen. Aus diesen werden auch stets übergeordnete Narrative sichtbar (wie das Narrativ, welches die Polizei als „Teil der guten Ordnung, die verteidigt werden müsse gegen Irritationen, Unordnung und einem eindringenden Chaos“ (S. 169) rahmt). Diese Narrative forcieren im Kollektiv zugleich Legitimität und Glaubwürdigkeit. Der polizeiliche Arbeitsalltag und Wut als affektive Praxis werden so als vom Kollektiv getragen sichtbar.

Im Untersuchen spezifischer Situationen, in denen Emotionen, Aggressionen und Gewalt eine zentrale Rolle spielen, wie etwa

in Stresssituationen oder Konflikten, erschließt die Autorin das Feld in anschaulicher Weise. Besonders aufschlussreich sind Schmidts Analysen von Situationen hoher emotionaler Intensität, wie etwa Geiselnahmen, Verhaftungen unter Gewaltandrohung, oder Fälle von häuslicher Gewalt. In diesen treten antagonistische Figurenpaare (etwa Polizei – Demonstrant:innen) auf, Heldenerzählungen oder die Vorstellung der Polizei als „Hüterin einer verletzbaren Grenzlinie, die zwischen der bereits erwähnten *guten Ordnung* und dem gesellschaftlichen und gewaltförmigen Chaos steht“, sowie die Figur des „*aufrechten Polizisten*“, der stets verwoben ist mit Vorstellungen von Neutralität, Unabhängigkeit und Gerechtigkeit (S. 179). Die Autorin löst so den vermeintlichen Widerspruch zwischen Emotionalität und Gewalthandlung auf und verdeutlicht, wie diese in spezifischer Weise miteinander verknüpft sind. Nicht unerwähnt bleiben darf an der Stelle die, im Laufe der Studie wiederkehrende, Analyse stigmatisierender, diskriminierender und marginalisierender Praxen (wie klassistischer Zuschreibungen oder Praxen und Verhandlungen des Racial Profiling) in der polizeilichen Gewaltarbeit, die nicht selten weitreichende Folgen für Betroffene haben.

Stephanie Schmidt bietet eine differenzierte Kartierung der alltagsweltlichen und affektiv-emotionalen Landschaft der Polizeiarbeit und deren weitreichender Konsequenzen für die polizeiliche Praxis. Dabei berücksichtigt Schmidt sowohl individuelle Emotionen als auch kollektiv-affektive Dynamiken innerhalb der Institution Polizei. Im Verständnis von Ethnografie als radikal-konstruktivistisches Unterfangen reflektiert die Autorin kontinuierlich ihre eigene Rolle sowie ihre körperliche und emotionale Involviertheit und stellt dar, wie diese sich in der Dynamik des Feldes verändern und umgekehrt auf die Dynamik rückwirken. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse verdeutlichen die Relevanz ethnografischer Forschungen hinsichtlich staatlicher Institutionen. So stellt Schmidts Analyse sowohl für Forschende als auch Polizeipraktiker:innen und Entscheidungsträger:innen eine erhellende Lektüre dar. Wenngleich die Autorin die demographische Positionierung der Feldakteur:innen thematisiert, nämlich als mehrheitlich männlich, ohne Migrationsbiografie und aus dem Milieu einer (klein)bürgerlichen Mittelschicht stammend (S. 173), erscheint, nicht zuletzt aufgrund der eingangs erwähnten öffentlichen Debatten zu Polizeigewalt, eine genauere Betrachtung dieser

Positionierungen für kommende Auseinandersetzungen zur Polizei lohnend. Nicht etwa, um eine „Diversifizierung“ der Polizei anzustreben, sondern vielmehr, um die Institution als gesamtgesellschaftlich wirkenden, sowohl unterwerfenden als auch subjektkonstitutiven Machtkomplex weiter zu verdeutlichen.

Der Autorin gelingt in ihrer ethnografischen Studie im Changieren zwischen theoretisch-analytischen und feldinternen Begriffen eine nuancierte Darstellung von Emotionen in ihrer Komplexität und Verwobenheit in Diskursen, Machtkonstellationen und Wissensordnungen und abgerundet durch die zugängliche und gut lesbare Analyse der beruflichen Alltagswelt der Akteur:innen und deren Bedeutungsgewebe eine wichtige, holistische und differenzierte Analyse der affektiven Gewaltarbeit im Forschungsfeld Polizei.

ANNA M. MONSBERGER

Ulinka Rublack: Die Geburt der Mode. Eine Kulturgeschichte der Renaissance. Klett-Cotta, Stuttgart 2022, 534 Seiten, 156 Abbildungen.

Die englische Originalausgabe dieser Monographie erschien 2010 unter dem Titel *Dressing Up. Cultural Identity in Renaissance Europe*. Mit dem Buch gelingt Ulinka Rublack, Professorin der Geschichte der Frühen Neuzeit an der University of Cambridge, was sie sich im Prolog (S. 11–14) vornimmt, nämlich „ein neues Bild der Renaissance mit Blick auf die äußere Erscheinung der Menschen“ zu zeichnen (S. 11). Es soll dazu einladen, „[...] über ‚Äußerlichkeiten‘ nachzudenken und zu sehen, inwiefern dieses bisher vernachlässigte Thema einen wichtigen Teil einer neuen kulturgeschichtlichen Perspektive auf diese Zeit bilden muss.“ (S. 13).

In sieben Kapiteln bringt die Autorin den Leser*innen anekdotisch und unterhaltsam die Bedeutung von Kleidung näher. Angesichts der Fülle an gebotenen Informationen ist es sehr hilfreich, dass alle Kapitel in mindestens vier Subkapitel gegliedert sind und sechs von sieben in je einem Resümee enden.

Im Einführungskapitel (S. 15–62) stellt Rublack die verwendeten Quellen und Methoden vor, also „zur Schau gestellte Kleidung und ihre bildliche Darstellung als Teil kultureller Auseinandersetzungen über Darstellung und Identität [...]“ (S. 53). Für ihre umfassenden Untersuchungen zieht sie neben Gemälden auch bebilderte Flugblätter, Trachten-, Stamm- und Hausbücher heran. Eine große Auswahl von solchen zeitgenössischen Bildmedien sowie von erhaltenen Kleidungsstücken sind im Buch abgedruckt. Darüber hinaus analysiert und kontextualisiert die Autorin schriftliche Überlieferungen wie Inventare, Gesetzestexte und Briefe. Sie beschäftigt sich u. a. mit der Frage, wer welche Art von Kleidungsdarstellungen überhaupt zu Gesicht bekommen hat, und unterscheidet sich dadurch stark von anderen Forschungsbeiträgen zur Kleider- und Modegeschichte – vor allem aus der Kunstgeschichte. Als Grundlage dienen ihr hauptsächlich deutschsprachige Primärquellen aus dem (reichs)städtischen Umfeld des 16. Jahrhunderts, weil „[a]us einer europäischen und globalen Perspektive [...] die Bildpraktiken im Alltag und damit auch bei der Zurschaustellung von Kleidung im frühmodernen Deutschland heraus[stechen]“ (S. 56).

Einem der prominentesten Beispiele überhaupt, in dem die dargestellte Kleidung die Hauptrolle innehat, dem *Kleidungsuechlin* des Augsburger Buchhalters Matthäus Schwarz (1497–1574), ist das zweite Kapitel (S. 63–132) gewidmet. Die Autorin befasst sich vollumfänglich mit diesem Trachtenbuch, mit dem Leben des darin abgebildeten Auftraggebers bzw. Verfassers Matthäus Schwarz, mit den politischen und religiösen (Um)Brüchen seiner Zeit, mit seinen Arbeitgebern aus der Familie Fugger und mit den am Werk beteiligten Künstlern. Es geht ihr dabei um die Selbstwahrnehmung der Menschen dieser Zeit.

Das dritte Kapitel (S. 133–198) beleuchtet – teilweise langatmig – Religion, Antisemitismus und Reformation im Zusammenhang mit Kleidung und Textilien, wobei die Reformation bereits im vorherigen Kapitel eine Rolle spielte. „[Es] soll gezeigt werden, dass dieser Protestantismus nicht strenge Einfachheit, sondern eine gewisse bürgerliche Schicklichkeit predigte und damit Ideale der Renaissance übernahm.“ (S. 137)

Um die Wechselwirkung von Geschlechteridentität mit nationaler Identität geht es in Kapitel vier (S. 199–268). Rublack führt u. a.

aus, warum „Vorstellungen von guter und schlechter Weiblichkeit und Männlichkeit [...] eine große Rolle in der nationalistischen Ideologie [spielten]“ (S. 213). „Frauenkleider hatten politische Bedeutung, denn sie symbolisierten nicht nur bürgerliche Moral, sondern auch nationale Tugend- oder Sündhaftigkeit.“ (S. 204) In diesem Kapitel fällt besonders ins Gewicht, was an dem Buch allgemein zu kritisieren ist, nämlich dass Begriffe wie *Deutschland*, *deutsch*, *Nation* und *national* ohne historische Einordnung verwendet werden. Daher ist es oft unklar, wer oder was genau gemeint ist. Es stellt sich die Frage, ob solcherlei Unschärfen der deutschen Übersetzung geschuldet sind oder andere Gründe haben.

Das nächste Kapitel „Der Blick auf andere“ (S. 269–316) widmet sich der Fremdwahrnehmung. Kleidung war ein Gradmesser dafür, wie fortschrittlich entwickelt eine Gesellschaft eingestuft wurde (S. 272), wobei Abbildungen von fremden Völkern und Nationen selten reale Bekleidungsgewohnheiten widerspiegeln. Im Dienste der Krone(n) wurden Stereotype bewusst erschaffen (S. 274).

Zur Zeit von Albrecht Dürer und Lucas Cranach war Kleidung wesentlich teurer als ihre Darstellung in Gemälden oder Zeichnungen (S. 280), so dass mit diesen sowie mit Accessoires Beziehungen und Netzwerke gepflegt wurden, was in das sechste Kapitel „Kleidung und Konsumenten“ (S. 317–346) überleitet, in dem die Autorin u. a. Einblicke in „Dinge und ihre Bedeutung“ gibt. Das geschieht hauptsächlich an Hand des Briefverkehrs zwischen den Brüdern Paulus (1557–1621) und Friederich (1563–1613) Beheim mit deren Mutter (S. 319). Auch im letzten, dem siebten Kapitel (S. 347–386), „Bürgerlicher Geschmack und Gefühlsstile“, ist ein Briefwechsel aus derselben Nürnberger Patrizierfamilie die zentrale Quelle: die Korrespondenz zwischen dem Ehepaar Magdalena Beheim (1555–1642) und Balthasar Paumgartner (1551–1642). Das Kapitel bleibt auf Nürnberg konzentriert und befasst sich mit textiler Innenausstattung und Repräsentation sowie mit der Frage: „Wie viel wissen wir [...] über die Kleidungsstücke, die die Nürnberger und Nürnbergerinnen tatsächlich besaßen?“ (S. 370).

Im Epilog (S. 387–428) fasst Rublack ihre Erkenntnisse zusammen und kontextualisiert sie vertiefend. Hier erklärt sie noch einmal, warum sie die „Geburt der Mode“, anders als zum Beispiel Fernand Braudel, in der Renaissance ansiedelt (S. 393 ff).

Zurecht plädiert die Autorin dafür, die verschiedenen Bildmedien in kulturwissenschaftlich-historischen Forschungen bezüglich ihres Einflusses auf Praktiken und Diskurse stärker zu berücksichtigen (S. 393).

Durch ein Abbildungsverzeichnis, eine Auswahlbibliographie sowie ein Orts- und Personenregister ist die Monographie auch als Nachschlagewerk benutzbar.

Fazit: Die Lektüre weckt Wissbegierde, und die Publikation ist dazu innen wie außen optisch und haptisch ansprechend gestaltet. Endlich ein weiteres solides deutschsprachiges Handbuch für alle, die historisch/kulturwissenschaftlich zu Mode und Bekleidung forschen. Impulsgebung inklusive.

MARIA RAID

Tatiana Zachar Podolinská und Katarína Popelková:
Story of Cohesion. On the History of an Academic Institution
 (= *Ethnological Studies* 57). Bratislava 2023, 432 Seiten.

Story of Cohesion – Eine Geschichte von Zusammenhalt nennen Tatiana Zachar Podolinská und Katarína Popelková ihr Werk zur Geschichte des Instituts für Ethnologie und Sozialanthropologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bratislava.

Ausgangspunkt war eine geplante kurze Laudatio der Direktorin Zachar Podolinská zum 75-jährigen Bestehen des Instituts. Daraus wurde, die Grenzen des ursprünglich geplanten Genres und Zeitraums überschreitend, eine qualitative Studie, basierend auf historischen Quellen, aktuellen Daten, Interviews und Erinnerungen von Kolleg*innen und Zeitzeug*innen zum 77-jährigen Bestehen.

Gegliedert ist dieses institutionelle Autonarrativ in vier Abschnitte, die jeweils eine Generation innerhalb des Instituts beschreiben: „the Generation of Founders (1950s and 1960s), the Generation of Builders (primarily the 1970s and 1980s), the Transformation Generation (primarily the 1990s and the first decade of the 21st century) and the Generation of Innovators (second decade of the 21st century)“.

Für jede Generation stellen Zachar Podolinská und ihre Mitautorin und Mitarbeiterin Katarína Popelková Persönlichkeiten, Forschungsprojekte, wissenschaftliche Diskurse und wichtige Publikationen vor. Wohl der Logik einer Institutspublikation der Akademie der Wissenschaften folgend, erhalten die Bemühungen um den Erhalt des Instituts durch die Jahrzehnte sowie das aktuelle Ranking innerhalb der Akademie viel Raum. Eine knappere Darstellung dieser Themenbereiche hätte der englischsprachigen Publikation, die sich auch an eine akademisch interessierte internationale Öffentlichkeit wendet, gutgetan.

Die Autorinnen schildern anschaulich, wie politische Ereignisse und Epochen, in diesem Fall die Sowjetisierung und der Realsozialismus, die Samtene Revolution 1989 und die Auflösung der Tschechoslowakei mit der Bildung der Neustaaten Tschechische Republik und Slowakische Republik, der Eintritt in die Europäische Union 2004 und wechselnde Regierungen, auf eine vergleichsweise kleine Institution wirkten und wirken.

1989 entstanden zwischen dem Institut in Bratislava und dem Volkskundemuseum Wien enge kollegiale Kontakte, die in der Folge auch zu Lehraufträgen und Vorträgen am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien führten. Damit begannen die Öffnung und Internationalisierung des slowakischen Instituts, das heute in vielfältige Kooperationen in den Bereichen Forschung, Lehre und medialer Präsentation eingebunden ist.

Dass das Institut für Ethnologie und Sozialanthropologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften *Ústav etnológie a sociálnej antropológie SAV* zahlreiche krisenhafte Ereignisse ohne größere Brüche bewältigt hat, schreiben die Autorinnen der *cohesion*, also dem Zusammenhalt zu. Darunter verstehen sie über aktuelle Teambildungsmaßnahmen hinaus eine kulturelle Praxis mit jahrzehntelanger Tradition, die die Mitarbeiter*innen des Instituts nach innen und außen gestärkt haben. Die jeweiligen Leiter*innen unterstützten Mitarbeitende in der Zeit des Realsozialismus und auch danach in kritischen Situationen im Verhältnis zu staatlichen Institutionen. Ihr Anliegen war es, gute Arbeitsbedingungen zu schaffen und einen gewinnbringenden Austausch zwischen den Generationen zu fördern. Dies gelang auch durch gemeinsam organisierte und verbrachte Freizeit, Ferienaufenthalte und legendäre Faschingsfeste, zu denen sie auch Kolleg*innen aus Wien einluden.

Das Festhalten gemeinsamer Erinnerungen und die Bereitschaft der Beteiligten, über Erlebtes zu reflektieren und es als Material für eine Publikation zur Verfügung zu stellen, zeichnen diese Arbeit aus. Bezugnehmend auf Roberto Esposito, Paul Rabinow, Edith Turner und Victor Turner widmen die Autorinnen dem Aspekt der Institution als *communitas* konsequente Aufmerksamkeit. Durch alle Kapitel, Epochen und Generationen untersuchten sie die „unwritten rules of the game“ (S. 10).

Zachar Podolinská und Katerína Popelková schufen einen anregenden Lesestoff, indem sie die Geschichte des Instituts von innen nicht als eine reine Erfolgsgeschichte beschreiben, sondern Rückschläge, Misserfolge, Kritik und als problematisch empfundenes persönliches Verhalten nicht verschweigen und zum Teil der Erzählung machen.

Es wird wohl Gründe dafür geben, dass es im Buch keine Fotografien der zahlreichen Akteur*innen oder der Räumlichkeiten des Instituts gibt, genannt werden diese nicht. Matúš Hnát, der für das überaus ansprechende Design und Layout verantwortlich ist, hätte sicher eine Idee gehabt, Fotos zu integrieren. Aber auch ohne Illustrationen bietet das Werk dank der Übersetzung von Judita Takáčová eine anregende und informative Lektüre über eine Institution, die bereit war, ihre Geschichte und Gegenwart zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Reflexion zu machen.

BARBARA TOBLER

Eingelangte Literatur¹

- Abboud, Hamed:** Meine vielen Väter. Wien, Edition Korrespondenzen, 2023. 120 Seiten
- Andujar, Claudia, Marcos Gallon, Judit Gel-lér, Magdolna Szabó und György Szeljak:** Yanomami. Spirits. Survivors. Photo exhibition of Claudia Andujar. Exhibition catalogue. Budapest, Museum of Ethno-graphy, 2023. 197 Seiten
- Benedikt, Aurelia und Peter Emberger (Hg.):** Maria Waldrast. Servitenkloster – Wallfahrt – Kraftort. Innsbruck u. a., Tyrolia-Verlag, 2024. 157 Seiten
- Bürkert, Karin (Hg.):** Alltag. Konflikt. Wan-del. In Nachbarschaft zum Kernkraftwerk. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft e.V., ekw, 2024. 354 Seiten
- Carter, Ros und Sofie Krogh Christensen (Hg.):** Pia Arke (Ausstellungskatalog anlässlich der retrospektiven Ausstel-lungen „Silence ans Stories“ und „Arctic hysteria“ 2024, John Hansard Gallery 10.02.-11.05.2024, KW Institute for Contemporary Art 06.07.-20.10.2024). Southampton, John Hansard Gallery, 2024. 127 Seiten
- Colla, Elisa und Tiziana Gatti:** Nobiltà in movimento. Carrozze e slitte di Castel Thun. Trento, Castello del Buoncon-siglio, 2024. 159 Seiten (= Castello in mostra, 19)
- Cull, Rose und Daniel Cull:** Museums and well-being. London, Routledge, 2023. 128 Seiten
- Dirninger, Christian, Thomas Hellmuth, Ewald Hiebl, Günther Marchner, Martin Scheutz (Hg.):** Aus dem Salzkammergut. Ein Lesebuch. Lebenskünstlerinnen, Nein-sager, Gipfelstürmerinnen, Naturtalente, Visionärinnen, Schrittmacher. Salzburg, Verlag Anton Pustet, 2024. 317 Seiten
- Džihčić, Vedran:** Ankommen. Wien, Kre-mayr & Scheriau, 2024. 111 Seiten
- Egbers, Vera, Christa Kamleithner, Özge Sezer und Alexandra Skedzuhn-Safir (Hg.):** Architectures of colonialism. Con-structed histories, conflicting memories. Basel, Birkhäuser, 2024. 280 Seiten (= Kulturelle und technische Werte historischer Bauten, Special Volume)
- Ege, Moritz (Hg.):** Spenden, Supporten, Bezahlen. Digitale Neukonfigurationen moralisch-ökonomischer Alltagsprakti-ken. Zürich, ISEK – Populäre Kulturen, Universität Zürich, 2023. 196 Seiten (= Werkstücke, Sonderband 2023)
- Eitel, Kathrin (Hg.):** Klimageschichten. Planet, Krise, Fiction. Münster, edition assemblage, 2024. 114 Seiten
- Ermann, Ulrich, Malte Höfner, Sabine Host-niker, Ernst Michael Preininger und Danko Simić (Hg.):** Die Region. Eine Begriffs-erkundung. Bielefeld, transcript, 2023. 330 Seiten (= Sozial- und Kulturgeo-graphie, 52)
- Fischer-Briand, Roland (Hg.):** Fabelhafte Fotografie, bühnenreif. Die Alben des Hubert Marischka. Anlässlich der Aus-stellung „Showbiz made in Vienna. Die Marischkas“, 18. Oktober 2023 bis 9. September 2024, Theatermuseum, Wien = Fabulous photography, ready for the stage. The albums of Hubert Marischka. On the occasion of the exhi-bition ‘Showbiz made in Vienna. The Marischkas’, 18 October 2023 to 9 Sep-tember 2024, Theatermuseum, Vienna. Salzburg, FOTOHOF edition, 2023. 181 Seiten (= FOTOHOF edition, 366)

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Gammerl, Benno:** Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute. München, Hanser, 2023. 270 Seiten
- Gau, Sönke, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.):** Museum und Ausstellung als gesellschaftlicher Raum. Praktiken, Positionen, Perspektiven. Bielefeld, transcript, 2024. 241 Seiten (= Edition Museum, 71)
- Giannone, Antonella und Christina Threuter:** Protestkleider. Kleidung und die ästhetische Politik der Straße. Bielefeld, transcript, 2024. 133 Seiten (= Fashion Studies, 13)
- Gleis, Ralph und Ursula Storch (Hg.):** Secessionen. Klimt, Stuck, Liebermann. (Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Alten Nationalgalerie, Berlin, 23.6. bis 22.10.2023 und im Wien Museum, 22.5. bis 13.10.2024.) München, Hirmer, 2023. 327 Seiten
- Hauße, Tobias:** Die Leere im Zentrum der Tat. Eine Soziologie unvermittelter Gewalt. Hamburg, Hamburger Edition, 2024. 205 Seiten
- Heimerdinger, Timo und Marion Näser-Lather (Hg.):** Position beziehen, Haltung zeigen!?! Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung. Münster, Waxmann, 2024. 271 Seiten (= Freiburger Studien zur Kulturanalyse, Band 7)
- Hessenberger, Edith (Hg.):** Viech. Vom Grauvieh und anderen Weidetieren. Innsbruck, Studienverlag, 2024. 322 Seiten (= Öztaler Museen Schriften, 10)
- Hessenberger, Edith und Veronika Raich (Hg.):** Öztaler Gletscher. Katastrophen, Klimawandel, Kunst. Innsbruck, Studienverlag, 2023. 187 Seiten (= Öztaler Museen Schriften, 9)
- Hofmann, Angelika:** Die letzte Fahrt. Das urnenfelderzeitliche Wagengrab von Essenbach = The final journey. The Urnfield-Period wagon grave from Essenbach. (Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, 25.7.2024 bis 7.1.2025.) Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2024. 120 Seiten
- Holert, Tom:** Ca. 1972. Gewalt – Umwelt – Identität – Methode. Leipzig, Spector Books, 2024. 537 Seiten
- Holzer, Anton, Harald Krejci, Frauke Kreutler, Edgar Lissel, Gerda Ridler, Alexandra Schantl, Kerstin Stremmel (Hg.):** Elfriede Mejchar – Grenzgängerin der Fotografie. Eine Publikation der Landesgalerie Niederösterreich, der Landessammlungen Niederösterreich, des Wien Museums und des Museums der Moderne Salzburg. München, Hirmer, 2024. 304 Seiten
- Keller, Christina (Red.):** Begehrt, umsorgt, gemartert. Körper im Mittelalter. (Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Schweizerischen Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich, 15.3. bis 14.7.2024.) Zürich, Scheidegger & Spiess, 2024. 157 Seiten
- Klaassen, Oliver und Andrea Seier (Hg.):** Queerulieren. Störmomente in Kunst, Medien und Wissenschaft. Berlin, Neofelis, 2023. 335 Seiten
- Klaß, Anna:** „Das Ergebnis steht halt noch nicht fest.“ Queere und feministische Praktiken des Flirtens in Zeiten von #MeToo. München, utzverlag GmbH, 2024. 159 Seiten (= Münchner ethnographische Schriften, 38)
- Kohl, Karl-Heinz:** Neun Stämme. Das Erbe der Indigenen und die Wurzeln der Moderne. München, C.H. Beck, 2024. 311 Seiten
- Kolesch, Doris (Hg.):** Affektive Dynamiken der Gegenwart. Formen, Wirkungen, Erfahrungen. Berlin, Neofelis, 2024. 297 Seiten
- Kollmann-Obwegeser, Stefanie:** Villa. Werder. Marte. Häusle. Rankweil, Marktgemeinde Rankweil, 2024. 192 Seiten (= Dokumente Rankweil, 9)
- Konrad, Dagmar:** Missionskinder. Migration und Trennung in Missionarsfamilien der Basler Mission des 19. Jahrhunderts. Münster, Waxmann, 2023. 368 Seiten

- Krejs, Bernadette:** Instagram-Wohnen. Architektur als Bild und die Suche nach gegenhegemonalen Wohnbildwelten. Bielefeld, transcript, 2024. 352 Seiten (= wohnen+/-ausstellen, 10)
- Kühn, Thomas (Hg.):** Dinge. Bilder. Menschen. Beiträge zur Volkskunde, Geschichte und Museumsarbeit in Hagenow, Mecklenburg und darüber hinaus. Festschrift für Henry Gawlick zum 65. Geburtstag. Wismar, Callidus, 2023. 271 Seiten
- Lange, Jan, Manuel Liebig und Charlotte Räuchle (Hg.):** Lokale Wissensregime der Migration. Akteur*innen, Praktiken, Ordnungen. Wiesbaden, Springer VS, 2023. IX, 272 Seiten
- Letz, Malte und Juliane Lippok:** Globales Lernen im Museum. Ein Praxisleitfaden. Bielefeld, transcript, 2024. 128 Seiten (= Edition Museum, 82)
- Mertens, Christian, Gerhard Milchram und Michael Wladika (Hg.):** „In gutem Glauben erworben“. 25 Jahre Restitutionsforschung der Stadt Wien. Wien, Czernin, 2024. 351 Seiten
- Mitschka, Konrad, Karin Moser und Stefan Benedik (Hg.):** Radiomomente. Erinenerungen und Analysen zu 100 Jahren Radio in Österreich. Wien, Österreichischer Rundfunk/ORF, 2024. 152 Seiten
- Müske, Johannes und Michael Fischer (Hg.):** Schlager erforschen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein populäres Phänomen. Münster/New York, Waxmann, 2023. 237 Seiten (= Populäre Kultur und Musik, 36)
- Perndl, Isolde und Alfred Weidinger (Hg.):** Vom Krafttier zum Angsttier? Kulturgeschichte des Wolfes. (Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Schlossmuseum Linz, 13.12.2023 bis 1.9.2024.) Linz, ÖÖ Landes-Kultur GmbH, 2024. 128 Seiten
- Poppe, Gerhard (Hg.):** Wege – Gestalten – Profile. Katholische Kirche in der sächsischen Diaspora. Leipzig, Leipziger Universitätsverlag GmbH, 2023. 377 Seiten
- Raneberg, Christoph:** Frankreich im Zuckerstreit. Eine Wirtschaftsgeschichte von Napoleon bis zum Zweiten Weltkrieg. Berlin u. a., LIT, 2023. 511 Seiten (= Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 12)
- Reinsch, Natalie, Frauke Geyken, Cornelia Eisler und Thomas Overdick (Hg.):** Herkunft. Heimat. Heute. Zur Musealisierung von Heimatstuben und Heimatsammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*innen. Eine Tagung des Museumsverbandes für Niedersachsen und Bremen e.V. in Kooperation mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg, 21.–23. September 2022. Oldenburg, Isensee Verlag, 2023. 256 Seiten (= Schriftenreihe des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen e.V., 6)
- Richter, Jessica:** Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (1880-1938). Berlin, De Gruyter Oldenbourg, 2024. 515 Seiten
- Robnik, Drehtli:** Flexibler Faschismus. Siegfried Kracauers Analysen rechter Mobilisierungen damals und heute. Bielefeld, transcript, 2024. 293 Seiten (= Edition Politik, 163)
- Roche, Sophie:** Konfliktforschung in der Ethnologie. Eine Einführung. Mit Beispielen aus aktuellen Asylverfahren. Berlin, Reimer, 2024. 302 Seiten
- Roll, Carmen, Christoph Kürzeder, Steffen Mensch und Marc-Aeilko Aris (Hg.):** Verdammte Lust! Kirche. Körper. Kunst. Katalogband. München, Hirmer, 2023. 453 Seiten (= Kataloge und Schriften des Diözesanmuseums für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising, 81)
- Roll, Carmen, Christoph Kürzeder, Steffen Mensch und Marc-Aeilko Aris (Hg.):** Verdammte Lust! Kirche. Körper. Kunst. Essayband. München, Hirmer, 2023. 215 Seiten (= Kataloge und Schriften des Diözesanmuseums für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising, 82)
- Rosegger, Peter:** Gabriel Mondfels. Ein Jugendleben. Peter Roseggers erstes/

- letzes Buch. Graz, CLIO, 2024. 272 Seiten (= Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek, 47)
- Rötzer, Florian:** Lesen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz. Über den Wandel einer Kulturtechnik. Bielefeld, transcript, 2023. 127 Seiten (= Wie wir lesen – Zur Geschichte, Praxis und Zukunft einer Kulturtechnik, 6)
- Santos, Fabio und Clara Ruvituso (Hg.):** Globale Soziologie. Vergessene Theorien, verflochtene Geschichten. Wiesbaden, Springer VS, 2024. 278 Seiten
- Schöppner, Ralf (Hg.):** Humanismus in, Mitgliedschaft out? Moderne Formen von Zugehörigkeit. Aschaffenburg, Alibri Verlag, 2023. 292 Seiten (= Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Deutschland, Band 10)
- Schübler, Walter:** Vom Essen zwischen den Kriegen. Wien, Atelier, 2024. 358 Seiten
- Schwarz, Werner Michael und Susanne Winkler (Hg.):** Der Wiener Prater. Labor der Moderne. Politik – Vergnügen – Technik. (Diese Publikation erscheint anlässlich der Eröffnung des Pratermuseums im März 2024.) Basel, Birkhäuser, 2024. 447 Seiten
- Seeck, Francis:** Klassismus überwinden. Wege in eine sozial gerechte Gesellschaft. Münster, Unrast, 2024. 127 Seiten
- Seidler, Charlotte und Petra Suchy:** Schieben. Stapeln. Falten. Über die Bedürfnisse in der Kulturvermittlung. Ein Designkonzept fürs Volkskundemuseum Wien. (Masterarbeit im Rahmen des Studiengangs Ausstellungsdesign an der FH Joanneum.) Graz, 2023. 3 Bände
- Selheim, Claudia (Hg.):** Mikrowelten Zinnfiguren. Die Sammlung Alfred R. Sulzer. (Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, 9.5.2024 bis 26.1.2025.) Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2024. 287 Seiten
- Sulzenbacher, Hannes und Gerhard Milchram (Hg.):** Raub = Theft. (Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung Raub im Jüdischen Museum Wien Judenplatz und Wien Museum, 6.6. bis 27.10.2024.) Wien, Jüdisches Museum Wien/Wien Museum, 2024. 99 Seiten
- Toxische Pommies:** Ein schönes Ausländerkind. Roman. Wien, Paul Zsolnay Verlag, 2024. 205 Seiten
- Wallnöfer, Elsbeth:** How to wear a Dirndl. (K)eine Gebrauchsanleitung. Salzburg, Verlag Anton Pustet, 2024. 104 Seiten
- Watzlawik, Jan C. (Hg.):** Der Kongress der Dinge. Zur materiellen Kultur wissenschaftlicher Zusammenkünfte. Dortmund, Technische Universität Dortmund, 2024. 102 Seiten (= Dortmunder Materialien zur materiellen Kultur, 12)

Internationale Zeitschriftenschau

- Alltag, Kultur, Wissenschaft.** 10. Jahrgang, 2023. Beiträge: Hanna Endres: Die „leydige ansteckende Seuch“. Infektionskrankheiten unter Mensch und Tier im Hochstift Würzburg um 1700. 15–39; Meike Wolf: Menschen, Mikroorganismen, Resistenzen. Praktiken des Zusammenlebens. 43–61; Karoline Schramm: Achtung Tierseuche! Herausforderung für Mensch und Tier. 67–78; Wolf Peter Klein: Sprachwandel und Sprachdiskussionen in der Corona-Pandemie. Muster und Mythen. 81–107; Arnika Peselmann: Achtung, Apfelwickler! Pflanzenkrankheiten in ländlichen Ökonomien aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. 109–133.
- Graugold.** Magazin für Alltagskultur, 2024. Aufsätze: Jürgen Scheffler: „Volkskunde“ in der Lehrerbildung 1946–1949: Wilhelm Hansen und die Pädagogische Akademie Detmold. 24–38; Heye Bookmeyer: Erziehungstipps aus dem 16. Jahrhundert. 72–81; Walter Gödden: Handlungsreisende in Sachen Literatur: Über Lust und Frust von Lesungen. 88–95; Kurze Texte und Fotostrecken zu folgenden Alltagsthemen: Objekte kolonialer Vergangenheit; NS-Zwangsarbeit; Möbel aus der NS-Zeit; Lebensmittelkarten; Torfstechen; u. v. a. mehr auf 162 Seiten.
- Kieler Blätter zur Volkskunde.** 55. Jahrgang, 2023. Beiträge: Christine Oldörp: Sprechen. Methodologische Überlegungen zum alltäglichen Gebrauch von Sprache. 7–31; Inga Reimers: Arbeit an und in der Dorfgemeinschaft. Ländliche Coworkingspaces als Verhandlungsorte des guten Lebens und Arbeitens im ländlichen Raum. 33–49; Martina Röthl: „[B]eing a girl in the world right now is one of the hardest things there is“. Popkulturelle Adressierungen, intergenerationale Konflikte, feministische (?) Subjektivierungspotenziale. 51–68.
- Volkskunde in Sachsen.** Jahrbuch für Kulturanthropologie. Band 35, 2023. Zum Thema „Lager. Inszenierung und Musealisierung“. Beiträge: Klaus Neumann: Koffer sind nicht gleich Koffer, aber ein Lager ist ein Lager. Erzwungene (Im)Mobilität in der Sächsischen Schweiz und anderswo. 13–30; Christian Günther: Virtual Reality in Gedenkstätten. Authentifizierungsstrategien. 31–43; Susanne Abeck und Anke Asfur: Vom Mannschafts-Stammlager zum O-Lager. Ein vielschichtiger Ort in Soest. 45–61; Bernhard Bremberger: Bürgerschaftliches Engagement statt etablierter Gedenkstätte. Das Erinnern an das Berliner Krankensammlager Blankenfelde-Nord. 63–76; Anna Haut und Piritta Kleiner: Interpretationen und Inszenierungen am Fluchtpunkt Friedland. Das Grenzdurchgangslager Friedland zwischen Erinnerungsort und Erstaufnahmeeinrichtung. 77–94; Joachim Baur: Camps als *contact zones*? Ein Vorschlag. 95–108. Aufsätze: Günther Noll: „Unser Liederbuch“, eine Lieder(text)handschrift aus dem Gulag. Ein Beispiel für den Überlebenswillen Strafgefängener. 113–160; Clemens Uhlig: Blicke durch den Vorhang. Ost-West-Kontakte in Plauen in den ‚langen‘ Fünfziger Jahren. 161–196; Laura Wehr: „Meinen Eltern war immer klar, dass dieser Staat Freiheitsrechte verletzt! Bananen waren für sie nicht wichtig!“ Ausreisemotive in den erzählten Erinnerungen von Übersiedler-Familien. 197–218.
- Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.** 120. Jahrgang, 2024, Heft 1. Beiträge: Christoph Bareither: Kulturen der künstlichen Intelligenz. AI Assemblages und die Transformationen des Alltags. 5–26; Maren Heibges: Mix-a-lot: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für die Empirische Kulturwissenschaft. 62–89; Markus Tauschek: Gegen die Essenzialisierung. Kulturelle Aneignung als Problem. 90–107.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag.^a Katja Brunn, BA
1180 Wien, Teschnergasse 21/4
katja.brunn@yahoo.com

Thassilo Hazod, MA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
thassilo.hazod@univie.ac.at

Felix Gaillinger, MA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
felix.gaillinger@univie.ac.at

Camilla Geißelbrecht, BA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
camilla.geisselbrecht@univie.ac.at

Dr. Sebastian Gietl
Institut für Information und Medien,
Sprache und Kultur
Universität Regensburg
93053 Regensburg, Universitätsstraße 31

Prof. Dr. Rolf Lindner
12159 Berlin, Moselstr. 7–8
rolf.lindner@hu-berlin.de

Jana Paulina Lobe, MA
Lehrstuhl für Europäische Ethnologie
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
96047 Bamberg, An der Universität 5
Jana-paulina.lobe@uni-bamberg.de

Anna Magdalena Monsberger, BA
Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Universität Graz
8010 Graz, Attems-gasse 25/I
anna.monsberger@uni-graz.at

Mag. Kathrin Pallestrang
Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Mag.^a Magdalena Puchberger
Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
magdalena.puchberger@
volkskundemuseum.at

Maria Raid, BA MA
Volkskundemuseum Wien
1080 Wien, Laudongasse 15–19
maria.raid@volkskundemuseum.at

Univ.-Prof. Mag. DDR. Bernd Rieken
2500 Baden, Andreas Hofer-Zeile 17
bernd.rieken@univie.ac.at

Barbara Tobler, MA MSc
Korngasse 7
7021 Draßburg
barbara.tobler7021@gmail.com

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben

Redaktionsteam

Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Kathrin Pallestrang,
Magdalena Puchberger und Johann
Verhovsek

Redaktionsanschrift

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. H. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at/oezv

Gesamtredaktion und Produktion

Magdalena Puchberger
magdalena.puchberger@volkskundemuseum.at

Abhandlungen & Essays

Katharina Eisch-Angus
Alexa Färber
Ute Holfelder
Oliwia Murawska
Magdalena Puchberger

Berichte & Besprechungen

Thassilo Hazod (Chronik/Berichte)
Magdalena Puchberger
(Chronik/Berichte)
Kathrin Pallestrang (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)
Johann Verhovsek (Rezensionen)

neuerDings

Kathrin Pallestrang
Magdalena Puchberger

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,—
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,—
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck Ges.m.b.H.

